

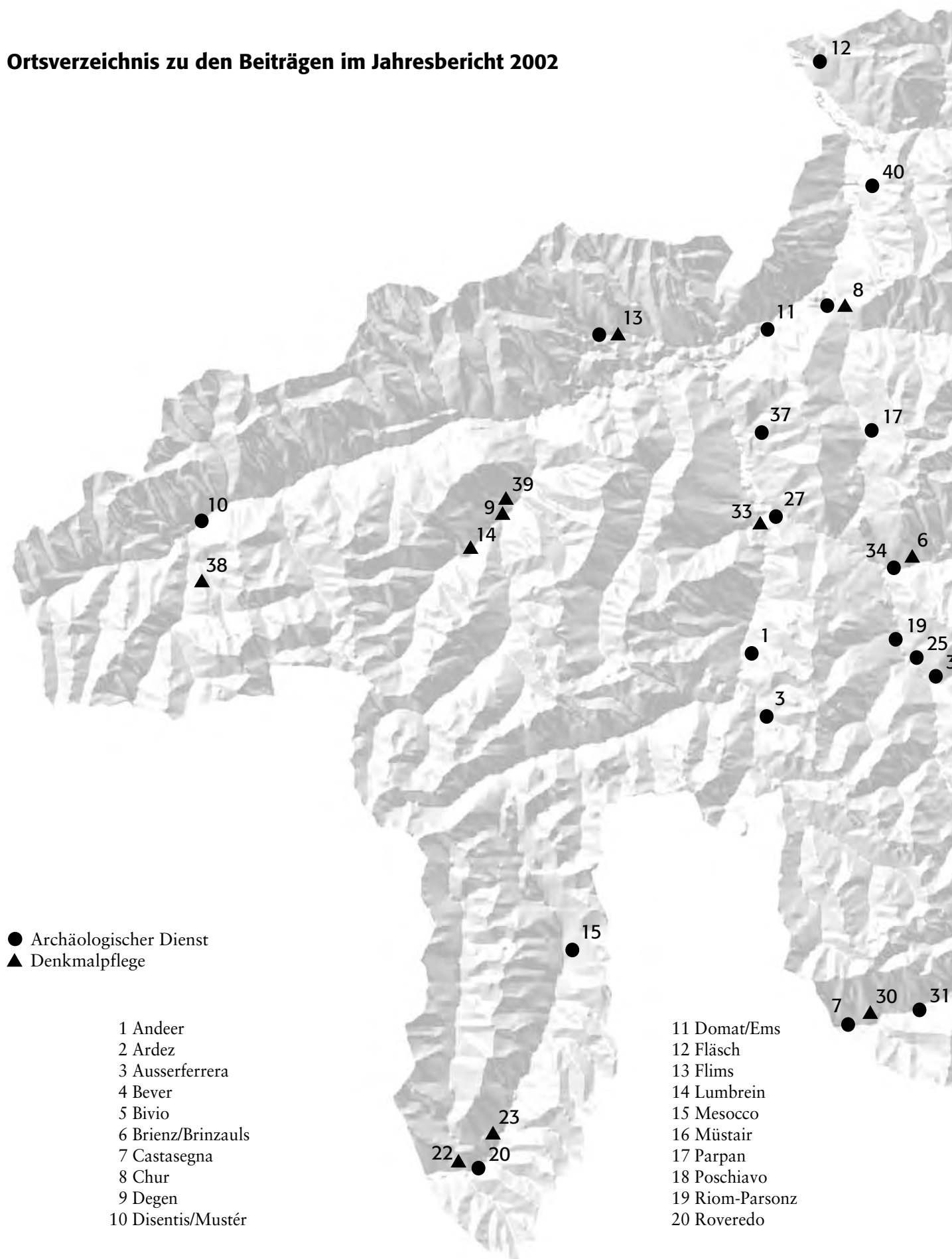
Archäologischer Dienst Graubünden Denkmalpflege Graubünden

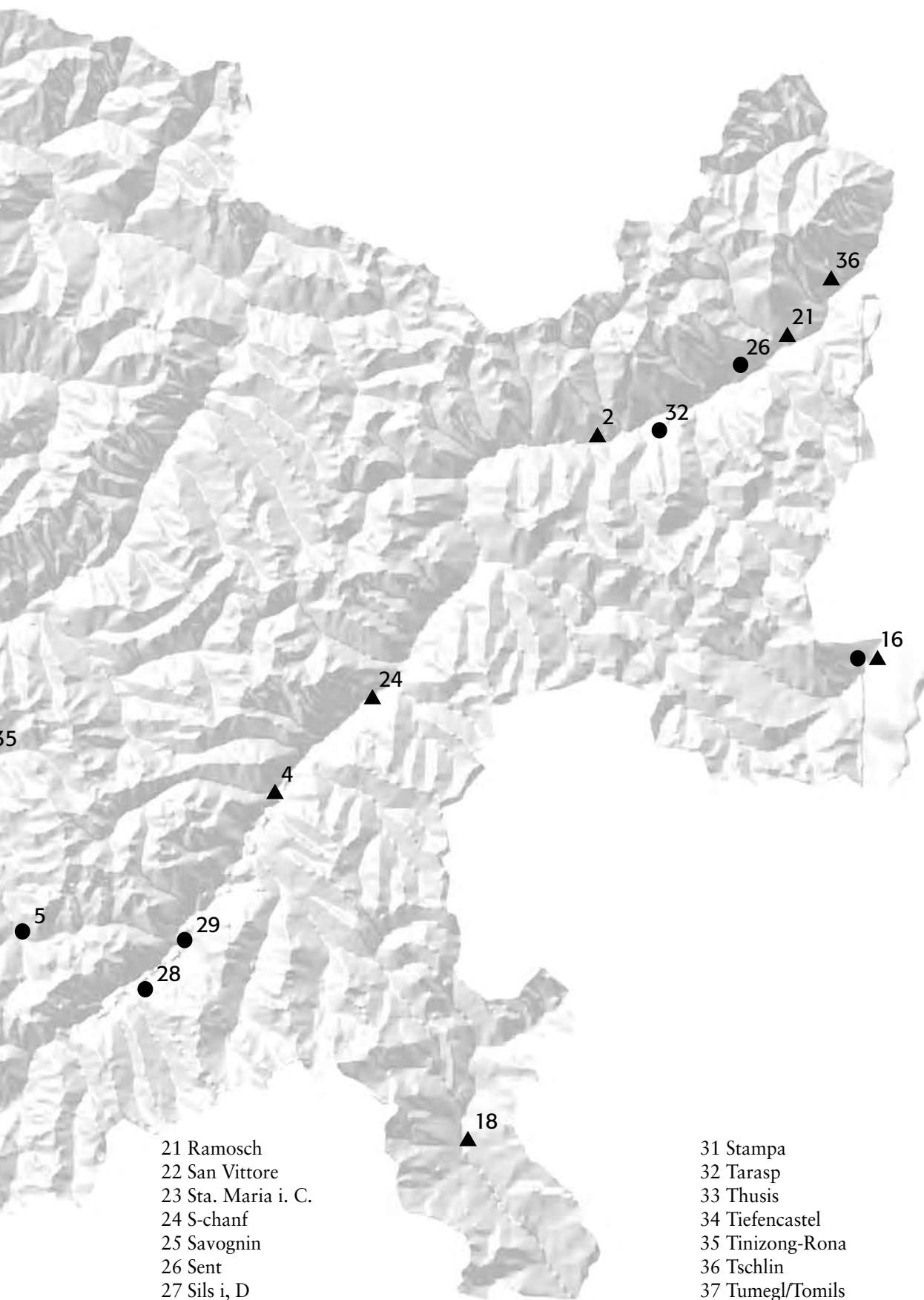
Jahresberichte



2002

Ortsverzeichnis zu den Beiträgen im Jahresbericht 2002





21 Ramosch
22 San Vittore
23 Sta. Maria i. C.
24 S-chanf
25 Savognin
26 Sent
27 Sils i, D
28 Sils i. E./Segl
29 Silvaplana
30 Soglio

31 Stampa
32 Tarasp
33 Thusis
34 Tiefencastel
35 Tinizong-Rona
36 Tschlin
37 Tumegl/Tomils
38 Val Medel
39 Vella
40 Zizers

2002

**Jahresberichte des Archäologischen
Dienstes Graubünden und
der Denkmalpflege Graubünden**

Titelbild

Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Detail der Petrusgruppe aus dem Gesprenge des Hochaltars von Jakob Russ, 1486-1492.

Impressum

Herausgeber
ADG/DPG

Lektorat und Redaktion
Jb DPG: Ludmila Seifert-Uherkovich, Chur
Jb ADG: Gaudenz Hartmann, Hans Seifert, Mathias Seifert (ADG)

Gestaltung, Satz und Lithos
Gaudenz Hartmann (ADG)

Belichtung und Druck
Südostschweiz Print AG, Chur

© bei ADG/DPG und den Autoren,
Haldenstein/Chur 2003

ISBN 3-9521836-4-4

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

Urs Clavadetscher	Vorwort	8
Urs Clavadetscher	Überblick über die Tätigkeiten des Archäologischen Dienstes Graubünden im Jahre 2002	9
Mathias Seifert Jane Bihr-de Salis	Untersuchungen zur Gartengestaltung der Semper-Villa Garbald in Castasegna	17
Alfred Liver	Vorbericht zu den Ausgrabungen in Domat/Ems (Dorfplatz/Überbauung Coop/Via Cisterna)	26
H. R. Sennhauser Jürg Goll Guido Faccani H. R. Courvoisier	Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann	31
Manuel Janosa	Sils i. D., Burganlage Hohenrätien - Ein Vorgängerbau zur bestehenden Kirche	44
Ebbe Nielsen	Chur, Marsöl. Eine spätpaläolithische Fundstelle im Bündner Rheintal	48
Walter Studer	Disentis/Mustér, Kloster St. Martin: Teilrekonstruktion der Plastik und Malerei eines Engels des Strafgerichtes aus dem 8. Jahrhundert	73
Bruno Caduff Heide Hüster Plogmann José Diaz Tabernero Michael Durst	Zum frühmittelalterlichen Speisezettel in Tumezl/Tomils, Sogn Murezi	96
Georg O. Brunner	Der Nachweis römischer Wege und Karrengeleise durch Funde von Hufschuhfragmenten (Julier, Septimer, Maloja, Lenzerheide)	116
	Kurzberichte	124
	Abbildungsnachweis	234
	Abkürzungen	235
	Adressen der Dienststellen/Autoren	236

Jahresbericht der Denkmalpflege Graubünden

Hans Rutishauser	Vorwort	158
Marc Antoni Nay	Überblick über die Tätigkeiten der Denkmalpflege Graubünden im Jahre 2002	159
Hans Rutishauser	Müstair, Kloster St. Johann. Massnahmen der Denkmalpflege	166
Hans Rutishauser	Zur Restaurierung des spätgotischen Hochaltarretabels in der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur	170
Marc Antoni Nay	Die Petrusgruppe aus dem Hochaltar der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur	175
Augustin Carigiet	Brienztal/Brinzauls, Burgruine Belfort. Baugeschichtliche Untersuchung, 1. und 2. Etappe	184
Peter Mattli	Sta. Maria i. C., Pfarrhaus - Was lange währt, wird endlich gut!	197
Peter Mattli	San Vittore, Ca' del Gerb - Ein Tessinerhaus im Misox	202
	Kurzberichte	206
Thomas F. Meyer	Aus- und Umbau von Engadinerhäusern - eine denkmalpflegerische Betrachtung	210
Mengia Mathis Thomas F. Meyer	Umgang mit Aussenräumen – Das Beispiel Tschlin	219
Yvonne Kocherhans Gian Carlo Bosch	Forschungsprojekt Haus – Siedlung – Landschaft	223
Marc Antoni Nay	Konzepte für die Kulturlandschaft Val Medel – ein Zwischenbericht	227
	Abbildungsnachweis	234
	Abkürzungen	235
	Adressen der Dienststellen/Autoren	236

Vorwort

Das grosse Interesse einer breiten Öffentlichkeit für die im Boden verborgenen Strukturen und Funde, die durch archäologische Untersuchungen ans Tageslicht kommen und anschliessend ausgewertet und veröffentlicht werden, hält erfreulicherweise unvermindert an. Dass gerade in einer Zeit, da das Wirtschaftswachstum beinahe zum Erliegen gekommen, die Angst um den Arbeitsplatz gestiegen ist und auch die weltpolitische Lage zur Sorge Anlass gibt, dennoch dieses Interesse noch mehrheitlich vorhanden ist, gibt Anlass zur Hoffnung. Es ist nämlich in den meisten Fällen nicht möglich, eine archäologische Untersuchung auf bessere Zeiten zu verschieben, da durch notwendige bauliche Eingriffe Sachzwänge entstehen, die eine Untersuchung unumgänglich machen. Nur eine sorgfältige Ausgrabung und Dokumentation kann verhindern, dass wertvolle Hinweise auf die Lebensweise und Geschichte unserer Vorfahren unwiederbringlich verloren gehen.

Die Öffentlichkeitsarbeit als eine der Kernaufgaben unseres Amtes schlägt sich

auch in den zahlreichen Führungen, Ausstellungen und Vorträgen nieder, die von unserer Amtsstelle zu aktuellen Grabungen organisiert werden. Das Echo bei den Behörden und der Bevölkerung auf unseren Jahresbericht ist nach dessen Erscheinen jedes Mal sehr gross und durchwegs positiv. Das Bewusstsein für die Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Vergangenheit unseres Kantons findet oftmals auch bei Gemeindebehörden, Kirch- und Bürgergemeinden aber auch Grossunternehmen offene Ohren, auch wenn dabei Termin- oder Planänderungen in Kauf genommen werden müssen. In bester Erinnerung bleibt mir in diesem Zusammenhang die einvernehmliche Lösung, die im letzten Jahr mit der Holcim Zement AG in Untervaz für die Grabungen auf dem Haselboden gefunden werden konnte. Auch in Domat/Ems war es nur dem grossen Verständnis und Entgegenkommen der Behörden zu verdanken, dass die bronzezeitlichen und römischen Siedlungsreste auf dem Dorfplatz nicht ohne Untersuchung dem Bagger geopfert werden mussten.

Überblick über die Tätigkeiten des Archäologischen Dienstes Graubünden im Jahre 2002

Urs Clavadetscher

Kaum waren die archäologischen Untersuchungen in Domat/Ems, Dorfplatz, beendet, musste der ADG im Frühjahr 2002 nur 100 Meter entfernt auf dem Gelände des geplanten Coop-Einkaufszentrums eine Grossgrabung veranlassen, die dank dem Einvernehmen mit der Bauherrschaft in einem vernünftigen Zeitrahmen durchgeführt werden konnte. Noch während diesen Untersuchungen wurden wir auf ein privates Bauprojekt unweit der Grabungsstelle aufmerksam, das noch im Herbst 2002 realisiert werden sollte. Die Vorabklärungen erbrachten auch dort den Nachweis von archäologischen Strukturen, was eine weitere Grabung notwendig machte. Überraschend für uns Archäologen war die Grösse der ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsfläche von Domat/Ems, die wir in diesen Dimensionen bisher von keinem anderen Ort Graubündens kennen. Die Auswertung der reichen Befunde und Funde aus der Spätbronzezeit und der römischen Epoche wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Archäologische Untersuchungen fanden aber nicht nur in der "Wundertüte" Domat/Ems statt. Auf dem Felskopf Hohenrätien in Sils i. D. wurden die im Jahr 2001 begonnenen Grabungen in dem weit über die Kantons Grenzen hinaus bedeutenden Kirchenkomplex mit dem Baptisterium fortgesetzt. Die aufwendigen und heiklen Sicherungsarbeiten an den Mauer- und Verputzteilen nahmen dabei viel Zeit in Anspruch. Unterstützung erhielt der ADG vom Präsidenten der Stiftung Hohenrätien, Ruedi Jecklin, Chur, und von Lukas Högl, Zürich, als Spezialist für Burgenrestaurierungen. Infolge der grossen Beanspruchung an Zeit und Personal in Domat/Ems konnten die Grabungen in Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, im Berichtsjahr nicht im gewünschten Umfang weiterge-

führt werden. Die Ausführung von zwei privaten Bauprojekten in nächster Nähe zur Kirchenanlage wurde überwacht und die dabei tangierten archäologischen Strukturen dokumentiert. Dank namhaften Beiträgen der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft Zürich, der Stiftung Dr. M.O. Winterhalter und der UBS Kulturstiftung konnten wissenschaftliche Untersuchungen am Knochenmaterial und an den Münzen durchgeführt werden, deren Ergebnisse in diesem Jahresbericht vorgestellt werden.

Bei der Ausführung des geplanten Nationalstrassenprojekts A13c, die Umfahrung der Gemeinde Roveredo mit dem Tunnel San Fedele, werden grosse Aushubkubaturen anfallen, die über die Ebene bis zur Moesa aufgeschüttet werden. In dieser Zone wurden 1965 beim Bau der Autobahn römische Gräber angeschnitten. Zur Erfassung von archäologischen Fundstellen auf dem riesigen Gelände gab der ADG im Frühjahr bei der Kantonsarchäologie Zürich geomagnetische Messungen in Auftrag. Anhand dieser Ergebnisse konnten im Sommer gezielt Sondierungen durchgeführt werden. Der Bereich des Südportals des geplanten Tunnels wurde nicht abgefahren, hier ergaben aber die mit einem Bagger ausgehobenen Gräben eindeutige Hinweise auf ur- und frühgeschichtliche Strukturen. Sobald die Ausführung des Strassenbauprojektes bewilligt ist, kann der ADG dank diesen Vorabklärungen gezielt Grabungen durchführen.

Auf dem Gelände der Burganlage Friedau in Zizers musste der ADG wegen einer Projektänderung für den Neubau eines Wohnhauses einen weiteren Bereich untersuchen. Anhand der wenig aussagekräftigen Keramikfunde der Grabungen in den Jahren 2000 und 2001 wurde die neolithische

Siedlung in die Zeit um 4000 v. Chr. datiert. Gross war die Überraschung, als bei den diesjährigen Untersuchungen Scherben der Hinkelstein-Kultur geborgen werden konnten. Dank diesen Funden und C14-Datierungen lässt sich die Siedlung in Zizers nun um 4800 v. Chr. datieren und ist damit die älteste neolithische Fundstelle des Alpenrheintals. Die interessanten Ergebnisse der Grabungs- und Fundauswertung werden in einem Fachartikel im kommenden Jahr vorgestellt.

Bereits in diesem Jahresbericht können die mit Spannung erwarteten Ergebnisse zur spätpaläolithischen Fundstelle Chur, Marsöl, vorgestellt werden. Ebbe Nielsen von der Universität Bern, ein ausgewiesener und über die Landesgrenzen hinaus bekannter Fachmann für die Alt- und Mittelsteinzeit, sind dank minutiöser Untersuchungen der Ablagerungen und Steinfunde hoch interessante Aussagen zur bisher ältesten Besiedlung von Graubünden gelungen.

Neben den grossen Grabungsprojekten haben an zahlreichen Orten Graubündens, wo Bodeneingriffe durch Bauvorhaben verursacht wurden, Bauüberwachungen, Begehungen und kleine Untersuchungen stattgefunden: Alvaneu, Alte Schmiede; Andeer, Rofflaschlucht; Andeer, Runcs Sura; Ausserferrera, nördlich Dorf; Bivio, Julierpass; Bonaduz, Sut Curt; Castrisch, evangelische Kirche; Chur, Grabenstrasse/Untertor; Chur, Grabenstrasse (Graubündner Kantonbank) Chur, Poststrasse/Bankstrasse/Mühleplatz/Majoranplatz (Fussgängerzone 3); Chur, St. Margrethenstrasse 12; Falera, Planezzas; Fläsch, Fläscherberg-Ancaschnal; Fläsch, St. Luzisteig/Prasax; Maienfeld, Klosterhof; Maladers, Tummihügel; Mesocco, Kirche San Pietro; Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus; Ruschein, Pleun da Buora; Sa-

gogn, Dadens, Parz. 1493; Sarn, Lesch; Scuol, Veia Bas-chan; Sent, Soblantin; Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen; Sils i. E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia; Stampa/Maloja; Tarasp, Vallatscha; Tiefencastel, Plaz; Tiefencastel, Prada; Tinizong-Rona, Mulegn; Untervaz, Haselboden.

Mitarbeiterspiegel

Festangestellte MitarbeiterInnen

Kantonsarchäologe: Urs Clavadetscher

Adjunkt/wissenschaftlicher Mitarbeiter:

Jürg Rageth

Wissenschaftliche Mitarbeiterin: Béatrice Keller

Sekretariat: Marianne Marx (bis 31.5.

2002), Alfred Zwick (ab 1.6.2002), Edith Buchmann

Ausgrabungstechniker: Arthur Gredig,

Manuel Janosa, Alfred Liver, Hans Seifert

Zeichnerin/Fotografin: Iris Derungs

Zeichner: Gaudenz Hartmann, Jürg Spadin

Spezialarbeiter: Gianni Perissinotto, Carlo Troianiello

Temporäre MitarbeiterInnen

Dendrolabor: Mathias Seifert

Fotoarchiv: Ruth Willi

Fundverarbeitung: Ladina Steinmann

FacharbeiterInnen: Leo Caprez, Fabio Cor-

fu, Ainga Dobbelaere, Mali Dobbelaere,

Rosmarie Dolf, Elfreda Eggimann, Heinz-

Peter Jenny, Josef Mader, Jürg Mugwyler,

Timo Müller, Daniel Pescia, Rahel Schnep-

pat, Josef Sgier, Barbara Vitoriano, Peter

Conradin Zumthor

Wissenschaftliche Mitarbeiter: Bruno Caduff, Sebastian Gairhos, Mathias Seifert

ZeichnerInnen: Conradin Jan Badrutt, Jürg

Bariletti, Claudio Caprez, Marco Gurt, An-

dreas Macke, Ursula Morell, Soňa Rexová

StudentInnen/SchülerInnen: Mario Clavdetscher, Simon Jäger, Anna Barbara Küntzel, Irini Liver, Anna Barbara Rageth, Viviane Vinzens

Als Ausgrabungsmitarbeiter leisteten folgende Herren ihren Zivildienst im ADG: Sandro Agosti, Bernhard Fuchs, Christian Gantenbein, Andreas Item, Robin Keller, Daniel Näf, Dario Pedolin, Adrian Walther

Für ihren grossen Einsatz im Büro und draussen bei Wind und Wetter möchte ich mich bei allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern herzlich bedanken.

Mutation

Nur gerade fünf Monate, vom 1.1.02 bis 31.5.02, dauerte die Anstellung von Marianne Marx als Sekretärin in unserer Dienststelle. Marianne Marx, ausgebildete Hochbauzeichnerin, kam 1998 als temporär angestellte Zeichnerin zum ADG, wo sie im Rahmen eines Nationalfondsprojektes bis im Dezember 2001 wissenschaftliche Fundzeichnungen und Pläne anfertigte. Dank ihrer raschen Auffassungsgabe, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit konnten ihr schon sehr bald weitere Aufgaben im Rahmen der Inventarisierung und Verwaltung des Projektes übertragen werden. Berufsbeigleitend besuchte sie seit dem Jahre 2000 die Handelsschule und den kaufmännischen Führungslehrgang, den sie im Frühjahr 2002 erfolgreich abschloss. Bereits kurz nach dem Stellenantritt als Sekretärin am 1. Januar 2002 erhielt sie aus der Privatwirtschaft das Stellenangebot als Leiterin der kaufmännischen und administrativen Verwaltung. Nach reiflichen Überlegungen entschied sie sich für diese neue

Herausforderung und kündigte auf den 31. 5.02. Die MitarbeiterInnen des ADG wünschen Marianne Marx alle Gute und viel Erfolg auf ihrem weiteren Lebensweg!

Als Nachfolger für Marianne Marx wurde auf den 1.6.2002 Alfred Zwick gewählt. Der neue Sekretär absolvierte die kaufmännische Ausbildung bei der Calanda Bräu in Chur. Die letzten Jahre arbeitete er bei der Gemeindeverwaltung Felsberg. Wir wünschen dem neuen Mitarbeiter einen guten Einstieg in unser Team und eine erfolgreiche und befriedigende Tätigkeit!

Datenerfassung und Datenarchivierung

Nach der Anschaffung des archäologischen Informationssystems SPATZ (Synergie-Projekt Archäologie Thurgau und Zürich) im Jahr 2001 erfolgte am 15.10.2002 die Unterzeichnung des Wartungsvertrages zwischen dem Amt für Informatik des Kantons Thurgau und dem Amt für Informatik des Kantons Graubünden. Der Beitritt zur ARGE SPATZ (Arbeitsgemeinschaft SPATZ: Interessengemeinschaft aller Nutzer des Datenbankprogramms), der die archäologischen Ämter der Kantone Thurgau, Zürich, Zug und des Fürstentums Liechtenstein angehören, erfolgte vertraglich am 28.10. 2002. Die Beauftragten des ADG konnten bereits vor den Vertragsabschlüssen an den ARGE-Sitzungen teilnehmen, was an dieser Stelle verdankt sei. Zwei Schulungen der SPATZ-Software-Programmierer der Firma GWZ, St. Gallen, wurden von den Beauftragten in Frauenfeld TG und in St. Gallen SG besucht. Bereits am 11.7.2002 konnte Spatz in der Version 4.31.A an vier Feststationen und 12 Notebooks des ADG installiert und eine Testebene sowie eine produktive Instanz eingerichtet werden. Zur Ge-

währleistung einer möglichst raschen Übernahme des SPATZ bei den Ausgrabungen und den internen Archivarbeiten wurde am 1.10. 2002 die ADG-interne Projektgruppe, bestehend aus fünf MitarbeiterInnen, ins Leben gerufen. Ihre Aufgabe besteht in einer ersten Phase, die bis ins Frühjahr 2003 dauern wird, in der Einarbeitung und Schulung in der Benutzung der komplexen Datenbankapplikation SPATZ und der Erfassung der im ADG analog vorhandenen archäologischen Daten zu Fundstellen und Tätigkeiten und der Anpassung der Archivstrukturen an das neue System. In einem zweiten Schritt werden die künftigen AnwenderInnen des ADG von der Projektgruppe hinsichtlich Datenerfassung und Verwaltung ausgebildet.

Dendrolabor

Das Dendrolabor, das absolute Datierungen von Hölzern vornimmt, ist aus unserem Betrieb nicht mehr wegzudenken. Über 200 Proben aus dem ADG, von der DPG, dem Amt für Wald Graubünden und Bündner Museen, aber auch von Privaten konnten untersucht und zu einem grossen Teil datiert werden. Da das Labor über die Kantons Grenzen hinaus einen guten Ruf genießt, erreichen uns auch Anfragen von Ämtern anderer Kantone.

Kommissionen und Mitgliedschaften

Neu wurde der Schreibende in diesem Jahr von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften in die Kommission für das Inventar der Fundmünzen (IFS) gewählt. Weiterhin stand er als Präsident der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung Anthropologi-

scher Funde (IAG) vor. Im Vorstand des Schweizerischen Burgenvereins (SVB) konnte er auch in diesem Jahr die Erfahrungen und Erkenntnisse in Zusammenhang mit Untersuchungen, Restaurierungen und Auswertungen im Kanton Graubünden einbringen.

Als Mitglied des Stiftungsrates für das Bergbaumuseum Davos nahm Jürg Rageth an der jährlichen Sitzung teil. Mathias Seifert begutachtete als Experte der wissenschaftlichen Kommission der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte (SGUF) verschiedene Fachbeiträge für das Jahrbuch der Gesellschaft. Am 14.3.02 wurde er von der Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz (AGUS) als Mitglied in den Vorstand aufgenommen. Alfred Liver amtierte auch in diesem Jahr als Kassier der Vereinigung des archäologisch-technischen Grabungspersonals (VATG). Arthur Gredig und Manuel Janosa bewerteten als Experten zwei Kandidaten bei den Prüfungen der Grabungstechnikerausbildung.

Publikationen

Von MitarbeiterInnen des ADG wurden in diesem Jahr folgende Artikel publiziert:

Gairhos Sebastian/Janosa Manuel (2002): Ein spätantikes Baptisterium auf der Burganlage Hohenrätien, Sils i. D. GR im JbSGUF 85, 2002, 267-273.

Keller Béatrice (2002): Der Knillenburg Prospekt als Bildquelle der Stadt Chur im 17. Jahrhundert in der Zeitschrift Kunst+Architektur in der Schweiz 53, 2002, 46-53.

Rageth Jürg (2002): Die Felszeichnungen von Sils i. D. und Tinizong-Senslas GR. In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission I (Kultur und Gesellschaft) (Hrsg.). Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, 361-376.

Rageth Jürg (2002): Ein spätrömischer Kultplatz in einer Höhle bei Zillis GR. In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission I (Kultur und Gesellschaft) (Hrsg.). Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, 425-440.

Rageth Jürg (2002): Die bronzezeitliche Quellwasserfassung von St. Moritz GR. In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission I (Kultur und Gesellschaft) (Hrsg.). Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, 493-502.

Rageth Jürg (2002): Scuol-Russonch (Unterengadin, Graubünden) - Siedlung oder Brandopferplatz? In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission I (Kultur und Gesellschaft) (Hrsg.). Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, 781-794.

Rageth Jürg (2002): Römische Strassen- und Wegreste im bündnerischen Alpenraum. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.). Über die Alpen. Menschen, Wege, Waren, Stuttgart 2002, 59-66.

Rageth Jürg (2002): Urgeschichte Graubündens im Überblick. In: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hrsg.). Zeugen der Vergangenheit. Archäologisches aus Tirol und Graubünden, Innsbruck 2002, 87-124.

Weiterbildung

Ihre EDV-Kenntnisse konnten auch in diesem Jahr MitarbeiterInnen in Kursen des Personal- und Organisationsamtes (POA) vertiefen. Vom Angebot des VATG wurden Blockkurse zur Fotografie, Kalkulation und zum Fachkurs römische Epoche besucht. Die Bedeutung der experimentellen Archäologie, die seit den Versuchen von Walo Burkart, dem "Vater" der Bündner Archäologie, in unserem Kanton ein Mauerblümchendasein fristet, wurde den Mitarbeitern des ADG durch Christoph Lötscher von der Universität Bern an einer Demonstration zur Feuersteinbearbeitung am 30.9.02 im Garten von Schloss Haldenstein in eindrücklicher Weise demonstriert.

Ausstellungen, Führungen und Veranstaltungen

Die ausserordentlichen Backsteinfunde im ehemaligen Kloster St. Nicolai in Chur, die von Anna Barbara Fulda, Thalwil ZH, in ihrer Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich untersucht und kunst- und kulturgeschichtlich ausgewertet wurden, konnten vom 24.10. bis 1.12.2002 im Rahmen einer vom ADG und dem Stadtarchiv Chur realisierten Ausstellung mit dem Titel "Engel, Mönch und arme Seelen" in der Stadtgalerie



Abb. 1: Christoph Lötscher von der Universität Bern demonstriert den MitarbeiterInnen des ADG im Garten von Schloss Haldenstein im Rahmen der experimentellen Archäologie die Herstellung von Feuersteingeräten.

rie im Rathaus Chur einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden. Eine reich bebilderte und mit Erläuterungen versehene Begleitbroschüre ergänzte die gelungene Ausstellung. Die Anstrengungen bei deren Konzeption, Vorbereitungen und Realisierung wurden bei der Vernissage durch den grossen Andrang der Besucher belohnt. Den an der Ausstellung beteiligten MitarbeiterInnen Iris Derungs, Gaudenz, Hartmann und Hans Seifert sowie Anna Barbara Fulda vom RM und Ursula Jecklin und Gitta Hassler vom Stadtarchiv Chur sei an dieser Stelle für ihr Engagement ausdrücklich gedankt.

In der Wechselausstellung im Schaufenster Bärenloch in Chur, das uns weiterhin von Hansruedi Röthlisberger, Chur, zur Verfügung gestellt wird, konnten die Ergebnisse der Grabungen in der neolithischen Siedlungsstelle Untervaz, Haselboden, und in den frühmittelalterlichen Kirchenruinen in der Burganlage von Sils i. D., Hohenrätien, gezeigt werden.

Abb. 2: Blick in die Ausstellung "Engel, Mönch und arme Seelen" in der Stadtgalerie im Rathaus Chur vor der Eröffnung.



Abb. 3: Stadtarchivarin Ursula Jecklin bei ihrer Ansprache an der Vernissage zur Ausstellung "Engel, Mönch und arme Seelen" in der Stadtgalerie im Rathaus Chur am 23.10.2002.



Bei den Vorbereitungen zu drei Ausstellungen, die sich dem alpinen Raum in der Ur- und Frühgeschichte widmeten, hat der ADG einen Beitrag in Form von Grundlagenmaterial und Legaten geleistet. Eine Ausstellung, in Sion VS und Lausanne VD gezeigt, hatte "Die ersten Menschen in den Alpen" zum Thema. Eine weitere, vom RM und dem Zeughausmuseum in Innsbruck (A) konzipierte Ausstellung trug den Titel "Zeugen der Vergangenheit; Nordtirol und Graubünden". Von der ARGE Alp schliesslich ist die Ausstellung "Über die Alpen; Menschen, Wege, Waren" in Auftrag gegeben worden. Am 21.1.2002 hielt Mathias Seifert in Haldenstein für die HAGG den Vortrag Methoden und Ergebnisse der Archäologie in Graubünden. Für die naturkundliche Vereinigung Felsberg referierte der Schreibende am 14.2.2002 zum Thema Siedlungsgeschichte von Felsberg aus der Sicht des Archäologen. Die archäologischen Erkenntnisse zur ur- und frühgeschichtlichen Entwicklung Graubündens wurden von Jürg Rageth Fachleuten im In- und Ausland in folgenden Vorträgen näher gebracht:

- Die Grabungen in der neolithischen Siedlung Untervaz, Haselboden. Referat am 15.3.02 an der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte (AGUS) in Bern.
- Das Unterengadin als prähistorischer Siedlungs- und Kulturraum. Referat am 31.05. 02 an der Interregio-Tagung in Fliess (A).
- Aspekte der Siedlungsentwicklung im zentralen Alpenraum. Referat am 19.10.02 im Rahmen des wissenschaftlichen Rundgespräches zum Internationalen Jahr der Alpen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (D).

- Überblick über die Urgeschichte Graubündens mit seiner kulturellen Vielfalt. Referat am 7.11.02 im Zeughausmuseum in Innsbruck (A).

Die wissenschaftliche Bearbeitung und Publikation der einzigartigen, frühmittelalterlichen Stuckreste aus dem Kloster St. Martin in Disentis/Mustér hat das Interesse von Fachleuten aus ganz Europa geweckt. Auf Einladung des CNRS (Centre national des recherches scientifiques) trafen sich Walter Studer und Iris Derungs am 14./15.11.2002 in Poitiers (F) mit französischen Kollegen zum Gedankenaustausch und den ersten Vorbereitungen für eine internationale Ausstellung mit dem Titel "Le stuc, visage oublié de la sculpture médiévale".

Der grosse Informationsbedarf von Laien und von Fachleuten zur Archäologie Graubündens hat sich in über 150 Anfragen an unsere Dienststelle niedergeschlagen. Der anschaulichen und lebendigen Vermittlung dienten Führungen, die auf den aktuellen Grabungen von Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, Sils i. D., Burganlage Hohenrätien, und Zizers, Friedau (Parzelle 325), für die einheimische Bevölkerung und für Fachleute aus anderen Kantonen und aus dem Ausland stattgefunden haben. Beim Sommerbericht und der Jubiläumsfeier 60 Jahre Staatsanwaltschaft Graubünden besichtigten die Teilnehmer die Kirchenanlage von Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, mit ihrer komplexen und bis ins Frühmittelalter zurückreichenden Baugeschichte, die von Bruno Caduff, Hans Seifert und dem Schreibenden erläutert wurde. Zur Tradition geworden sind Führungen durch das Domleschg und das Oberhalbstein für die Studenten der Ur- und Frühgeschichte der Universität Neuchâtel. In der Kulthöhle von Zillis liess sich die Schweizerische Fachhochschulkonferenz durch Jürg

Rageth in die Geheimnisse der spätrömischen Religionen einweihen. Die von der Klinik Beverin organisierte Jahrestagung der Verwaltungsdirektoren der psychiatrischen Kliniken der Schweiz besichtigte unter kundiger Führung die auch heute noch rätselhaften Felsbilder von Carschenna in Sils i. D. Gut besucht waren auch in diesem Jahr die Führungen durch die römischen Ruinen im Schutzbau in Chur, Welschdörfli. Mehr als 1800 Personen liessen sich in Gruppen oder als Einzelbesucher in die Zeit zurückversetzen, als Chur noch Teil des römischen Reiches war.

Der Ferienpasskurs zum Thema Archäologie in den Gemeinden Chur und Felsberg lockte im Juli über 50 Kinder in den ADG nach Haldenstein und auf die Ausgrabungen in Domat/Ems, Einkaufszentrum Coop.

Aktivitäten Dritter

Unter der Leitung von Hans Rudolf Sennhauser und Jürg Goll fanden die baugeschichtlichen und archäologischen Untersuchungen im Kloster Münstair ihre Fortsetzung. Die Ergebnisse der diesjährigen Untersuchungen im vorliegenden Jahresbericht stellen weitere wichtige Puzzleteile für die Erklärung und Deutung des komplexen Baugesüges dar. In dem erst zum Teil eröffneten Klostermuseum können sich die zahlreichen Besucher über die Entstehung und Entwicklung dieser einmaligen, von der UNESCO als Weltkulturerbe eingestufteten Klosteranlage informieren.

Walter Studer vom Institut für Denkmalpflege an der ETH Zürich führte sein vom Schweizerischen Nationalfonds mitgetragenes Forschungsprojekt zu den frühmittelalterlichen Stuckaturfragmenten aus dem

Kloster St. Martin in Disentis/Mustér weiter. Sein diesjähriger Beitrag verdeutlicht einmal mehr die reiche Symbolsprache des mittelalterlichen Kirchenschmuckes.

Auch in diesem Jahr konnte der ADG auf die ehrenamtliche Mitarbeit von Privatpersonen zählen, die in ihrer Freizeit Baustellen absuchen und Prospektionsgänge mit dem Einverständnis unserer Amtsstelle unternehmen. Dank ihrem "archäologischen Blick" erweitern neue Fundstellen und so-

gar ausserordentliche Einzelfunde unsere Kenntnisse von der Ur- und Frühgeschichte des Kantons. Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, Roland Müller, Trimmis, und Hansruedi Schaffner, Möhlin AG, sei an dieser Stelle für ihren Einsatz gedankt. Georg O. Brunner hat für unseren diesjährigen Jahresbericht auch einen Beitrag über Funde von Hufschuhen entlang der römischen Alpenroute geschrieben.

Untersuchungen zur Gartengestaltung der Semper-Villa Garbald in Castasegna

Mathias Seifert
Jane Bihr-de Salis

LK 1296, 759 940/133 500, 695 m ü. M.

Einleitung

Im Herbst 1862 gaben der Zolleinnehmer von Castasegna, Agostino (1829-1909) und seine Frau Johanna Garbald (1840-1935) dem Architekten Gottfried Semper (1803-1879) den Auftrag zum Bau ihres Wohnhauses in unmittelbarer Nähe zur Zollstation von Castasegna. Semper, einer der bekanntesten Architekten im deutschsprachigen Raum, war 1855 als erster Professor für Architektur an die polytechnische Schule (ETH) in Zürich gewählt worden. Verbunden mit der Architektur Italiens entwarf er für Garbald eine Villa im Stil der lombardischen Casa rustica mit einem architektonisch gestalteten Garten (Abb. 4). Im Semperarchiv der ETH Zürich sind vier Entwürfe erhalten¹. Sie zeigen alle den südlichen Teil des Grundstückes, mit der aus drei Baukörpern konzipierten Villa, begleitet von einer Pergola. Auf allen Plänen ist auch ein Architekturgarten, hier als unterer Garten bezeichnet, mit Brunnen und axial-symmetrisch darauf ausgerichteten Kompartimenten vorgesehen. Auf jenem mit dem Gebäudegrundriss, der dem ausgeführten Bau weitgehend entspricht, befindet sich die Gartenanlage an der Westseite (Abb. 5). Die Kompartimente sind um eine Mittelachse angeordnet, in der auch das runde Wasserbecken des Springbrunnens liegt. Dieser ist von vier kreuzförmig angeordneten Wegen zugänglich. Beim ausgeführten Bau fehlt der auf den Entwürfen apsidial gestaltete Westabschluss der Pergola wie auch der in die Gebäudewand gesetzte, neoklassizistische Brunnen an der Ostseite des Gebäudes. An seiner Stelle steht eine aus Tuffsteinen errichtete Grotte.



Der heutige Zustand des Gartens lässt seine ursprüngliche Gestaltung nur ansatzweise erkennen (Abb. 6). Im ganzen Areal stehen verstreut Bäume und Büsche. Selbst vom Springbrunnen, der nach Aufnahmen des Fotografen Andrea Garbald (1877-1958) bestanden hat, ist nichts mehr zu sehen. Auf den Aufnahmen aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts ist an der westlichen Aussenmauer auch ein Holzbelvedere (Holzpavillon) zu erkennen, das ebenfalls verschwunden ist. Im oberen Garten, der in den Planentwürfen Sempers nicht miteinbezogen ist, stehen westlich des Gemüsegartens und des Stalls von 1748 locker gestreut Obstbäume neben exotischen Bäumen und Sträuchern, die vom letzten Bewohner der Villa über die Jahre angepflanzt worden sind. Allgemein wurde bisher von der Architekturforschung aufgrund der Pläne angenommen, dass der von Semper geplante, architektonisch gestaltete Garten ausgeführt worden war, im Laufe der Zeit aber aufgegeben wurde (Abb. 7).

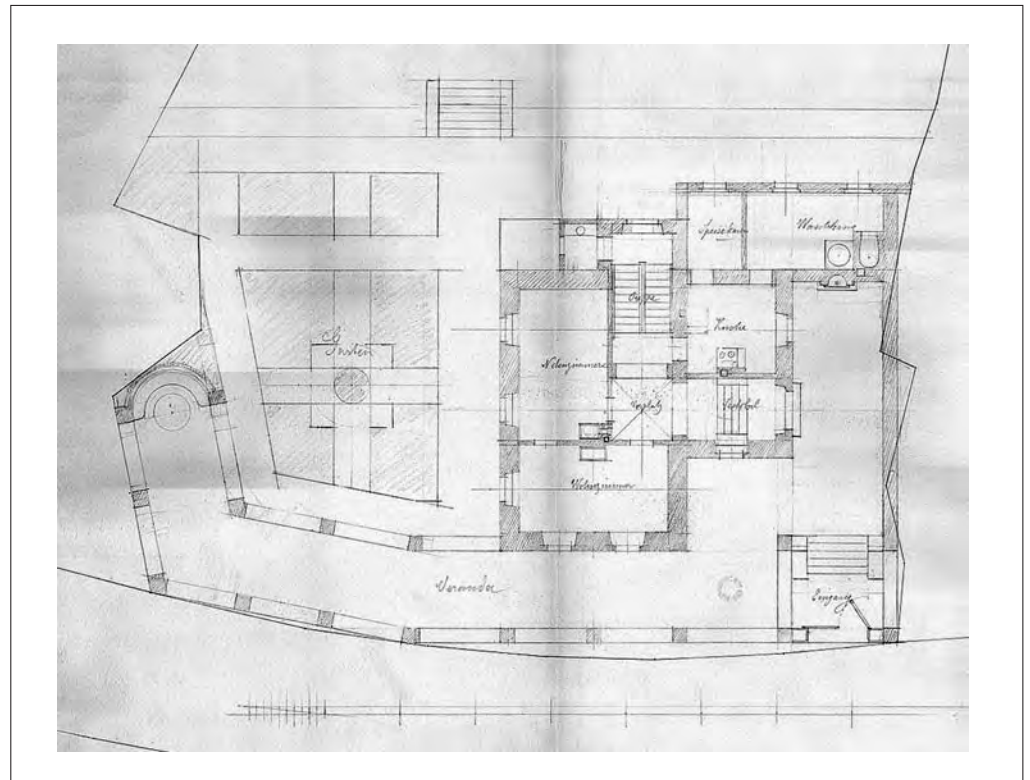
1955 wurde die Stiftung Fondazione Gar-

Abb. 4: Castasegna, Villa Garbald. Die Villa Garbald mit der strassenseitigen Pergola. Blick von Südosten. Aufnahme 2002.

¹ Semperarchiv, ETH Zürich, Nr. 20-0171-2, 20-0171-10, 20-0171-11, 20-0171-12.

**Untersuchungen zur Garten-
gestaltung der Semper-Villa
Garbald in Castasegna**

Abb. 5: Castasegna, Villa
Garbald. Entwurf Gottfried
Sempers für die Villa und
den architektonisch gestal-
teten, unteren Garten.
Mst. 1:250.



Der Architekturgarten

Dem Architekturgarten, im 17. Jahrhundert eine französische Weiterentwicklung des italienischen Renaissancegartens, liegt geisteswissenschaftlich die Beherrschung der Natur zugrunde. Die daraus folgende Geometrisierung der Natur zeigt sich in geometrisch geformten und symmetrisch angeordneten Hecken. Ausgangspunkt barocker Gartenanlagen ist der Herrschaftssitz (Schloss, Villa) auf den die Weg- und Blickachsen bezogen sind und der den Bezugspunkt für ein übergeordnetes Gliederungssystem bildet. Dieses Gliederungssystem ist durch eine strenge Symmetrie gekennzeichnet. Bassins liegen zumeist in den Hauptachsen des Gartens.

bald zur Erhaltung und Nutzung des national bedeutenden Baudenkmals ins Leben gerufen. 1997, nach der Neuformierung, schrieb die Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Bündner Heimatschutz und der ETH Zürich einen Architekturwettbewerb aus



Abb. 6: Castasegna, Villa Garbald. Zustand des unteren Gartens. Blick von Südosten, aus der Pergola. Aufnahme 2002.

mit dem Ziel, die Villa zu restaurieren und zu erweitern, um die Gesamtanlage als Zentrum für Forschung, Kommunikation und Kultur der ETH, zu deren ersten Professoren Semper ja gehört hatte, zur Verfügung stellen zu können.

Als Sieger aus dem Wettbewerb ging das Architekturbüro Miller&Maranta, Basel, hervor, dem auch die Gesamtleitung der Renovations- und Neubauarbeiten übertragen wurden.

Die Wiederherstellung der ursprünglichen Gestaltung der Räume in der Villa bedingte eine Untersuchung der Wände und Decken, die von der Restaurationsfirma Fontana&Fontana, Rapperswil SG, im Auftrag der Stiftung ausgeführt wurden. Für die gesamte Gartenanlage wünschte die Stiftung ein neues Gestaltungskonzept, vorgängig sollte die Frage nach dem ursprünglichen

Gartentyp - Architektur- oder Landschaftsgarten - und dessen Form geklärt werden. Diese Aufgaben wurden der als Landschaftsarchitektin tätigen Mitautorin vergeben. Da oberflächlich keine Hinweise auf die ursprüngliche Wegführung zu erkennen waren, gelangte sie an den ADG mit der Bitte, durch gezielte Sondagen folgende Fragen zu klären:

1. Führung, Breite und Belagsart der Gartenwege im unteren Garten
2. Lage, Gestaltung, Bauart und Zustand des Springbrunnens
3. Standort und Ausmass des ehemaligen Holzbelvedere im unteren Garten
4. Aufbau und Niveau des Belages unter der Pergola
5. Art der Wegführung im oberen Garten
6. Gestaltung des Sockelbereiches der Tuffsteingrotte an der östlichen Seite der Villa

Die archäologischen Untersuchungen

Im unteren Garten und in der Pergola wurden 10, im oberen Garten 5 Sondagen angelegt (Abb. 14). Da es primär um die Erfassung der Wegführung ging, reichten Flächen zwischen 1 m x 0,4 m und maximal 4 m x 0,5 m. Die Ausgrabungen erfolgten alle von Hand, nach dem Ausstechen der Grasziegel wurde die darunter liegende Humusschicht vorsichtig bis auf die erkennbaren Befunde entfernt.

Ursprüngliche Wegführung im unteren Garten

Der untere Garten hat eine Ausdehnung von etwa 200 m². Er ist eben in den Hang eingeschnitten worden und wird durch eine



markante Geländestufe vom oberen Garten getrennt.

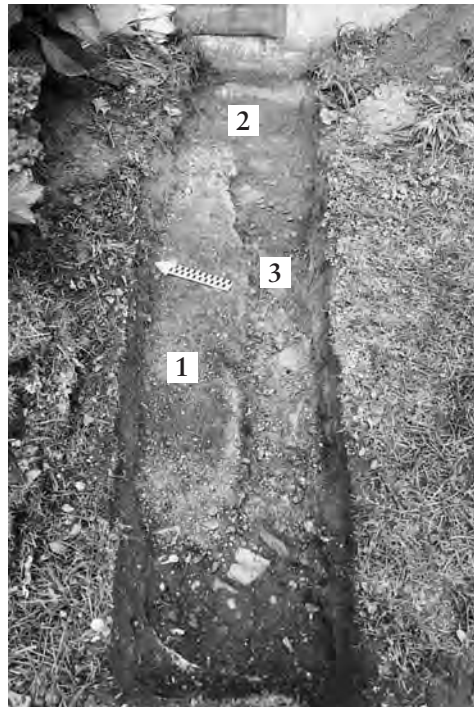
Bei den archäologischen Untersuchungen konnte nur die Gartengestaltung nachgewiesen werden, die auch auf den Fotos von Andrea Garbald sichtbar ist. Hinweise auf die von Semper projektierte, später geänderte Wegführung liessen sich nicht feststellen. Anhand der Befunde in den Sondagen 4-8 und 10 kann der ursprüngliche Verlauf rekonstruiert werden. 10 cm unter der Grasnarbe wurde ein Belag aus Kies gefasst. Der Weg entlang der Westfassade des Gebäudes besass eine Breite von 1,9 m, eine Randbegrenzung konnte in der Sondage 4 beim Treppenaufgang zur Pergola nicht beobachtet werden (Abb. 8). Zur Hauswand hin ist der Weg von einem Streifen mit humosem Material begrenzt, der für die Bepflanzung vorgesehen war. Weiter nördlich konnte aus Rücksicht auf die bestehende Pflanzung nicht sondiert werden, auf den Fotos ist aber klar erkennbar, dass er bis an den nördlichen Rand des unteren Gartens

Abb. 7: Castasegna, Villa Garbald. Der untere Garten um die Jahrhundertwende. Links im Bild das Belvedere. Rechts neben der Scheinzypresse ist der Eisenzaun, der den unteren Garten begrenzte, zu erkennen. Blick von Südosten.

Der Landschaftsgarten

Der Landschaftsgarten, im 18. Jahrhundert in England entstanden, zielt in bewusster Abgrenzung gegenüber dem Architekturgarten auf eine natürliche Gestaltung ab. Ästhetisch konkretisiert sie sich im Einbezug der umgebenden Landschaft und in aufgelockerten Rasenflächen. Die Ablehnung von geraden Achsen führt zur Forderung nach s-förmig verlaufenden Wegen. Ergänzt wird der Landschaftsgarten durch natürlich anmutende Seen gegenüber geometrischen Bassins. Derartig gestaltete Gärten können zudem mit vielfältigen Bauten (Belvedere, Pavillon) angereichert sein.

Abb. 8: Castasegna, Villa
Garbald. Unterer Garten.
Freigelegter Kiesweg ent-
lang der Westfassade.
1 Kiesbelag; 2 humoser
Streifen entlang der Haus-
wand; 3 Verfüllung der Bau-
grube (Bauschutt).
Blick von Westen.



weiter führte (Abb. 7, Abb. 9, Abb. 10). Entlang der Nordmauer der Pergola verlief nach den Befunden in der Sondage 3 kein Weg, hier wurde unter der Grasnarbe nur humoses Erdmaterial gefasst. Vom Kiesbe-
lag entlang der Hauswand zweigt nach 5 m ein nur noch 1,25 m breiter Weg nach Westen ab und führt zum Belvedere. In den Sondagen 6-8 wurde auch eine aus Kiesel-
n bestehende Randbegrenzung freigelegt (Abb. 11). Vor dem Belvedere weitet sich

Abb. 9: Castasegna, Villa
Garbald. Ausschnitt des un-
teren Gartens. Links im Bild
ist der Kiesweg zu sehen,
der von der Pergola entlang
der Hauswand führte. Blick
von Norden. Aufnahme um
1900.



der Kiesbelag zu einer 3,5 m breiten, platz-
artigen Fläche aus, dessen nördliche Be-
grenzung aus flachen Steinen bestand (Abb.
14). Hier ist mit dem Zusammenlaufen des
hinter der Scheinzypresse vorbeiführenden
Weges und des Abzweigers zu rechnen. Die-
ser Baum muss kurz nach dem Bau der Vil-
la gepflanzt worden sein, denn auf den Fo-
tos Andrea Garbalds aus den 90er Jahren
des 19. Jahrhunderts ist er bereits mehrere
Meter hoch (Abb. 7, Abb. 12). Zur Scho-
nung des Wurzelwerkes konnte in diesem
Bereich keine grössere Fläche geöffnet wer-
den. Wie auf einer Fotografie zu erkennen
ist, war der untere Garten im Norden von
einem Eisenzaun begrenzt (Abb. 7). Nach
der auf dem Plan Sempers projektierten
Treppe in den oberen Garten konnte aus
Rücksicht auf eine mächtige Stechpalme
nicht sondiert werden. Nach den Fotos, auf
denen keine Hinweise auf das Bestehen ei-
ner solchen zu erkennen sind, ist es auch
unwahrscheinlich, dass sie gebaut wurde.

Standort, Masse und Erhaltung des Wasserbeckens

Andrea Garbald hat als letzter Bewohner
der Familie den Springbrunnen kurz vor
seinem Tode im Jahre 1958 aus Verärge-
rung über die Hänseleien einzelner Dorf-
bewohner zerstört². Anhand der Fotos konnte
der Standort des Wasserbeckens ungefähr
lokalisiert werden (Abb. 12). Mit einem
Erdbohrer wurde in der vermuteten Zone
nach festem Grund sondiert. Das Becken
konnte im südlichen Teil des unteren Gar-
tens lokalisiert und ausgegraben werden
(Abb. 13). Gegenüber dem Plan Sempers
liegt es leicht nach Süden verschoben auf
der Mittelachse des zweiten Fensters der
Westfassade (Abb. 5, Abb. 14).

Abb. 10: Castasegna, Villa Garbald. Gabelung des Weges im unteren Garten. Der nach links abzweigende Weg führt zum Belvedere. Blick von Süden. Aufnahme um 1900.



Der Rand des Beckens ist bei der Zerstörung abgeschlagen und dessen Trümmer mit Erdmaterial ins Becken eingefüllt worden. Das flachbodige Becken besitzt einen inneren Durchmesser von 1,80 m und stimmt damit mit dem projektierten Mass Sempers überein. Die Tiefe bis zum Rand mass höchstens 40 cm. Eine 25 cm starke Koffierung aus Kieselsteinen liegt unter dem durchschnittlich 15 cm dicken Mörtelboden des Beckens. Das Wasser wurde über eine eiserne Leitung mit einem Durchmesser von 5 cm, die im Beckenboden verlegt ist, von Osten her zugeführt. Das Eisenrohr, aus dem das Wasser im Becken austrat, ist nicht mehr vorhanden. Das erhaltene Abflussrohr aus Ton liegt 10 cm östlich und verläuft in die gleiche Richtung. Für die Verlegung einer Telefonleitung wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Graben ausgehoben, der das Becken in der östlichen Hälfte in der Breite von 25 cm durchgeschnitten hat.

Auf Abb. 12 ist nördlich des Wasserbeckens ein von Ost nach West verlaufendes „Mäuerchen“ zu sehen, das den Rasenbereich von der Zone mit Blumen und Sträuchern trennt. In der Sonde 6 konnte es nicht gefasst werden, es muss entweder bei der Zerstörung des Wasserbeckens oder der Aufhebung der ursprünglichen Garten-einteilung abgebrochen worden sein.

Standort des Holzpavillons

Das auf den Fotos dokumentierte Belvedere, ist auf den Planentwürfen Sempers nicht eingezeichnet (Abb. 7). In den Sondagen 8 und 9 konnte das Fundament und der Treppensockel gefasst und der Grundriss des Baus mit den Massen 2 x 4 m rekonstruiert werden (Abb. 14). Das aus Holz erstellte Belvedere dürfte infolge von Witterungsschäden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgegeben worden sein.

Wegbelag in der südlichen Pergola

In der Sonde 2, die von der südlichen Umfassungs- bis zur nördlichen Pergola-

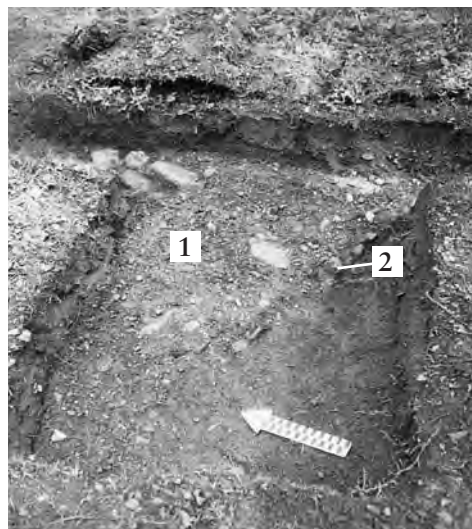


Abb. 11: Castasegna, Villa Garbald. Unterer Garten. Freigelegter Kiesweg mit Randbegrenzung, der als Abzweiger zum Belvedere führte. 1 Kiesbelag; 2 Randbegrenzung mit Kieselsteinen. Blick von Westen.

2 Frau Anilde Pool, Castasegna, mündlich.

Abb. 12: Castasegna, Villa
Garbald. Der Springbrunnen
im unteren Garten. Gut er-
kennbar ist die Rasenbe-
grenzung nördlich des
Beckens. Blick von Süden.
Aufnahme um 1900.



3 MEIER MARCO, Ein Haus,
eine Familie, das Tal - Welten.
In: du, Heft 693, 1999, 14-
23; Abb. S. 18.

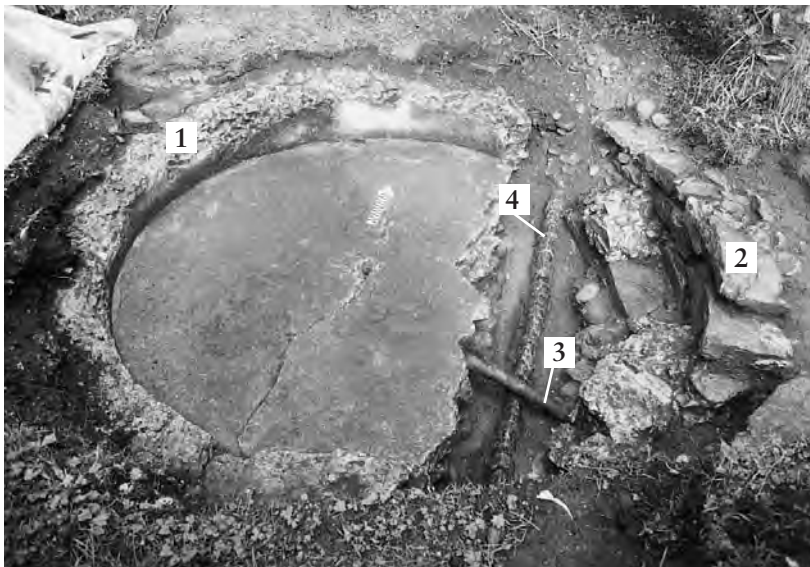


Abb. 13: Castasegna, Villa Garbald. Das Becken des Springbrunnen im unteren Garten nach der Freilegung. 1 abgeschlagener Beckenrand; 2 Mantelmauer; 3 Wasserleitung; 4 moderne Telefonleitung, deren Graben das Becken durchschlagen hat. Blick von Süden.

mauer reichte, konnte 15 cm unter dem aktuellen Grasniveau der 2,50 m breite Weg gefasst werden (Abb. 14). Der Belag mit Kies entspricht jenem auf den Wegen im unteren Garten.

Zu den flankierenden Mauern hin ist je ein Streifen von 40 cm bzw. 50 cm kiesfrei. Das humose Füllmaterial ermöglichte die Pflanzung der Schatten spendenden Reben, die auf den Fotos zu sehen sind und von denen heute nur noch eine besteht³.

Weggestaltung im oberen Garten

Im Gegensatz zur ebenen Fläche des unteren Gartens steigt das Gelände im oberen Garten von Südwesten nach Nordosten gleichmässig an. Der ursprüngliche Geländeverlauf ist hier nicht durch Eingriffe korrigiert worden.

In den fünf Sondagen (Nr. 11, 12, 13, 14, 16; Abb. 14) konnte kein Kiesbelag nachgewiesen werden. Auf einer fotografischen Aufnahme ist ein Trampelpfad dokumentiert, der vom unteren in den oberen Garten führte (Abb. 15). Ein solcher ist auch zwischen den Gebäuden des nördlichen Gartenteils anzunehmen. Für den oberen Garten fehlen Fotos, offenbar hielt sich die Familie vor allem im unteren Garten auf. Die Topographie und Lage zwischen den als Geräteschuppen und Lagerhäusern genutzten Bauten und dem Gemüsegarten schliesst eine Gestaltung wie im unteren Garten aus. Für den Zugang in den oberen Garten war die Treppe im Hinterhof vorgesehen. Über diese erreichte auch das Küchenpersonal den Gemüsegarten auf direktem Weg. Der Trampelpfad zwischen dem unteren und oberen Garten wird im Laufe der Zeit, nachdem vermutlich der Eisenzaun abgebrochen war, zum Transport von

**Untersuchungen zur Garten-
gestaltung der Semper-Villa
Garbald in Castasegna**

Abb. 14: Castasegna, Villa
Garbald. Aktueller Grund-
rissplan mit den Sondagen
und Resultaten der archäolo-
gischen Untersuchungen.
Mst. 1:250.

Rekonstruierter Ver-
lauf der Wege im
unteren Garten und
in der Pergola an-
hand der archäolo-
gischen Sondagen.

SG 1- SG 16: archäologische
Sondagen

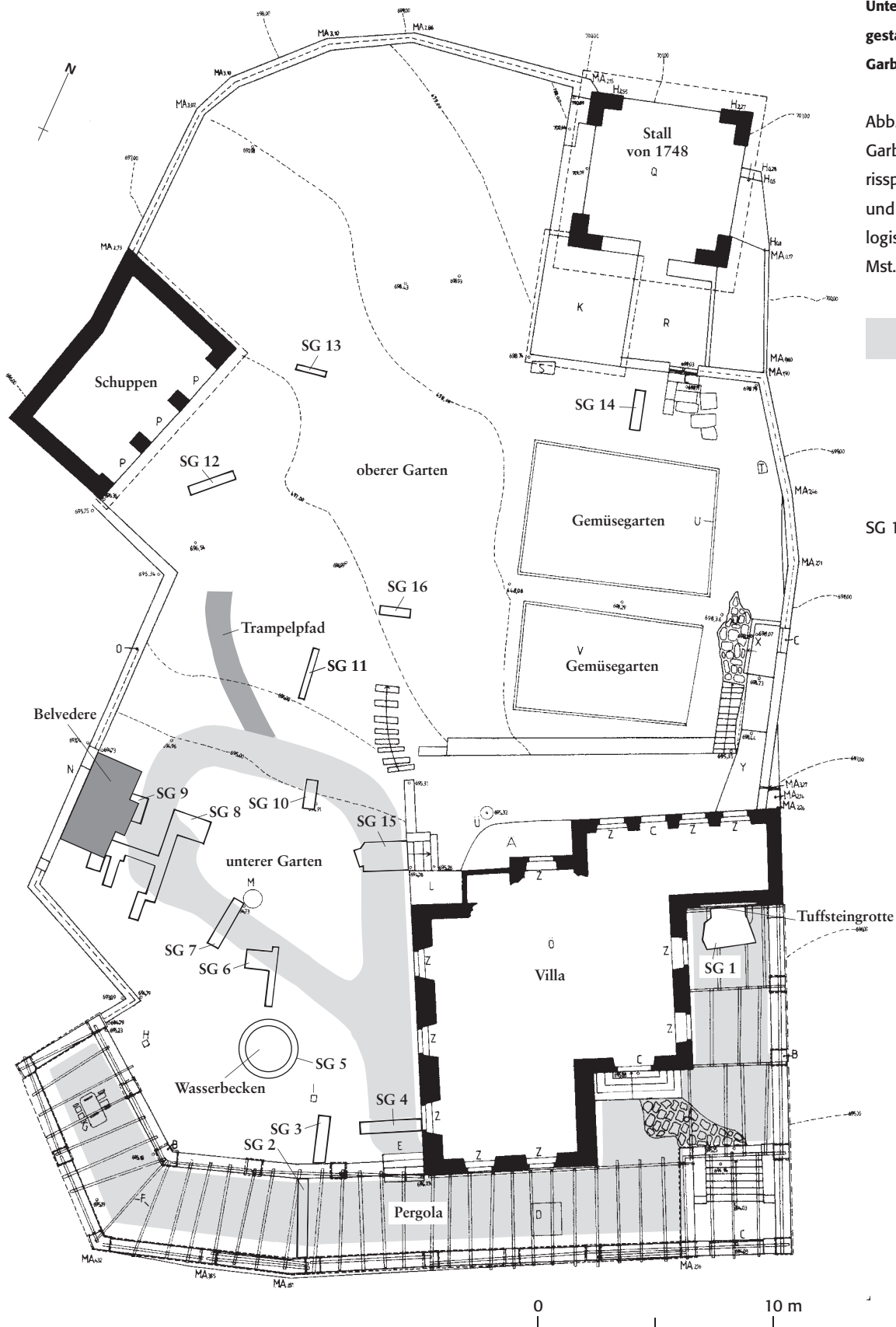




Abb. 15: Castasegna, Villa Garbald. Der Trampelpfad zwischen dem unteren und dem oberen Garten. Aufnahme um 1900.

Abb. 16: Castasegna, Villa Garbald. Die Tuffsteingrotte an der Osteite der Villa. Aufnahme um 1900.

Brennholz aus dem Schuppen entstanden sein.

Tuffsteingrotte an der Ostseite

Die Abb. 16 zeigt den Zustand der Grotte während der Bewohnung der Villa durch die Familie Garbald. Die Höhlung der Grotte war nach Süden von einer im Halbrund gesetzten Reihe von Tuffsteinen begrenzt, die im aktuellen Zustand nicht mehr sichtbar ist. Über der Grotte steht ein dünnes Rohr aus der Wand vor, aus dem vermutlich Wasser über die Tuffsteine tröpfelte. Nach der Freilegung der Grottenbasis konnten folgende Feststellungen gemacht werden (Sondage 1; Abb. 14 und 17): Unter der Grotte verläuft der aus dem Waschhaus führende Abwasserkanal, in den im 20. Jahrhundert eine Rohrleitung verlegt wurde. Dabei ist das Bassin durchschlagen und vermutlich auch dessen Umrandung entfernt worden. Der noch erhaltene Teil lässt einen mit Steinplatten verlegten Boden



rekonstruieren. Ein Ablauf in den darunter liegenden Abwasserkanal liess sich wegen der Zerstörung nicht belegen.

Folgerungen aus den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen

Die Sondagen im unteren Garten haben den Nachweis erbracht, dass der von Semper geplante, architektonisch gestaltete Garten zur Strasse hin nicht ausgeführt worden ist. An seiner Stelle wurde ein Landschaftsgarten realisiert. Zum Schema des Landschaftsgartens passt auch die rustikal gestaltete Grotte an der Ostseite der Villa wie auch das Holzbelvedere. Von der Grundidee übernommen wurde einzig der Springbrunnen, der leicht versetzt im südlichen Teil des Gartens liegt. Im Wegsystem ist das Wasserbecken nicht berücksichtigt, die nicht axial ausgerichteten beiden Wege führen zu dem in den Entwürfen nicht vorhandenen Belvedere.

Der Landschaftsgarten nahm etwa einen Viertel der nicht überbauten Fläche ein. Der Rest gehört zum oberen Garten, der durch den Einbezug der bereits vorhandenen zwei Stall- und Speicherbauten und den Obst- und Gemüseplantagen den landwirtschaftlichen Teil des Anwesens bildet. Blickt man vom unteren zum oberen Garten, wird der bäuerliche Bereich geschickt durch die Geländestufe und das Blatt- und Astwerk der Scheinzypresse und der Stechpalme verdeckt. Es entsteht die Illusion, dass sich der Landschaftsgarten noch weiter hangaufwärts ausdehnt.

Die Änderung im Gestaltungskonzept des unteren Gartens kann nicht auf Semper zurückgeführt werden. Hinter der Idee des Landschaftsgartens sind vielmehr Agostino und Johanna Garbald selbst zu vermuten.

Äusserst belesen und an allen Bereichen der Natur und Wissenschaft interessiert, werden sie die damaligen Gestaltungsmöglichkeiten von Gärten gekannt haben. Ob sie aus Kostengründen, Rücksicht auf die zu erwartenden Kinder, Bescheidenheit oder anthroposophisch geprägten Ideen einem naturnahen Garten den Vorzug gab, bleibt offen.

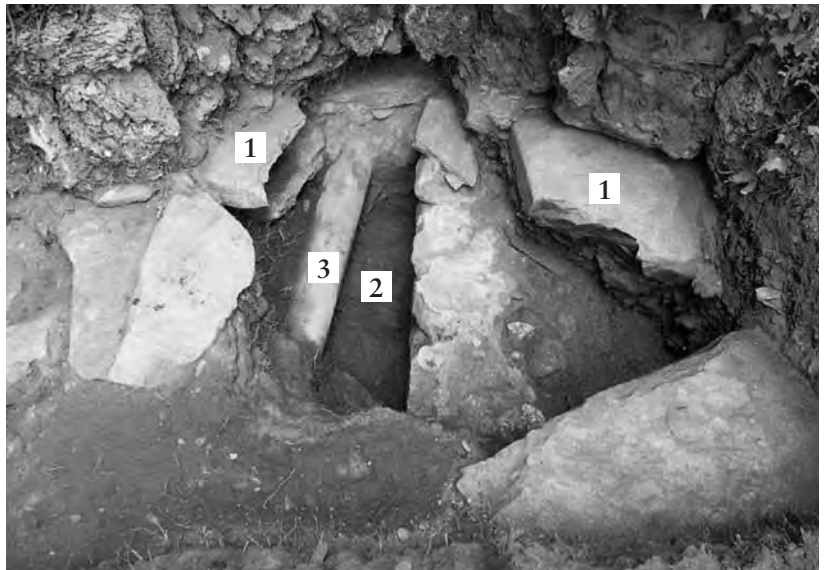


Abb. 17: Castasegna, Villa Garbald. Die Tuffsteingrotte nach der Freilegung der Basis. 1 Bodenplatten; 2 gemauerter Abwasserkanal der Waschküche; 3 moderne Abwasserleitung.

Vorbericht zu den Ausgrabungen in Domat/Ems (Dorfplatz/Überbauung Coop/Via Cisterna)⁴

LK 1195, 753 640/189 260, 581 m ü. M.

Einleitung

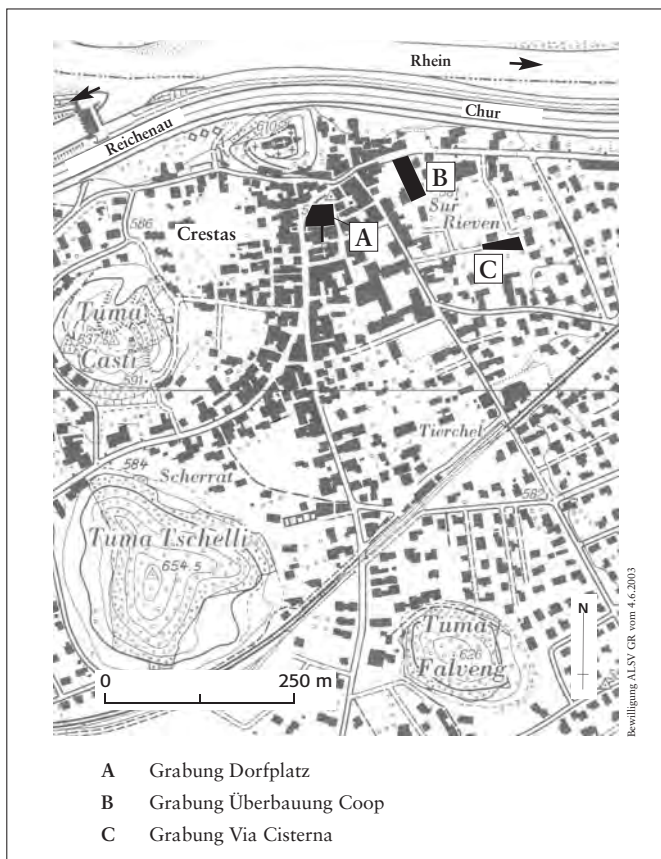
In den letzten 20 Jahren sind unsere Kenntnisse zur Ur- und Frühgeschichte von Domat/Ems infolge verschiedener Rettungsgrabungen markant erweitert worden. Die Ausgrabungen in den Jahren 1983/84 im Bereich des Wohnhauses Via Nova Nr. 69⁵ und 1996/97 im Dorfteil Crestas⁶ belegen eine spätbronzezeitliche, eisenzeitliche und spätrömisch-frühmittelalterliche Besiedlung der Ebene nordöstlich des Tuma Casti. Der geplante Neubau des Gemeindezentrums auf dem Dorfplatz nördlich der Kirche veranlassten erneut Grabungen durch den ADG, die im Jahr 2001 begonnen und

2002 beendet wurden (Abb. 18, A)⁷. Nur wenige Tage nach Grabungsende musste mit den Sondierungen auf dem 4500 m² grossen Areal des geplanten Neubaus des Grossverteilers Coop im Areal zwischen der Via Nova und der Gassa suto begonnen werden (Abb. 18, B). Die Resultate der Grabung auf dem Dorfplatz liessen auch hier ur- und frühgeschichtliche Siedlungsreste vermuten, was durch die Sondierungen bestätigt werden konnte. Die anschliessende Flächengrabung musste aus Zeitgründen auf den östlichen Teil beschränkt werden. Auf diesem Teil des Geländes, das bisher landwirtschaftlich genutzt wurde, waren die archäologischen Strukturen deutlich weniger gestört als im Westbereich, der mit Ställen und unterkellerten Häusern der frühen Neuzeit überbaut war. In den zur Verfügung stehenden drei Monaten wurde ein Drittel der Bauparzelle, etwa 1500 m², archäologisch untersucht. Die grosse Fläche bedingte eine Equipe mit drei Grabungsleitern und bis zu 20 AusgräberInnen.

Ein geplantes Mehrfamilienhaus mit Tiefgarage auf einer Parzelle 100 m südöstlich der Grabung Coop, an der Via Cisterna, bedingte weitere Abklärungen (Abb. 18, C). Die archäologisch positiven Resultate machten auch hier eine Flächengrabung erforderlich. Diese dauerte vom 27. Juli bis 2. Oktober 2002.

Der knappe Zeitplan zwang uns auch hier, Prioritäten zu setzen. So konnte nur etwa die Hälfte des 1200 m² grossen Bauplatzes archäologisch untersucht werden. Die Ausgrabung beschränkte sich auf den nördlichen Teil, wo die archäologischen Schichten eine Dicke von bis zu 70 cm erreichten, im Gegensatz zum Südteil, wo die Überdeckung des anstehenden Flussschotterteils inklusiv Humus nur gerade 20-30 cm betrug

Abb. 18: Domat/Ems.
Lage der Ausgrabungen.
Mst. 1:10 000.



und die Schichtabfolge durch Ackerbau stark gestört war.

Insgesamt bedingten die drei Bauprojekte den ununterbrochenen Einsatz einer Equipe des ADG in Domat/Ems von über 15 Monaten. Der Aufwand hat sich gelohnt, der Zuwachs an Befunden, Funden und Daten der ur- und frühgeschichtlichen Dörfer ist gross. Die drei Grabungen werden anschliessend kurz vorgestellt. Der gegenwärtige Stand der Auswertung erlaubt noch keinen ausführlichen Bericht. Erst wenn das umfangreiche Dokumentationsmaterial (Pläne, Fotos) und der Fundbestand aufgearbeitet sind, werden Aussagen zur Datierung und Siedlungsentwicklung für die erfassten Epochen möglich sein.

Dorfplatz

Die oberen Schichten sind durch die Dorfbrände und den jeweiligen Wiederaufbau der Gebäude geprägt. So konnten Gebäudereste, die bei den Feuersbrünsten von 1800 und 1870 zerstört wurden, dokumentiert werden. Nach dem Brand von 1870 wurde das ganze Areal planiert, wobei das Bodenniveau massiv gesenkt wurde. Die Schichten wurden bis knapp über das römische Siedlungsniveau entfernt, teilweise reichten die Störungen gar bis unter die spätbronzezeitliche Schicht. Die Gebäude sind nicht wieder aufgebaut worden, es entstand der heutige Dorfplatz.

Im nordöstlichen Grabungsbereich konnten drei römische Pfostenbauten mit Herdstellen gefasst werden (Abb. 20). Die rechteckigen Herdstellen, die mit flachen Flusskieseln ausgelegt und mit gestellten Schieferplatten eingefasst sind, lassen die Gebäude als Wohnbauten identifizieren. Bei zwei Herdstellen konnten mehrere Bauphasen



Abb. 19: Domat/Ems, Dorfplatz. Grabungsübersicht. Blick von Süden.

dokumentiert werden, was für eine länger dauernde Besiedlung spricht. Die Funde (Keramik, Lavez) belegen Siedlungsphasen vom 1. bis ins 4. Jahrhundert n. Chr.

Drei Kindergräber und mehrere Brandgruben im Siedlungsareal sind vermutlich ebenfalls der römischen Zeit zuzuweisen.

In den unteren Schichten wurden spätbronzezeitliche Bauten mit Pfosten- und Schwellbalkenkonstruktionen freigelegt. Rechteckige Herdstellen, die mit gestellten Platten eingefasst waren, weisen die Häuser als Wohnbauten aus. Im Umfeld der Häu-



Abb. 20: Domat/Ems, Dorfplatz. Römische Herdstelle. Blick von Süden.

- 4 Eine leicht veränderte Fassung dieses Artikels erschien am 25.4.2003 im Rhiiblatt.
- 5 RAGETH JÜRIG: Spätbronzezeitliche Siedlungsreste aus Domat/Ems in: BM 9/10, 1985, 269-304.
- 6 SEIFERT MATHIAS: Domat/Ems, Crestas, Ur- und frühgeschichtliche Siedlungsreste. Jb ADG DPG 1997, 28-35.
- 7 Jb ADG DPG 2001, 90.

ser sind zahlreiche Gruben dokumentiert worden, deren Zweck in den meisten Fällen unklar blieb. Die Keramik (Abb. 21) datiert das Siedlungsareal in die entwickelte Spätbronzezeit (HaA, mit Laugen-Melaun-Keramik).

Überbauung Coop

Im zentralen Grabungsbereich konnten an Befunden Gruben sowie Pfostenlöcher und Herdstellen von römischen Holzbauten dokumentiert werden. Die Herdstellen beweisen, dass es sich um Wohnbauten handelt. Die Herdstellen waren mit flachen Flusskieseln ausgelegt und eingefasst. Das Spektrum der Gefäßfragmente aus Ton (Abb. 22,1) und Lavez und der Münzen umfasst die Zeitspanne vom 1.-4. Jahrhundert. Eine geringe Zahl von Funden gehört ins Frühmittelalter (Abb. 22,2). Die römischen Befunde waren in eine spätbronzezeitliche Fundschicht eingetieft, die sich auf der ganzen Fläche der Überbauung verfolgen liess. Eine Vielzahl an Gruben unterschied-

Abb. 21: Domat/Ems, Dorfplatz. Spätbronzezeitliche Keramik. Mst. 1:2.



1



2

Abb. 22: Domat/Ems, Überbauung Coop. 1 Randscherbe einer römischen Sigillataschüssel mit Reliefverzierung; 2 verzierte Knochenplatte aus spätrömisch- frühmittelalterlicher Zeit. Mst. 1:2.

licher Verwendungszwecke konnte freigelegt werden. Ausserdem waren Pfostenlöcher und Herdstellen dieser Besiedlungsphase zuweisbar. Anhand der Funde (Keramik, Metall) sind Belegungen der frühen (BzD) und der entwickelten Spätbronzezeit (Abb. 23; HaA/HaB, mit Laugen-Melaun Keramik) zu erkennen.

Via Cisterna 146

Bei der Flächengrabung konnten zahlreiche Pfostenlöcher, einzelne Gruben und Feuerstellen sowie ein 20-30 cm dickes Paket eines Steinbettes freigelegt werden (Abb. 25). Das Steinbett bestand aus mehreren Lagen flach verlegter Flusskiesel. Es bedeckte eine Fläche von 20 m Länge und bis zu 7 m Breite. Der Zweck dieser Steinschüttung dürfte die Trockenlegung einer vernässten Mulde



Abb. 23: Domat/Ems, Überbauung Coop. Spätbronzezeitliche Keramik. Mst. 1:3.



Abb. 24: Domat/Ems, Überbauung Coop. Spätbronzezeitliche Webnadel aus Knochen. Mst. 1:2.

gewesen sein. Gebäudegrundrisse sind anhand der unregelmässig gestreuten und wegen den Störungen durch Ackerbau nur teilweise erfassten Pfostenlöcher schwer zu rekonstruieren. Die Funde (Abb. 26 und 27) datieren den Siedlungsplatz in die entwickelte Spätbronzezeit (HaA, mit Laugen-Melaun Keramik).

Erste Resultate der archäologischen Untersuchungen

Die Ausgrabungen in Domat/Ems zeigen, dass die spätbronzezeitliche Siedlung im

11./10. Jahrhundert v. Chr. eine ansehnliche Ausdehnung besass. Die Fundstellen liegen bis zu 500 m voneinander entfernt. Die Dichte der Bebauung kann beim gegenwärtigen Auswertungsstand allerdings nicht beurteilt werden.

Bei der Auswertung des Fundmaterials wird sich zeigen, wie das zeitliche Verhältnis zwischen den verschiedenen Fundplätzen Dorfplatz, Überbauung Coop und Via Cisterna zu bewerten ist.

Während der Eisenzeit wurde die untersuchte Zone landwirtschaftlich genutzt. Besiedlungsspuren konnten für diese Zeit nur am Fusse des Kirchhügels, in der Grabung En Streia 4⁸, gefasst werden. Nach der Zeitenwende entstand in der Zone vom Dorfplatz bis zum Areal der Überbauung Coop wieder eine Siedlung, die vom 1. bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. dauerte. Erstmals konnten damit in Domat/Ems römische Wohnbauten nachgewiesen werden.



Abb. 25: Domat/Ems, Via Cisterna. Spätbronzezeitliche Steinsetzung. Blick von Osten.

8 Seifert, wie Anm. 6, 28.



Abb. 26: Domat/Ems, Via Cisterna. Spätbronzezeitliche Messerklinge aus Bronze. Mst. 1:1.

Die früh- und hochmittelalterliche Epoche hat nur wenige Spuren hinterlassen. Dies dürfte vor allem daran liegen, dass die Siedlungsstrukturen nur wenig überdeckt waren und bei der landwirtschaftlichen Nutzung des Geländes und Abtiefungen weitgehend zerstört und abgetragen wurden. Priorität hatte die Untersuchung der ur- und frühgeschichtlichen Schichten. Ein weiterer Grund sind die Planierungsarbeiten im Bereich des Dorfplatzes nach der Brandkatastrophe von 1800.



Abb. 27: Domat/Ems, Via Cisterna. Spätbronzezeitliche Gewandnadeln aus Bronze. Mst. 1:2.

LK 830 480/168 725, 1249 m ü. M.

Bericht über das Arbeitsjahr 2002

I. Personelles

Die kleine Ganzjahresequipe in Müstair ist im vergangenen Jahr noch einmal um ein Mitglied verkleinert worden, indem Martin Mittermair als festangestellter Ganztages-Mitarbeiter per Ende März ausschied. Er arbeitet seit November wieder mit einem halbem Pensum bei uns. Guido Faccani hat seine Kenntnis der Müstairer Probleme durch eine weitere Arbeitsperiode im Kloster (April bis September) vertieft. Seine Mitarbeit entlastete den örtlichen Leiter Jürg Goll wesentlich. Christine Greder hat wiederum tage- und wochenweise ihre analytische und zeichnerische Arbeit fortgesetzt. Zwei Zivildienstleistende, David Truttmann (Februar bis März und Juli bis Oktober) und Andreas Item (April bis Juli) bewährten sich als zuverlässige Zeichner. Sechs Praktikanten haben in Arbeitsperioden von unterschiedlicher Dauer vor allem als Zeichner mitgearbeitet: Anna Stütze von Juli bis September, Jürgen Moravi, der sich schon früher als begabter Bauforscher erwies, vom 22. Juli bis 31. Oktober. Josef Ackermann machte sich im Hinblick auf die Bearbeitung der Kloster-Archivalien mit den baulichen und archäologischen Problemen des Klosters vertraut. Er hat vom 2.9. bis 6. 12. mit grossem Einsatz gezeichnet. Als vorzüglicher Zeichner erwies sich auch der Geomatikstudent Stephan Laube aus Zurzach (16.9. bis 11.10.). Weiter haben mitgearbeitet Robert Kuttig (9.9. bis 22. 11.) und Harald Weiss (5.8. bis 4.10.) Einige Schüler schnupperten tageweise oder etwas länger archäologischen Staub.

Nach 26 Jahren haben wir die liebgewordenen Baracken im Wirtschaftshof verlassen und durften im ehemaligen Haus des Meisterknechtes unser Büro einrichten.

II. Arbeitsplätze und Ausführende

1. Klosterkirche und Annexe

- 1.1 Kirche, Westteil, Fussboden unter der Empore, Beobachtungen in Leitungsräumen, Dokumentation: Jürg Goll, Werner Fallet
- 1.2 Kirche, Westwand, Türverbreiterung, Bauuntersuchung: karolingisches Fenster: Werner Fallet, David Truttmann, Jürg Goll
- 1.3 Kirche, Südfassade, Dokumentation: Erich Tscholl, Jürgen Moravi, Robert Kuttig, Harald Weiss
- 1.4 Kirche, Dachraum, Nordwand, Dokumentation. Teilweise Dokumentation: Ostgiebel und Südwand: Josef Ackermann, Stephan Laube, Jürgen Moravi, Robert Kuttig
- 1.5 Kirche, Nordfassade, Dokumentation: Traufgesims, Pausen der Backsteindekoration, Bauuntersuchungen im Schwesternzimmer 70 und im "Juhée": Christine Greder, Guido Faccani
- 1.6 Kirche, Nordannex Obergeschoss, Nordwand, Bauuntersuchung im Schwesternzimmer 70: Guido Faccani
- 1.7 Kirche, Nordannex Erdgeschoss, Süd-, West- und Nordwand, Dokumentation und Bauuntersuchung: Werner Fallet, Jürg Goll
- 1.8 Kirche, Nordannex, Apsisraum 6, Grabung: Erich Tscholl, Martin Mittermair

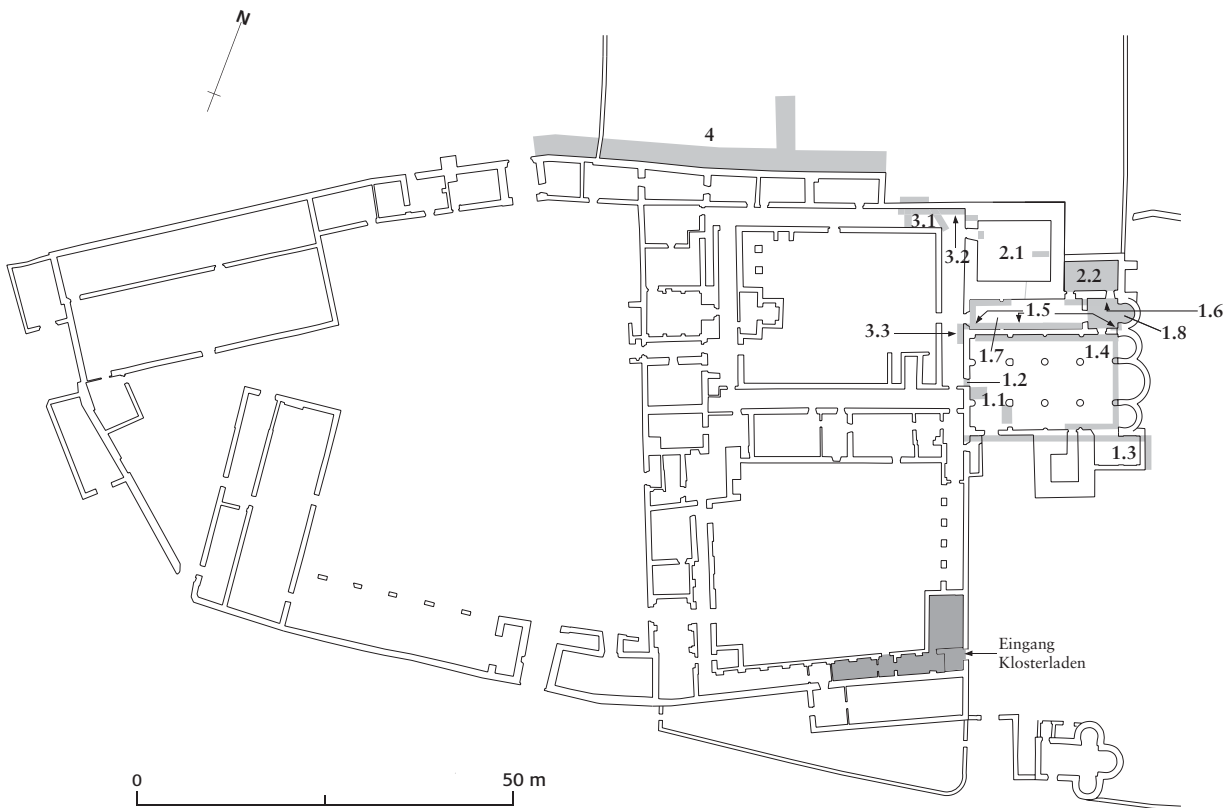


Abb. 28: Münstair, Kloster St. Johann. Übersicht über die Ausgrabungs- und Untersuchungsplätze 2002

- 1.1 Kirche, Westteil, Fussboden unter der Empore, Beobachtungen in Leitungsgräben, Dokumentation
- 1.2 Kirche, Westwand, Türverbreiterung, Bauuntersuchung: karolingisches Fenster
- 1.3 Kirche, Südfassade, Dokumentation
- 1.4 Kirche, Dachraum, Nordwand, Dokumentation. Teilweise Dokumentation: Ostgiebel und Südwand
- 1.5 Kirche, Nordfassade, Dokumentation: Traufgesims, Pausen der Backsteindekoration, kleinere Bauuntersuchungen im Schwesternzimmer 70 und im "Juhée"
- 1.6 Kirche, Nordannex Obergeschoss, Nordwand, Bauuntersuchung im Schwesternzimmer 70
- 1.7 Kirche, Nordannex Erdgeschoss, Süd-, West- und Nordwand, Dokumentation und Bauuntersuchung
- 1.8 Kirche, Nordannex, Apsisraum 6, Grabung
- 2.1 Plantaturm, Aufarbeiten der Dokumentation, Ergänzungen während der Bauarbeiten
- 2.2 Sakristei 8, 1. Etappe
- 3.1 Kreuzgang 11n, Leitungs- und Fundamentgräben, Dokumentation
- 3.2 Kreuzgang 79, Nordwand, ergänzende Bauuntersuchung
- 3.3 Kreuzgang 78
- 4. Nordtrakt, Sickerleitungsgraben, Grabung und Bauuntersuchung

Mst. 1:1000.

2. Plantaturm und Sakristei

- 2.1 Plantaturm, Aufarbeiten der Dokumentation, Ergänzungen während der Bauarbeiten: Anna Stützle, Werner Fallet, Jürg Goll
- 2.2 Sakristei 8, 1. Etappe: Erich Tscholl
- 3. Kreuzgang Erdgeschoss und Obergeschoss
- 3.1 Kreuzgang 11n, Leitungs- und Fundamentgräben, Dokumentation: Werner Fallet
- 3.2 Kreuzgang 79, Nordwand, ergänzende Bauuntersuchung: Martin Mittermair
- 3.3 Kreuzgang 78, Westfassaden der Kirche und des Plantaturs: Werner Fallet
- 4. Nordtrakt Sickergraben
- 4. Nordtrakt, Sickerleitungsgraben, Grabung und Bauuntersuchung: Guido Faccani

Klosterkirche und Annexe

Beobachtungen zu älteren Türen und Fenstern (1.2, 1.3, 1.7)

Als im vergangenen Jahr die seit der Renovation der Klosterkirche in den 1870er Jahren bestehende Westtüre breiter erneuert wurde, um sie als rollstuhlgängige brandsichere Museumstüre den heutigen Bedürfnissen anzupassen, erwies es sich, dass Zemps Einschätzung⁹ richtig ist, die auch von Linus Birchler¹⁰ übernommen wurde: „Die Westfassade der Kirche wies kein Portal auf.“ Aber auch das „Schlupfpförtchen“, das Zemp und mit ihm Sulser und Birchler ganz im Süden der Kirchenwestfassade annahmen, hat, wie wir früher feststellten, nicht existiert. Die Türverbreiterung erbrachte dagegen ein unerwartetes neues Resultat: Die Türe aus den 1870er Jahren hat Bank und

untere Gewändeteile eines originalen Rundbogenfensters mit rechtwinkligem Gewände zerstört, das eine lichte Breite von 73 cm besass und noch 122 cm hoch erhalten war. Es scheint aus der Kirche Licht auf den dahinter gelegenen Abschnitt des Korridores zwischen Klosterkirche und Pfalz gegeben zu haben. Vom Korridor aus führte eine breite und hohe Türe in den Nordannex. Diese Türe ist gleichzeitig mit dem umgebenden Mauerwerk aufgeführt worden in der Art, die wir von anderen karolingischen (und jüngeren) Türen in Müstair kennen: Ein Gerüst von Schwelle, Gewändebohlen und Sturzbalken wurde ummauert, und der Druck des Mauerwerkes über der Türe wurde mit einem Entlastungsbogen abgeleitet. Die Türe war hoch und breit: die lichte Höhe betrug 2,45 m, die Weite des gemauerten Gewändes 2 m (verschmälert um die Stärke der beiden Gewändebohlen). Die Türe ist aus der Achse des Nordannexes gegen Süden versetzt, offenbar weil, wer sie durchschritt, von Süden aus dem Korridor kam oder nach Süden ging. Vom äusseren Nordannex war bisher die Dreiteilung bekannt, und wir wussten, wie die beiden östlichen Kompartimente zugänglich waren: das östlichste (wohl der Kapitelsaal) vom inneren Nordannex her durch eine (erhaltene) Türe gegenüber dem grossen Rundbogentor in der Kirchennordwand. Das mittlere Kompartiment aber war vom Kapitelsaal aus zu erreichen. Nun wissen wir auch, wie der westlichste Raum betreten wurde: vom inneren Nordannex aus durch eine repräsentative originale, nach dem karolingischen Schema errichtete Türe. Damit wird dieser Raum als Zelle für die durchreisenden Mitbrüder noch wahrscheinlicher: Er war vom Kloster her leicht zu erreichen und lag vorschritts-gemäss in unmittelbarer Kirchennähe. Das

9 ZEMP JOSEF, Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden, unter Mitwirkung von Robert Durrer, Kunstdenkmäler der Schweiz, Mitteilungen der Schweiz. Ges. f. Erhaltung hist. Kunstdenkmäler, Neue Folge V-VII, Genf 1906-1910, 17.

10 BIRCHLER LINUS, Zur karolingischen Architektur und Malerei in Münster-Müstair, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Akten zum III. Internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung, Olten/Lausanne 1954, 167-252.

grosse Rundbogenportal, das vom Nordan-nex aus in die Kirche führte, ist ebenfalls im vergangenen Jahr so weit als möglich unter-sucht worden. Sein Gegenstück in der Kir-chensüdmauer liess sich im schmalen Spalt zwischen Kirchturm und Aussenwand der Klosterkirche erkennen und dokumentieren. Auffällig ist, dass der (rekonstruierte) Schei-tel des südlichen Rundbogens 40 cm tiefer zu sitzen scheint als der des nördlichen Rundbogentores. Beide Portale wiesen recht-winklige Gewände auf, und beide sind 1492 bei der Einwölbung der Kirche zugemauert worden, das nördliche (und wohl auch das südliche) bis auf eine schmale gotische Türe, über der das Taufrelief als Supraporte ange-bracht war (Stuckbrocken sind auch im Sü-den an analoger Stelle gefunden worden). Neben der heutigen Kirchentüre in der Süd-wand der Klosterkirche sind Schwelle und Holzgewände einer karolingischen Vorgän-gerin nachgewiesen. Sie führte aus der Kir-che in den westlichsten Abschnitt des Südan-nexes, von dem aus die Mönche nach dem Gottesdienst in den Osttrakt des Klosters ge-langten. - Die Beobachtung eines Risses in der Kirchenostwand erforderte im vergange-nen Jahr die Errichtung eines Gerüstes um die Südostecke der Klosterkirche. Von ihm aus wurden die zugänglichen Teile der Kir-chenost- und Südwand untersucht und do-kumentiert. In der Südwand zeigte sich ein romanisches Rundbogenfenster mit getrich-tertem Gewände (geschätzte Masse 70 x 120 cm), das 1492 vom gotischen Gewölbe fast ganz verdeckt wurde. Es besass kein Gegen-stück in der Kirchennordwand.

Beobachtungen über Mörtelböden im Kirchenschiff (1.1)

Im westlichen Kirchenteil wurden unter der

Nonnenempore im Zusammenhang mit der Einrichtung des Museums unter möglich-ster Schonung des archäologischen Bestan-des und zum Teil mit Benützung aufgegebe-ner Heizleitungsgräben elektrische Leitun-gen verlegt. Dabei liessen sich vorläufige Beobachtungen über ältere Fussböden ma-chen. Ein unterster Boden, wohl der karo-lingische, ist ein dicker Mörtelguss auf Stein-bett, Oberfläche mit Ziegelschrot gerötet, Gesamtstärke ca. 12 cm. Stellenweise deu-tet eine jüngere Gusschicht darauf hin, dass der Boden lange Zeit benützt und aus-geflickt wurde.

Rauhwackesplitter und Rauwackemehl auf diesem Boden dürften von der Bauschicht des spätgotischen Umbaues zur Hallenkir-che herrühren (1492).

Darauf liegt ein Boden, der über das Vor-fundament gotischer Pfeiler und Wandvor-lagen läuft; es muss der spätgotische Fuss-boden sein. Er enthält grobes, zum Teil splitteriges Kies. Auf den bisher sichtbaren Teilen zeichnen sich keine Brandspuren ab; es ist noch nicht zu entscheiden, ob es sich um den Fussboden von 1492 oder um einen nach dem Brand von 1499 neu eingezo-ge-n handelt.

Der aktuelle Boden liegt auf einer Schicht von Sand und Mörtelbodenfragmenten. Wir haben Grund anzunehmen, dass er aus der Renovationszeit von 1878 stammt.

Beobachtungen an den Kirchenfassaden (1.3, 1.4, 1.5)

An allen vier Fassaden konnten zum Teil neue Beobachtungen gemacht, zum Teil äl-te-re bestätigt, verfeinert und erweitert werden. - Die Türverbreiterung in der Kirchenwest-mauer zeigte den Querschnitt durch eine ka-rolingische Mauer, einbindende Steine, Mör-

telarten, Arbeitsgrenzen. - Unterhalb des Giebelansatzes konnte wie auf der Kirchenostseite ein abgearbeitetes Gesims und ein breiter gemalter Fries mit von Bändern gerahmtem Zackenband festgestellt werden, der den dreiteiligen Gesimsen an den Längswänden und der dortigen farbigen Dekoration am Dachgesims entspricht. Die Kirche war ringsum auf der Höhe des Dachansatzes von einem breiten gemalten ornamentalen Gurt umzogen. - Hauptgesims und Dachschrägen, die sich am Giebel abzeichnen, sind nur miteinander zu vereinen, wenn ein niedriger Kniestock angenommen wird, von dem sich keine Reste erhalten haben. Probleme bietet auch die Überdeckung der inneren und äusseren Annexe. Lage und Schräge der Pultdächer über den inneren Annexen lassen sich aus den abgearbeiteten Wasserschlagen an der Kirchengaußenwand und dem erhaltenen OK der Nordannex-Nordmauer absehen, die bisher zugänglichen Untersuchungsstellen ergaben aber keine Hinweise (Balkenlöcher) über die Art der Dachkonstruktion.

Hans Rudolf Sennhauser

Beobachtungen im Dachraum der Kirche (1.4)

Sobald Zeichner frei waren, wurde die Dokumentation im Dachraum der Kirche weiter vorangetrieben. Das karolingische Mauerwerk des Kirchenschiffes ist nicht konsequent lagig, aber rassig und gekonnt hochgezogen worden. Der Mauermörtel wurde in den Steinszwischenräumen mit einer Spitzkelle rundlich oder dachförmig festgepresst und nähert sich trotz den Vertiefungen dem Bild einer Pietra-Rasa an. Die Fenster sind mit geschalteten Rundbögen überfangen, deren Keilsteine und Bogenrücken mit Fugenstrich betont sind. Auf Decken-

höhe wurden in der Mauermitte Ankerbalken eingebettet. Sie sind in den Gebäudeecken überkämmt. Darauf wurden Nord-Süd gespannte Deckenbalken abgelegt und das Holzwerk nachträglich um- und übermauert. An den Längswänden waren die Deckenbalken mit einer Steinplattenlage überdeckt, die an der äusseren Mauerkannte den obersten Vorsprung eines dreistufigen Traufgesimses und zugleich eine Krone ausbildete. Traufgesims und Aussenfassade wurden verputzt und mit einer Backsteinmalerei auf dem Gesims sowie auf und um Blend- und Fensterbögen geschmückt. Die konzentrischen Lagerfugen der gemalten Backsteinbögen sind mit kurzen aneinander gesetzten Kreissegmenten vorgeritzt, die Backsteinflächen offenbar mit Hilfe einer leicht konischen Schablone umrissen. Der Innenraum und die Fensterlaibungen erhielten gleichzeitig einen Grundputz. Aussen- und Innenverputz treffen sich in der Fensterlaibung und verbinden sich dort so innig, wie es nur möglich ist, wenn beide Verputze gleichzeitig formbar waren. Nach Aussage von Restaurator Emmenegger¹¹ wurde der Innenverputz erst nach einiger Zeit mit dem Malerverputz überdeckt. Der Malereiputz rechnet mit der von unten an die Deckenbalken angeschlagenen Bohllendecke über dem Kirchenraum.

Nach einem grösseren Schadenereignis ist die karolingische Malschicht jeweils unterhalb der Balken abgefallen. Die Fehlstellen wurden mit einem groben Flickmörtel ausgestrichen, und darauf wurde al fresco ein Mäander gemalt, der keine Rücksicht auf die bestehende Malerei nimmt, diese sogar als Kalkmalerei überdeckt, aber heute bis auf wenige Reste wieder abgefallen ist. Der Flickverputz strich gegen eine neue Bretterdecke.

11 EMMENEGGER OSKAR, Karolingische und romanische Wandmalerei in der Klosterkirche, in: Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair, Grundlagen zur Konservierung und Pflege (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 22), Zürich 2002, 77-81.



Abb. 29: Müstair, Kloster St. Johann. Befunddetails in der Nordostecke der Kirche: Im linken Bild die Negative der überkämmten Ankerbalken, gegen Süden. Im rechten Bild ein Blick gegen Nordosten in die Fehlstelle des karolingischen Deckenbalkens. Der Schatten fällt in die Vertiefung des nördlichen Ankerbalkennegativs. Der Grundputz an den Innenwänden stiess gegen den Deckenbalken, der Malereiputz schloss an die Deckenbohlen an.

Jünger als der Flickputz, aber älter als der Brand von 1499 ist eine Erneuerung der karolingischen Mauerkrone, die auf der ganzen Länge grosse Ausbrüche zeigt. Gleichzeitig wurden neue Deckenbalken eingemauert. Eine einzige Mörtelbraue könnte darauf hinweisen, dass die Bretterdecke in dieser dritten Phase auf die Deckenbalken aufgelegt wurde und nicht mehr wie bisher von unten angeschlagen war.

1492 wurde das spätgotische Hallengewölbe auf tieferem Niveau als die bisherigen Balkendecken eingebaut. Es bewahrte zwar die Kirche nicht vor dem Brand von 1499, aber möglicherweise vor dem Einsturz. Erst für den Bau des heutigen Dachstuhls von 1517 wurde die lädierte Mauerkrone wiederhergestellt.

Jürg Goll

Ausgrabung im Apsisraum 6 des Nordannex (1.8)

Der Nordannex ist der lange Gang nördlich entlang der Kirche. Er ist zusammen mit dem Kirchenschiff im letzten Viertel des 8.

Jahrhunderts erstellt worden. Heute ist er in drei Räume unterteilt. Im östlichsten der drei, im Apsisraum 6, wurde eine Grabung mit folgenden Resultaten durchgeführt:

Eine steinverfüllte Grube im bronzezeitlichen Schichtzusammenhang ist nicht sicher von Menschenhand geschaffen, obwohl Keramikscherben und eine zarte Pfeilspitze aus Silex auf die Präsenz von Menschen hinweisen. Für den karolingischen Kirchenbau wurden die oberflächennahen Lehm-schichten abgetragen, die Fundamentgräben ausgehoben und alle Fundamente der Kirche und des Nordannexes gleichzeitig in die Grube gemauert. Während des Fundamentbaues hat man mit vierkantigen Pflöcken eine Vermessung abgesteckt, in deren Folge das aufgehende Mauerwerk gegenüber den Fundamenten leicht nach Süden korrigiert wurde. Weil das Terrain nach Süden leicht abfällt, mussten die höher gelegenen Schichten im Nordannex nachträglich abgetieft und gleichzeitig die vorspringenden Fundamentkronen abgebrochen werden. Nur so liessen sich die Bodenniveaus über die ganze Kirche samt Annexen einigermaßen aufeinander abstimmen.

Der Nordannex war durch eine hohe, nicht verschliessbare Rundbogenöffnung mit dem Kirchenraum verbunden. Nach Norden führte eine Türe mit Bohlengewände ins Freie bzw. in den von Anfang an geplanten "Äusseren Annex"¹². Östlich dieser Durchgänge stieg der rot eingefärbte Mörtelgussboden rampenartig an und endete an einer Chorstufe, die in einer ersten Phase mit einem Holzbalken belegt war. Das Fundament der Chorstufe nimmt die Tiefe von zwei Stufen in Anspruch, scheint aber nur eine Steigung vorzubereiten. Daraus interpretieren wir eine zusätzliche Schranke unmittelbar hinter der Stufe, die aufgrund von



Splitterfunden zu schliessen, kurze Zeit später offenbar in Marmor neu errichtet wurde. Ebenfalls nicht zur primären Ausstattung gehört der mit Abdrücken nachweisbare Marmorplattenbelag im Chorbereich. Im leicht hufeisenförmigen Apsisrund wurde gleichzeitig mit dem aufgehenden Mauerwerk ein massives Steinbett eingebaut, das ein erhöhtes Altarpodium gebildet haben dürfte.

Links und rechts vor den Chorstufen wurden prominente Gräber angelegt. Das nördliche enthielt zuerst eine Männer-, später eine Frauenbestattung. Diese Grabstelle wurde nach 1499 nochmals belegt und über dem Grab eine Tumba aus gegossenen Stuckplatten mit spätgotischem Masswerkdor aufgerichtet, in Material und Stil ähnlich den spätgotischen Emporenbrüstungen von 1492. Noch vor 1492 wurde die rampenartige Steigung des karolingischen Mörtelbodens durch eine vorgezogene Stufe mit hölzerner Schranke aufgefangen. Die Stufe nimmt die Lage der Trenn-

mauer von 1628 vorweg, die den Apsisraum vom Nordannex scheidet und aus dem Raum eine eigenständige Kapelle macht.

Jürg Goll

Abb. 30: Müstair, Kloster St. Johann. Aufsicht auf den flächig untersuchten Apsisraum 6. Beim prähistorischen Steinrest im Sondierschnitt wurde die Pfeilspitze aus Silex (Abb. 31) gefunden. Aus der Karolingerzeit sieht man das Steinbett in der Ostapsis, die Chorzone mit Spuren des Bauniveaus und eines alten Plattenbodens, gegen Westen (links) abgegrenzt durch das Chorstufen- und Chorschrankenfundament. Westlich davor zwei Grabgruben, im Süden das geleerte Erdgrab, im Norden das ebenfalls geräumte, ummauerte Grab aus dem frühen 16. Jahrhundert und in dessen Sohle das ältere Frauengrab mit Ummauerung. Zwischen den Grabgruben eine erhaltene Fläche des karolingischen, mit Ziegelmehl rot gefärbten Mörtelbodens.



Abb. 31: Müstair, Kloster St. Johann. Pfeilspitze aus Silex. Mst. 1:1.

Abb. 32: Müstair, Kloster St. Johann. Ansicht an die frühromanische Nordwand der Nordannex- Aufstockung, links das Negativ der Türbohlen, verdeckt vom neuen Leitungsbündel.

Beobachtungen im Obergeschoss des Nordannex (1.5, 1.6)

Leitungsführungen, Bodenerneuerungen und Verputzsanierungen erbrachten an verschiedenen Stellen im Obergeschoss des Nordannexes weitere baugeschichtliche Aufschlüsse. Aus karolingischer Zeit konnte der Ansatz der beiden Giebelwände und das (abgespitzte) Wasserschlaggesims über dem First des Nordannexpulldaches erfasst werden. Löcher für Konsolbalken sind nicht zu finden. Der Dachstuhl muss freistehend konstruiert gewesen sein¹³.

Der Nordannex wurde früher aufgestockt als erwartet, denn die Nordmauer des sogenannten Schwesternzimmers 70 ist dem Charakter nach frühromanisch. Sie enthält eine nördliche Aussentüre, die offenbar auf die Laube vor dem Hocheingang des Planturmes führte. Zur Inneneinrichtung und damit auf die Funktion gibt es keine Hinweise. 1492 hatte der Raum ein Täfer, das nach dem Brand von 1499 erneuert wurde. Mauerkrone und Dachstuhl datieren von 1517. Die Erschliessung erfolgte allem Anschein nach vertikal vom Nordannex her. Nach Norden zeigte nur noch ein schmales Fenster. Mit der Aufstockung des Sakristeigebäudes erhielt der Raum einen nördlichen Vorbau, der wohl zunächst dem Plantarium zugeordnet war und erst mit dem Täferausbau um 1690 eine Verbindungstüre zum Raum 70 erhielt. Das neue Dendrodatum 1690 ändert nichts an der letztjährigen Interpretation der Raumfunktionen¹⁴. 1890 wurde der Raum nochmals frisch ausgetäfert und diente als Krankenchor unmittelbar neben dem neu eingerichteten Winterchor der Nonnen. 1956 wurde der elegante Turmofen abgebrochen.

Jürg Goll/Guido Faccani



Sickerleitungsgraben entlang dem Nordtrakt (4)

Sickerwassergraben vom Nordtor bis zur Ostflucht des Nordtraktes, in kleinen Partien flächig untersucht, sonst Dokumentation von Leitungsgraben-Profilen und der Fundamentzone des Mauerwerks.

Vorkarolingisch: Keramikfragmente mit Schnurbandverzierung aus der unteren Zone des Hanglehm-Paketes. Keine Baubefunde.

Karolingisch-ottonisch: Datierung gemäss Schichtabfolge zwischen dem 8. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wohl aber älter als der Norpertrakt (um 1035). Nahe der aktuellen Gartenmauer zieht ein vermutlich künstlich angelegter Wassergraben von Nordosten nach Südwesten. Unter der Nordwestecke des romanischen Nordtraktabchnittes trat ein rund 2 m langer, trocken gebauter Mauerzug zutage. Er endet im Westen mit einer Stirn und biegt im Osten nach Süden um. Er stellt wohl den Rest eines Ofens dar, der ins anstehende Erdreich abgetieft ist. Später erweiterte man ihn in ähnlicher Bauweise nach Westen. Von Norden stösst eine Trockenmauer gegen den vermuteten Ofen (Dach- und Hüttenkonstruktion?). Nach

13 Zu den späteren Dachformen
Jb ADG DPG 2000, 62, 63.
14 Jb ADG DPG 2001, 23.

der Aufgabe wurde alles von einer dicken, fast fundleeren Holzkohleschicht überdeckt. Weiter östlich sind Teile eines in den Boden eingetieften, trocken gemauerten Ofens freigelegt worden. Von Süden führt ein brandgeröteter, steingefasster Kanal auf das Ofengeviert zu.

Frühromanisch: Die Obergeschosstüre in der West-Ecke der Nordfassade des um 1035 erbauten Norpertraktes mag auf einen Hof geführt haben, der mit einer Palisade umfriedet war, von der drei in einen Nord-Süd gerichteten Graben gestellte Pfosten nachgewiesen worden sind. Ihre Flucht liegt knapp westlich der Westfront des Norpertrakts.

Romanisch: Bei Mauerwerksanalysen am romanischen Anbau, der nach 1154 (Dendrodatum) errichtet wurde, konnte eine originale Erdgeschossstür gefasst werden, welche etwa auf der Mittelachse des Anbaus angelegt wurde. Ferner legten wir einen Dachwassergraben an der Nordwestecke des Anbaus frei.

Spätmittelalter: Von der spätestens im 14. Jahrhundert entstandenen Umfassungsmauer des Westhofes lässt sich das grosssteinige Fundament nachweisen, das von Westen her an die Nordwestecke des romanischen Anbaus anschliesst. Das Fundament scheint von dem Gebäude überlagert zu werden, das nach 1373 im Winkel zwischen dem Norpertrakt und dem Gebäude des 12. Jahrhundert errichtet wurde.

Neuzeit: Nach 1499 wurde der Nordtrakt um ein drittes Geschoss aufgestockt und mit Aborterkern ausgestattet. Von diesen zeugt eine Fäkaliengrube bei der Nordwestecke des romanischen Gebäudes. Kurz nach 1665 hat man den Oberen Garten mit einer Mauer umfriedet. Im 19. Jahrhundert wurde abgesetzt parallel zur Nordtraktfassade



ein Weg mit Steinbett angelegt. Als man 1905/06 den Oberen Garten vergrösserte, hob man gleichzeitig entlang der Nord- und Ostseite des romanischen Gebäudes einen Graben aus, um die Grundmauern der Keller mit einem Zementanwurf gegen Hangwasser abzudichten.

Guido Faccani

III. Bearbeitung

Computer-3D-Modell der Klosteranlage

Die isometrische Darstellung der Klosteranlage von Josef Zemp¹⁵ war bis heute am besten geeignet, dem unkundigen Besucher die Verschachtelung der verschiedenen Höfe, Gebäudetrakte und hervorragenden Einzelbauten verständlich zu machen. Bei Klosterführungen wurde dem Gast zur Orientierung eine Kopie von Zemps Isometrie ausgehändigt.

Die Untersuchungen in Müstair beschrän-

Abb. 33: Müstair, Kloster St. Johann. Sickerleitungsgraben dem Nordtrakt entlang, Blick nach Westen: Im Vordergrund links die Nordmauer eines vermuteten Ofens, von rechts anstossend eine Nord-Süd gerichtete Trockenmauer (Dach- und Hüttenkonstruktion?). Links die Nordmauer des Nordtraktes: Die untersten Lagen vorne gehören zur gotischen Umfassungsmauer, darüber der Anbau von ca. 1373, hinten im Bild, mit dem Fundament deutlich tiefer greifend, die Hofmauer der Zeit um 1500.

¹⁵ ZEMP, wie Anm. 9.

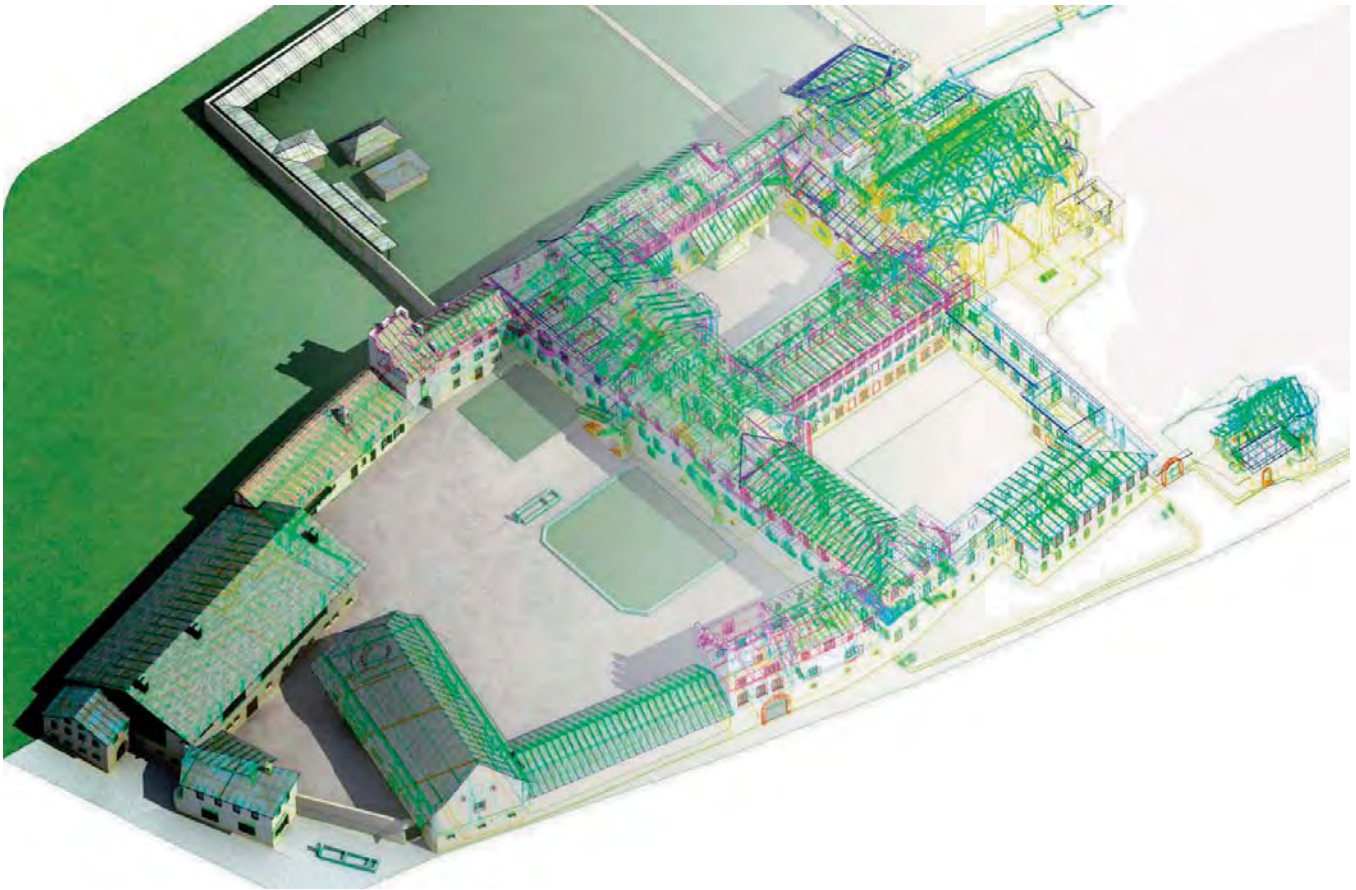


Abb. 34: Müstair, Kloster St. Johann. Computer-3D-Grundmodell der bestehenden Klosteranlage: Von rechts nach links entwickelt sich aus dem geometrischen Skelett das mit Materialstrukturen "bekleidete" Modell. Das Skelett zeigt von ferne die geometrische Hintergrunderarbeit mit sämtlichen inneren und äusseren Konstruktionslinien des Modells. Es bildet die Grundlage für jede künftige 3D-Darstellung der zahlreichen Bauetappen seit karolingischer Zeit.

ken sich nicht nur auf Bodenfunde, sondern erstrecken sich in allen Gebäuden bis zu den Dachkonstruktionen hinauf. Alle Befunde müssen deshalb dreidimensional vermessen werden. Die konventionelle Darstellung der Objekte mit Grundriss, Schnitt und Ansicht ist noch heute das tägliche Brot jedes Zeichners. In vielen Fällen ist es aber auch für den Fachkundigen kaum möglich, allein auf Grund von Planaufnahmen eine präzise räumliche Vorstellung der komplizierten baulichen Zusammenhänge zu gewinnen. Immer wieder müssen isometrische Skizzen helfen, auch kleine Objekte wie Fenster, Türen und Ähnliches besser zu verstehen.

Schon bald nach Beginn der nun über 30-jährigen Untersuchungen dachten die Archäologen daran, dereinst die bauliche Entwicklung der Klosteranlage seit karolingischer Zeit auch mit isometrischen und/oder perspektivischen Darstellungen zu veranschaulichen.

Die rasanten Fortschritte der elektronischen Datenverarbeitung eröffneten neue Möglichkeiten zur Konstruktion von dreidimensionalen Architekturmodellen - 3D-Modell -, die es erlauben, die Modelle frei im "Raum" zu drehen und so die geeignetsten Ansichten auszuwählen. Acht Hauptetappen der Klosteranlage sind 1996 in kleinmassstäblichen Plänen erstmals veröffentlicht worden.¹⁶

Es reifte der Plan, jede dieser Etappen im

Laufe der kommenden Bearbeitung der archäologischen Befunde mit einem Computer-3D-Modell darzustellen. Damit wird es möglich auf "einen Blick" auch die dritte Dimension der Anlagen zu erfassen.

Ein erster Schritt zu diesem Ziel musste die Verwirklichung eines geometrisch solide konstruierten "Grundmodells" sein, nämlich eines 3D-Modells der bestehenden Klosteranlage (Äusseres und Inneres). Es wird als Grundlage für alle weiteren Modelle dienen.

Ein derart aufwändiges Modell kann nur von speziell ausgebildetem Personal konstruiert werden. Die besten Voraussetzungen bot die Firma Archeotech (Olivier Feihl), Epalinges VD, die in den 80er Jahren den ganzen Klosterkomplex Punkt für Punkt in dreidimensionalen Koordinaten aufgenommen hat und deshalb über alle Grundlagen für die 3D-Konstruktion verfügt. 1999 lag der erste Kostenvoranschlag von Archeotech für das "Grundmodell" vor.

Im Zuge der Museumserneuerung begann sich auch die Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair für das 3D-Modell zu interessieren. Ihr Ziel ist die Herstellung einer "Multimedia-Show", die dem Museumsbesucher mit 3D-Modellen, Plänen, Fotos und Texten die Geschichte und die künstlerischen Reichtümer der Klosteranlage veranschaulicht, sei es interaktiv am Bildschirm oder als Film.

Dank einem namhaften zweckgebundenen Beitrag aus dem Lotteriefonds des Kantons Basel-Stadt hat die Stiftung die Finanzierung der Konstruktion des "Grundmodells" der bestehenden Klosteranlage übernommen. Im Juni 2002 wurde das 3D-Modell von der Firma Archeotech in verschiedenen Programmversionen auf CD abgelie-

fert. In html-Version, mit dem Versuch sich der fotografischen Realität der Materialien anzunähern, ist es auch über Internet abrufbar (www.archeotech.ch).

Die Stiftung hat auch die Finanzierung eines weiteren Modells übernommen. Wir arbeiten an einem 3D-Modell der karolingischen Klosteranlage. Es wird mit dem heutigen Stand des Wissens eine Rekonstruktion von karolingischer Kirche und Klosteranlage dargestellt. Die notwendigen Plangrundlagen sind vom Büro Sennhauser, Zuzach, Anfang März 2003 fertiggestellt und der Firma Archeotech zugestellt worden. Die Konstruktion des karolingischen Modells soll noch im Laufe des Jahres 2003 abgeschlossen werden.

Der grosse Aufwand für Computer-3D-Modelle und für eine "Multimedia-Show" scheint uns der Bedeutung des Objektes angemessen, dem sich die Wissenschaft seit über hundert Jahren widmet und für welches sich ein breites Publikum interessiert. Die Weiterarbeit wird abhängig sein von der finanziellen Lage der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair und von einer soliden finanziellen Grundlage für die Bearbeitung der reichen Funde und Befunde der archäologischen Untersuchungen.

Hans Rudolf Courvoisier

Bauregesten

Archivalien aus dem Klosterarchiv Müstair sind im Staatsarchiv GR in Chur mikroverfilmt worden. Josef Ackermann hat sie bei dieser Gelegenheit geordnet und signiert. Diese Massnahmen sind Voraussetzungen für die Erstellung von baugeschichtlichen Regesten, die für die kommenden Jahre geplant ist.

Hans Rudolf Sennhauser

16 COURVOISIER HANS RUDOLF/
SENNHAUSER HANS RUDOLF,
Die Klosterbauten - eine
Übersicht, in: Müstair, Klo-
ster St. Johann, Bd. 1 (Veröf-
fentlichungen des Instituts für
Denkmalpflege an der ETH
Zürich Bd 16/1), Zürich
1996, 15-65.

Dokumentation Plantaturm

Seit 1996 wird der Plantaturm restauriert und baubegleitend archäologisch untersucht. Immer wenn ein Täfer ausgebaut, ein Leitungsschlitz geöffnet oder ein Bodenbrett abgehoben wurde, führte dies zu neuen Erkenntnissen über den 1000-jährigen Turm. Die Befunde aus unzähligen Detailuntersuchungen füllen inzwischen sieben Bände und 146 Pläne (bis Ende 2002). Der Nationalfonds hat sich bereit erklärt, während drei Jahren die Aufbereitung und Auswertung der Baudokumentation bis zur Archivreife finanziell zu unterstützen. Anna Stützle redigiert zur Zeit die Textunterlagen und erstellt die notwendigen Verzeichnisse. Derweil gehen die Arbeiten im Plantaturm weiter und gelangen erst mit der Museums-eröffnung am 13. Juli 2003 zum Abschluss.

Jürg Goll

Frühmittelalterliche Steinmetzarbeiten, Flechtwerksteine

Das Nationalfonds-Projekt zur Bearbeitung der frühmittelalterlichen Steinmetzarbeiten ist seit Jahren durch systematische fotografische und zeichnerische Erfassung der Müstairer Stücke und durch Literaturarbeit vorbereitet worden. Im vergangenen Jahr wurden diese Arbeiten fortgeführt und durch Überlegungen zur katalogmässigen Erfassung der Vergleichsstücke (Kriterienkatalog) sowie durch Kontaktnahme mit den Bearbeitern der umliegenden Regionen erweitert.

Romanische Wandmalereien im Norpertaal

Gaby Weber hat weiter an der Fertigstellung ihrer Lizentiatsarbeit über die Wand-

malereien im Norpertaal gearbeitet. Sie gedenkt, ihre Arbeit im Laufe des Jahres 2003 vorzulegen.

Hans Rudolf Sennhauser

Veröffentlichungen

- Jürg Goll hat den kleinen Kunstführer Müstair im Hinblick auf eine Neuauflage ergänzt und auf den Stand gebracht: Müller Iso, Weltkulturgut Kloster St. Johann Müstair, Schnell, Kunstführer/Guida d'Arte Nr. 601 (von 1954), 26., veränderte Auflage, Regensburg 2002.
- Goll Jürg, Bau und Gestalt der Heiligkreuzkapelle, in: Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair, Grundlagen zur Konservierung und Pflege (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 22), Zürich 2002, 169-173.
- Goll Jürg/Emmenegger Oskar, Katalog der Wandmalerei und Stuckausstattung im Kloster, in: Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair, Grundlagen zur Konservierung und Pflege (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 22), Zürich 2002, 31-48.
- Goll Jürg/Wyss Alfred/Sennhauser-Girard Marèse, Verzeichnis der karolingischen Wandbilder in der Klosterkirche, in: Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair, Grundlagen zur Konservierung und Pflege (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 22), Zürich 2002, 155-160.
- Sennhauser Hans Rudolf, Cathédrales et églises abbatiales carolingiennes en Suisse, in: Hortus Artium Medievalium 8, 2002, 33-48.

- Sennhauser Hans Rudolf, Kirchenarchäologie in der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: ZAK, Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59: «Villes et villages. Tombes et églises». La Suisse de l'Antiquité Tardive et du Haut Moyen Âge, Actes du coll. tenu à l'Université de Fribourg du 27 au 29 septembre 2001, 2002, 189-194.
- Sennhauser Hans Rudolf, Frühmittelalterliche Kirchen in Graubünden, im Tessin und in der Nordostschweiz, in : ZAK 59, 2002, 229-235.

Sils i. D., Burganlage Hohenrätien - Ein Vorgängerbau zur bestehenden Kirche

LK 1215, 753 465/173 165, 940 m ü. M.

Zu den Ausgrabungen

Bei Ausgrabungen im Jahre 2001 konnten nordöstlich der bestehenden Kirche der Burganlage Reste eines frühmittelalterlichen Baptisteriums freigelegt werden.¹⁷ Wie sich herausstellte, gehört die Taufkapelle zu einem grösseren Bautengefüge, welches in etwa den Raum zwischen der heutigen Kirche und der östlich davon liegenden Umfassungsmauer einnahm (Abb. 35 und 36). Schon damals wurde deutlich, dass der Taufraum an ein älteres, unmittelbar südlich davon liegendes Gebäude angebaut worden ist. Da es sich beim Baptisterium um eine ausschliesslich dem Taufritual vorbehaltene Kapelle handelt, konnte in dem älteren Gebäude die eigentliche Pfarrkirche vermutet werden, zumal ein über zwei Meter breiter Durchgang die beiden Bauten verbindet.

Eine zweite Grabungskampagne wurde

vom 22. März bis zum 30. Oktober des vergangenen Jahres durchgeführt.¹⁸ Ziel dieser Kampagne war es, die südlich an das Baptisterium angrenzenden Gebäudereste zu untersuchen. Wie vorauszusehen war, erwartete uns ein überaus vielschichtiger Befund. Deshalb ist eine umfassende Analyse des Bautengefüges erst in einer der kommenden Kampagnen möglich. Allerdings gelang es 2002 einen zusammenhängenden Baukörper (Abb. 37, Bau B) herauszuschälen, der zum Teil Mauern des ältesten, frühmittelalterlichen Gebäudekomplexes übernimmt, aber eindeutig später als das Baptisterium erbaut wurde. Trotz dieser baulichen Veränderung im Kernbereich blieb eine Durchgangsverbindung ins Baptisterium bestehen, womit deutlich wird, dass die Taufkapelle auch mit dem jüngeren Bau B zusammen bestand. Bei Bau B handelt es sich mit Sicherheit um Reste eines Kirchengebäudes, womit zwar (noch) nicht die gesuchte älteste Pfarrkirche, aber immerhin der Vorgängerbau zum heute bestehenden Gotteshaus der Burganlage gefunden werden konnte. Mit dem Nachweis der gleichzeitigen Nutzung von Kirche B und Baptisterium ist auch der sakrale Charakter des gesamten Bautengefüges erstmals sicher belegt.

Eine langrechteckige Saalkirche

Der Kirchenbau B, dessen Mauern noch maximal einen Meter hoch erhalten sind, besitzt einen langrechteckigen Grundriss mit geradem Abschluss im Osten (Abb. 37). Lichte Masse: 11,5 x 6,5 Meter. Im Innern trennt eine gemörtelte und verputzte Schrankenmauer das Schiff vom Chor (Abb. 38). Von den auf unregelmässige Steinrollierungen gegossenen Mörtelböden



Abb. 35: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Die Burganlage von Süden in einer Luftaufnahme aus dem Jahre 1997. Der Pfeil markiert die Ausgrabungsstätte.

17 GAIRHOS SEBASTIAN/JANOSA
MANUEL: Ein spätantikes
Baptisterium in der Burgan-
lage Hohenrätien. In: Jb
ADG DPG 2001, 27-34.

18 Seit der Entdeckung der Ruinen im Jahre 1999 halfen jede Saison Freiwillige des Fördervereins Hohenrätien und der Schweizerischen Pädagogischen Grundschule tatkräftig bei den Ausgrabungen mit. Ihnen gilt unser herzlichster Dank.



Abb. 36: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Der provisorisch überdachte Ausgrabungsplatz. Blick von Nord-osten.

sind nur noch spärliche Reste erhalten (Abb. 39). Beim Unterbau des Bodens wechseln sich Stellen von schuppenartig verlegten, gestellten Steinen mit solchen von grösseren, gelegten Platten ab. Wie auch bei den Mauern fanden ausschliesslich gebrochene Steine Verwendung.

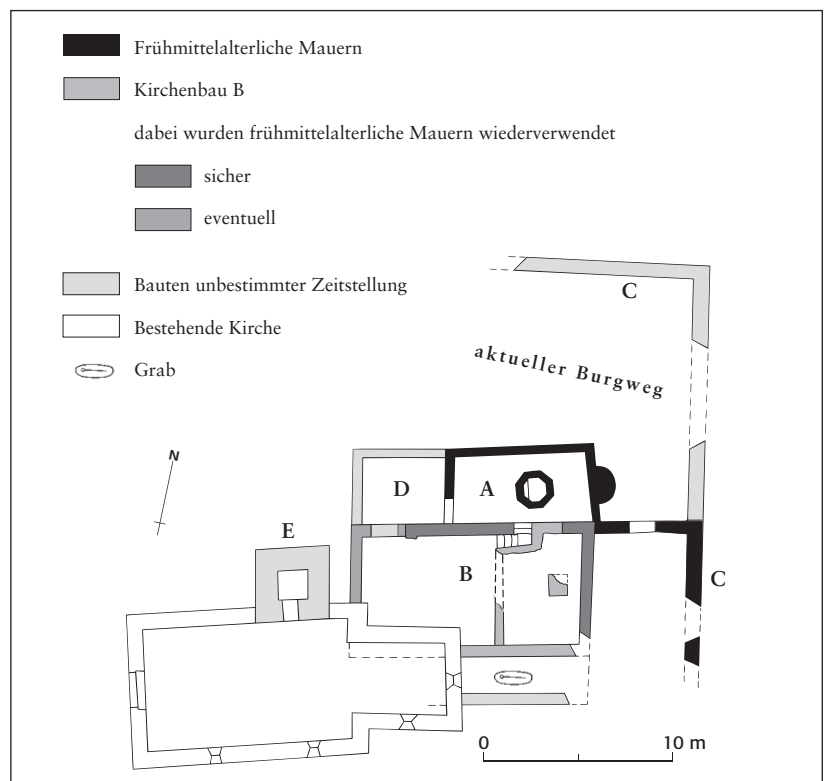
Das nördliche Ende der Chorschranke lag wohl - bis zu seiner Zerstörung in jüngerer Zeit - im Verband mit einer Treppenanlage, welche vom Kirchenschiff in die Taufkapelle hinunter führt. Sieben Stufen überwinden eine Höhe von 130 cm zwischen Schiffs- und Baptisteriumsboden (Abb. 40). Die lichte Weite der Treppe beträgt 60 bis 80 cm. Die Stufen umlaufen in rechtwinkliger Form die westliche Leibung der älteren, vormals über 2 Meter breiten Öffnung zwischen Baptisterium und früherem Kernbau. Gleichzeitig mit der Errichtung der Treppenanlage wurde die Breite des Durchgangs verengt. Die gegen das Kircheninnere gebauten Seitenmauern der Treppe sind nur noch unterhalb der Schiffsbodenhöhe erhalten und deshalb einhäutig. Die Sichtseiten der Mauern stehen im Verband mit den Stufen; sie weisen einen ausgesprochen lagenhaften Charakter auf. Die Treppenanlage wie auch die Chorschranke gehören nach unseren Erkenntnissen zum ältesten, also originalen Bestand in Bau B. Bei spä-

teren Umbauten der Kirche ist die Stelle des Treppenabgangs mit humosem Material und Schutt aufgefüllt und auf Höhe des Schiffsbodens mit einem lokalen Mörtelbodenflick geschlossen worden. Wir gehen davon aus, dass spätestens ab diesem Zeitpunkt nicht mehr im Baptisterium, sondern in der Kirche selbst getauft wurde.

In der Mittelachse des Chorraumes, unweit der östlichen Abschlusswand von Bau B, haben letzte Reste eines aus grösseren Bruchsteinen gemauerten Altarfundaments die Zeit überdauert. Zumindest die Flächenausdehnung des Altars - 90 x 130 cm - war daran noch ablesbar.

Am westlichen Ende der Gebäudenordwand befand sich ursprünglich eine Eingangsöffnung. Während eines späteren Umbaus wurde diese aber wieder geschlossen und wahrscheinlich auf die südliche Sei-

Abb. 37: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Grundrissplan. A: Baptisterium; B: Kirche; C: Umfassungsmauer; D: Annex; E: Campanile. Mst. 1:400.



Sils i. D., Burganlage Hohenrätien - Ein Vorgängerbau zur bestehenden Kirche

Abb. 38: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Reste der Chorschränkenmauer und der Mörtelböden in Schiff und Chor. Blick von Nordwesten.



te verlegt. Auszuschliessen ist die Lage einer Türe in der Westwand. Die betreffende Mauer wurde auf eine hier erhöhte und gegen die Rauminnenseite ausgeschrotete Felsrippe gebaut, womit der Niveauunterschied beidseits der Wand mindestens 80 cm beträgt. Reste einer treppenähnlichen Anlage, die ins Schiff hinab führte, fanden sich nicht. Auch die Lage des Campanile (Abb. 37, Bau E), der vor dem Bau der heute bestehenden Kirche als freistehendes Gebäude neben der Vorgängerkirche B bestand, spricht nicht für einen westlichen Kircheneingang. Der Turm steht nur einen Meter von der Kirchenwestwand entfernt und besitzt überdies seinen Zugang im Süden. Ein Hinweis vielleicht für die Verlegung des Kircheneingangs auf dieselbe Seite.

Nach einem Brand sind Stellen in der Nordwand von Bau B neu verputzt, lokal

Abb. 39: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Der freigelegte Bau B. Vorne im Bild eine grosse Störung aus jüngerer Zeit. Die aufgehenden Mauern hinten links gehören zur nördlichen Chor- und Chorschulterpartie der bestehenden Kirche sowie zum Campanile. Blick von Osten.



schadhafte Partien im Mörtelboden ausgegossen und das Bodenniveau des Chors um Stufenhöhe angehoben worden.

Eine genaue Datierung von Bau B ist zurzeit noch nicht möglich. Erste Anhaltspunkte liefern verschiedene hochmittelalterliche Münzen aus dem 12./13. Jh., die aus Auffüllungen zur Bodenrollierung, aus dem Unterbau selbst und aus der Hinterfüllung der Treppenmauer stammen. Wie aus dem Grundrissplan (Abb. 37) ersichtlich wird, befinden sich südlich von Bau B weitere Gebäudereste. Diese gehören jedoch zu einem älteren, wohl frühmittelalterlichen Bestand und wurden beim Bau der Kirche B abgetragen. Während der Nutzungszeit von Kirche B wurde südlich des Gebäudes, ins nun freie Gelände, eine erwachsene Person zu Grabe gelegt (Abb. 39). Hier fand sich, im Aussenniveau zu Bau B und direkt über der Grabgrubenfüllung, eine weitere hochmittelalterliche Münze. Eine genaue Datierung des Grabes dürfte den Zeitraum der Entstehung von Kirche B noch weiter eingengen.

Schon jetzt lässt sich aber mit Bestimmtheit aussagen, dass Bau B mit jener als “parochia de Rialt” um 1290 erwähnten Pfarrkirche auf Hohenrätien identisch ist.¹⁹

Die künftigen Untersuchungen

Die hier kurz beschriebenen Reste des Kirchenbaus B befinden sich in einem sehr schlechten Erhaltungszustand. Zum einen scheint die hier nur geringe Abdeckung durch Abbruchschutt Störungen jeglicher Art begünstigt zu haben - eine grössere Grube befand sich beispielsweise im nördlichen Chorbereich. Andererseits wurde der südwestliche Teil des Gebäudes beim Bau der heutigen Kirche teilweise entfernt. Am

schlechtesten erhalten hat sich - ausser bei den radikal bis auf den Felsen abgetieften Störungen im Innern - die Substanz im östlichen Gebäudebereich. Topographisch befindet sich hier der Übergang zwischen Burgenplateau und nach Osten abfallender Böschung, was diese Gebäudepartie im besonderen dem Verfall aussetzte. Die Ostwand des Baues ist nicht mehr bis auf Höhe der Innenböden erhalten, was auch deren Erosion beschleunigte.

Der gesamthaft sehr schlechte Zustand von Bau B, ohne flächendeckende, geschlossene Bodenpartien, erleichtert den teilweisen Abtrag der dazugehörenden Bausubstanz. Die an einigen Stellen bereits tiefer gehenden Grabungen werden Rückschlüsse auf die frühmittelalterlichen Kernbauten erlauben, welche vor Bau B ein Gefüge mit dem Baptisterium bildeten. Antworten auf die anstehenden Fragen wie auch eine vertiefte Darstellung von Bau B und dessen Übergang zur heute bestehenden Kirche werden zu einem späteren Zeitpunkt folgen.



Sils i. D., Burganlage Hohenrätien - Ein Vorgängerbau zur bestehenden Kirche

Abb. 40: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Die Trep-
penanlage, welche von der
Kirche B ins Baptisterium
hinunterführt. Blick von
Südosten.

19 VON MOHR THEODOR
(Hrsg.): Codex Diplomaticus
II, Chur 1854, 100 Nr. 76.

Chur, Marsöl. Eine spätpaläolithische Fundstelle im Bündner Rheintal

1998 und 1999 wurden wegen der unmittelbaren Nachbarschaft zu bereits bekannten archäologischen Fundstellen wie auch auf Grund der topographischen Situation Baggersondierungen im Bereich einer vorgesehenen Tiefgarage östlich des Hotels Marsöl in Chur vorgenommen (Abb. 41 und 42, SG 1 und SG 2). Bei diesen Arbeiten wurde überraschend eine Sandschicht mit eingeschlossenen Radiolaritartefakten festgestellt. Das Fundmaterial konnte dank C14-Daten als vorneolithisch eingeordnet werden und stiess wegen der Seltenheit solcher Funde im Kanton Graubünden und überhaupt im Bereich der Schweizer Alpen auf ein entsprechend grosses Interesse. Ausserhalb dieser vollständig untersuchten Konzentration wurden bei der im Jahr 2000 erfolgten grossflächigen Grabung (Abb. 43) lediglich vereinzelte Radiolaritartefakte wie auch eine kleinere Konzentration von Bergkristallstücken festgestellt.

Abb. 41: Chur, Marsöl. Übersicht des Grabungsareales mit SG 1. Links im Bild das Hotel Marsöl. Blick von Süden.



Dass die wenigen und kleinen Artefakte überhaupt zur Kenntnis genommen wurden, ist der Aufmerksamkeit der beteiligten Mitarbeiter des ADG zu verdanken. Der angelegte Sondierschnitt hat jedoch auch einen Grossteil der bemerkenswert kleinen Fundkonzentration in Mitleidenschaft gezogen. Aus dem gestörten Bereich konnte nur ein Bruchteil der ursprünglich vorhandenen Artefakte geborgen werden, was die Interpretation der Befunde erschwert.

Die Bedeutung der Fundstelle war den Verantwortlichen sofort bewusst und eine entsprechend angepasste Untersuchung vom restlichen Teil wurde demnach durchgeführt.

Die Sondierungen 1998 wurden von Arthur Gredig geleitet. Örtlicher Leiter der Sondierung 1999 und der Grabung im Jahre 2000 war Alfred Liver. Die wissenschaftliche Begleitung wurde in beiden Fällen von Jürg Rageth und Mathias Seifert gewährleistet. Der Verfasser konnte auf Einladung des ADG die Lokalität während der Ausgrabung besichtigen.

Grabungsmethode

1998 wurden zwei Sondierschnitte (SG 1 und SG 2) angelegt (Abb. 42 und 43). Im ersten Schnitt wurden im oberen Teil einige wenige prähistorische Scherben und Hüttenlehmfragmente, in einer unteren lehmigen Sandschicht eine Anzahl eindeutig von Menschen bearbeitete Radiolaritstücke wie auch Holzkohle und vereinzelte Gerölle festgestellt. Der zweite Schnitt ergab einen unmittelbar nicht interpretierbaren Befund mit römischen Funden. Im Mai und Juni 1999 erfolgten im südlichen Bereich der Parzelle zwei weitere Sondierschnitte (SG 3 und SG 4). In SG 3 wurde die Sandschicht,

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

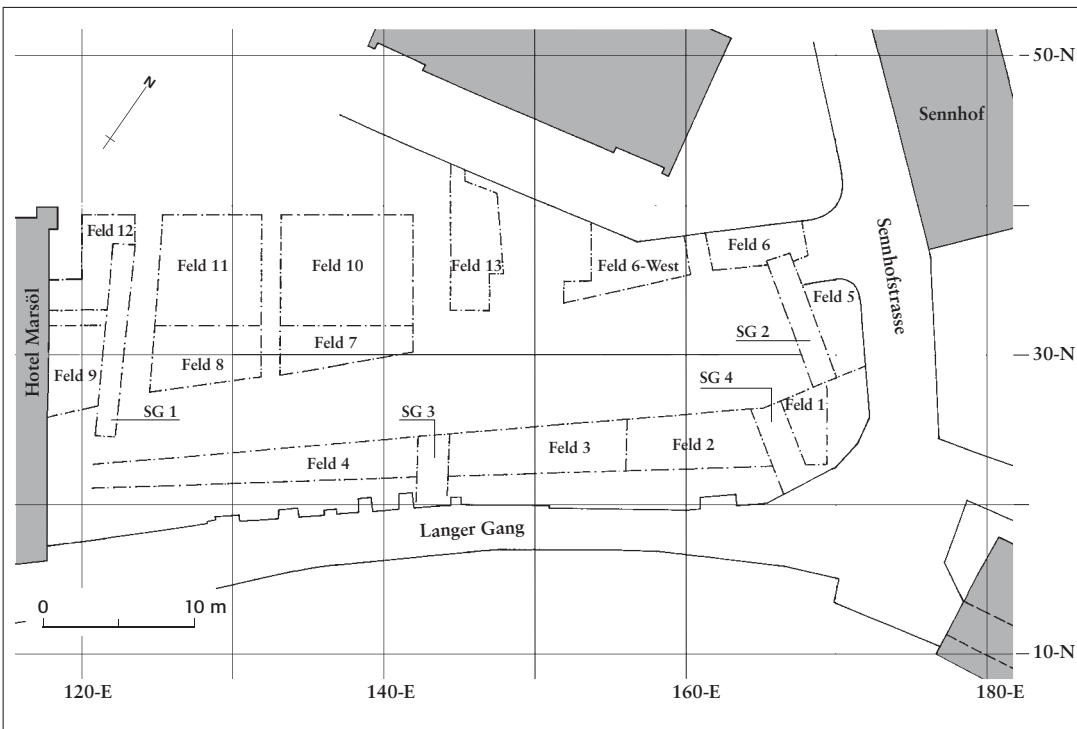


Abb. 42: Chur, Marsöl.
Übersichtsplan mit den
Sondiergräben und Gra-
bungsfeldern.
Mst. 1: 500.

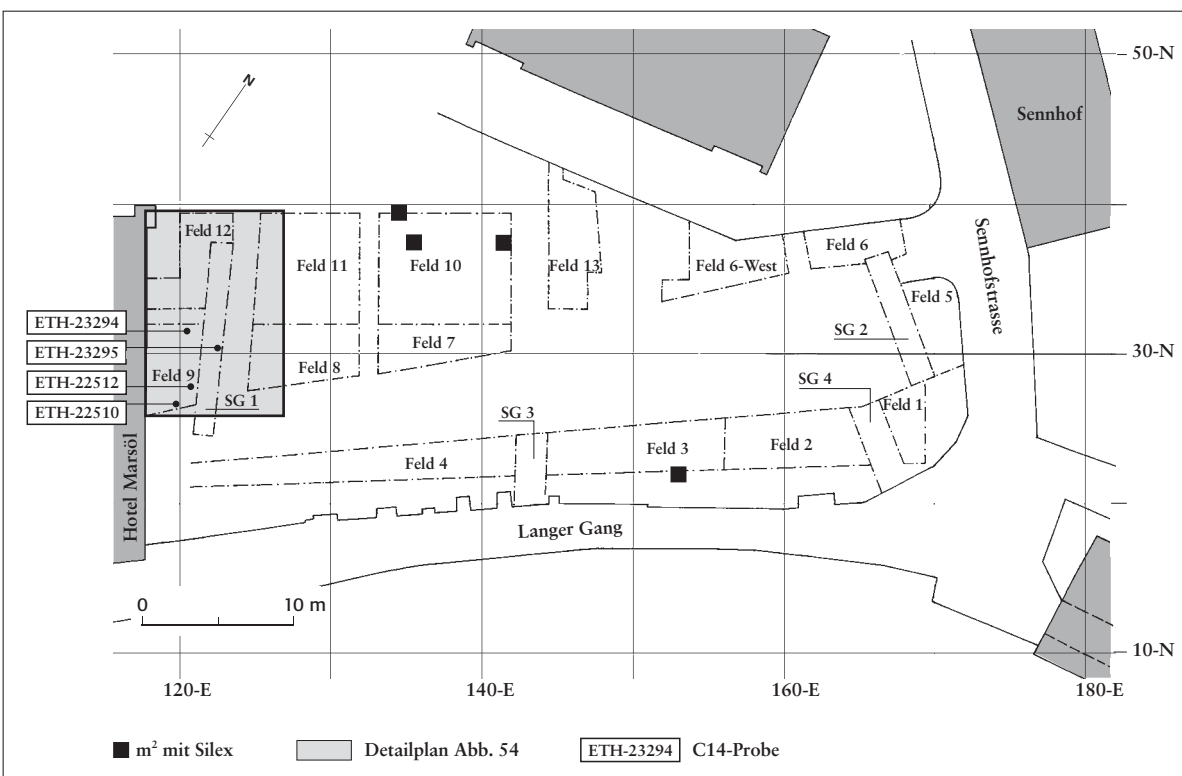


Abb. 43: Chur, Marsöl.
Die Fundorte der Silex-
artefakte. Mst. 1: 500.

die in SG 1 Silexartefakte geliefert hatte, ebenfalls erfasst, wies hier jedoch keine Funde auf.

Anhand der bei den Sondierungen erzielten Ergebnisse wurde das Areal in Grabungsfelder aufgeteilt und zwischen März und Oktober 2000 ausgegraben (Abb. 42 bis 44).

Im Bereich der Silexkonzentration wurden die meisten Silices in Viertelquadratmeter grossen und fünf Zentimeter mächtigen Abstichen erfasst. Bei 52 Artefakten wurde jedoch nur der Viertelquadratmeter, nicht aber der Abstich verzeichnet. Das Sediment wurde quadrantweise durch ein Sieb geschlämmt, vereinzelt wurden aber auch Silices in situ dokumentiert.

Situation

Die Fundstelle liegt auf dem Gebiet der Stadt Chur und somit im Rheintal im Be-

reich der Südostschweizer Alpen. Das Fundniveau liegt zwischen 602,30 und 602,85 m ü. M. Die Lokalität ist auf einem schmalen, relativ ebenen Plateau unweit der Plessur situiert (Abb. 45). Die ursprüngliche Topographie kann wegen den zahlreichen jüngeren Eingriffen nicht eindeutig rekonstruiert werden. Der Verlauf der Fundschicht weist aber darauf hin, dass es sich bereits zur Steinzeit um ein relativ ebenes Plateau gehandelt haben muss. Oberhalb des Plateaus befindet sich ein steiler Hang bis zur Hügelkuppe, wo heute der Bischoffspalast gelegen ist. Am Fuss des Hügels findet sich ein eher flaches, durch die ursprünglich mäandrierenden Flüsse Plessur und Rhein geprägtes Gebiet. Das Gelände ist heute fast vollständig überbaut, weshalb der Fund als ein grosser Glücksfall bezeichnet werden kann.

Im bewaldeten Teil des Spätglazials (ab ca. 12 500 v. Chr.) dürfte das Gebiet nördlich der Fundstelle von Auenwäldern, die Hügel rundherum durch lichte Föhrenwälder geprägt gewesen sein²⁰. Die folgende Karte zeigt die anhand Geländedeformationen rekonstruierten Verläufe von Plessur und Rhein und die Lage der Fundstelle²¹.

Die Ebene weist eine maximale Breite von etwa 3 km auf und wird gegen Nordosten von einer markanten Felswand abgegrenzt. Die Fundstelle ist etwa 30 m oberhalb dieser Ebene situiert, was zur Zeit der steinzeitlichen Besiedlung einen guten Überblick über die Umgebung erlaubte.

Schotter- und Sandschichten unterhalb der späteiszeitlichen Fundschicht zeigen, dass das Siedlungsgebiet zeitweise von der Plessur überschwemmt wurde. Für die nomadisierenden Jäger und Sammlerinnen der späten Eiszeit war dies aber kein Problem, da in der Spät- und Nacheiszeit anscheinend

**Abb. 44: Chur, Marsöl. Reini-
gung des Südprofils von
Feld 10. Blick von Norden.**



20 BURGA CONRADIN A./PERRET ROGER, Vegetation und Klima der Schweiz seit dem jüngeren Eiszeitalter. Thun 1997, 627, 630.

21 Rekonstruktion Andrea Schaer und Susanna Kaufmann, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der römischen Provinzen der Universität Bern.

22 Christoph Nänni, Baueologie Chur. Bericht Nr. 992158 vom 10.8.1999.

23 Peter Fitze, Geographisches Institut der Universität Zürich. Kurzbericht zu den analytischen Resultaten der Untersuchung Marsöl. 30.11.2000.

keine erkennbaren Überschwemmungen mehr stattgefunden haben (Abb. 46).

Stratigraphie

Basis der Stratigraphie bildet ein Schichtpaket mit Lagen aus Kieseln und Sand. Hierbei handelt es sich um fundleere Ablagerungen der naheliegenden Plessur (Abb. 47). Direkt darauf liegt die eigentliche Fundschicht, eine rötliche, bis ca. 70 cm mächtige lehmige Sandschicht (Schicht 14). Diese Schicht wurde von vier Geologen sedimentologisch untersucht, was zu teilweise recht unterschiedlichen Ergebnissen führte.

Christoph Nänni, Chur, betrachtet die Schicht als einen im stehenden oder langsam fließenden Wasser entstandenen, sandigen Silt²².

Peter Fitze vom Geographischen Institut der Universität Zürich stellt dagegen fest, dass es sich um typisch äolisches Sediment (Löss) aus sandarmem grob- und mittelschluffreichem Material handelt. Ein relativ hoher Tongehalt weist auf eine gewisse Verwitterung hin. Die rote Farbe ist nicht mit der Bodenbildung, sondern mit einer sekundären Oxidation (Feuer) zu erklären²³. Ulrich Jordi, Chur, Oskar Keller und Edgar Krayss, Zürich, vermuten, dass es sich beim Sediment wahrscheinlich um Löss aus Gletschervorfeldern oder aus Schotterfeldern in Talböden handelt²⁴.

Philippe Rentzel von der Universität Basel betrachtet die Schicht als den Randbereich eines in mehreren Schüben von langsam fließendem Wasser entstandenen Schwemmkegels. Gegen Löss spricht der Gehalt an Kies, wobei ein sekundär abgelagerte Löss nicht ausgeschlossen werden kann. Die rötliche Färbung hängt mit dem Verwitterungsprozess zusammen²⁵.

Gemäss Beobachtungen während der Grabung, wo Gerölle in verschiedenen Stadien der Auflösung festgestellt werden konnten, stammt die rote Färbung von erodierten Steinen²⁶. Wie die Gerölle belegen, kann es sich kaum um eine rein windabgelagerte Schicht handeln, und ein ruhig fließendes Gewässer ist in dieser Hanglage ebenfalls kaum vorstellbar. Wie es die mikroskopischen Analysen der Silices zeigen, spricht weiter der gute Erhaltungszustand der Silices (nur zwei der 408 Artefakte sind ge-

24 Ulrich Jordi, Chur/Oskar Keller, Zürich/Edgar Krayss, Zürich. Geologischer Untersuchungsbericht zur Lokalität "Marsöl" in Chur. 14.7. 2000.

25 Philippe Rentzel, Abteilung für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel. Bodenkundliche Ansprache der Radiolarit-haltigen Schicht. Protokoll vom 10.5.2000.

26 Mündliche Mitteilung Alfred Liver.

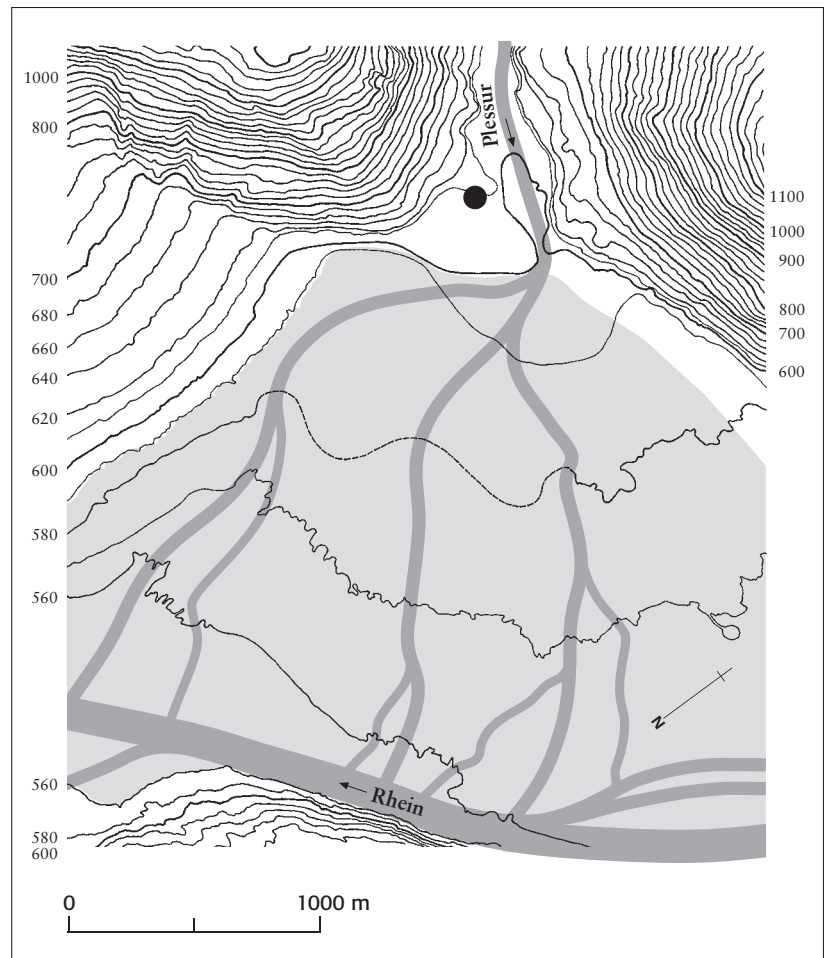


Abb. 45: Chur, Marsöl. Situation der Fundstelle an der Flanke des Hoffügels am Ausgang des Schanfigg. Mst. 1:30 000.

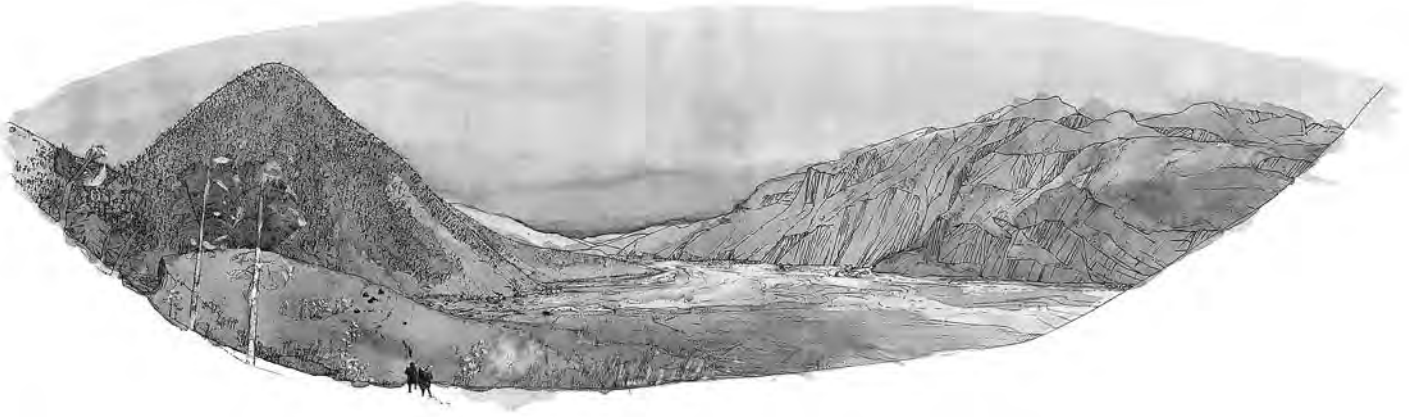


Abb. 46: Chur, Marsöl. Rekonstruiertes Panorama des Rheintals bei Chur im 11. Jahrtausend v. Chr. Eine Gruppe von Jägern auf dem Rückweg in ihr Lager am Hofhügel. Blick von Osten.

rollt) gegen eine umfassende sekundäre Verlagerung der Schicht, wie auch gegen eine Ablagerung im Wasser. Die im folgenden dargelegte Analyse der Fundstreuung weist auf ein ähnliches Resultat hin. Zusammenfassend handelt es sich somit eher um einen Löss, der mit Erosionsmaterial aus dem höher gelegenen Hang oder mit von den steinzeitlichen Menschen mitgebrachten Geröllen durchmischt worden ist. Im Laufe der Entstehungszeit der Sandschicht wurde die Lokalität von steinzeitlichen Jägern und Sammlerinnen aufgesucht. Überreste von eventuellen Konstruktionen blieben jedoch keine erhalten.

Der Plan Abb. 48 zeigt die bei der Grabung festgestellte Ausdehnung der Lössschicht im untersuchten Bereich der Fundstelle.

Oberhalb der Lössschicht liegen die Schichten der Römerzeit und der jüngeren Perioden welche hier nicht näher diskutiert werden²⁷. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass die Lössschicht ursprünglich in der gesamten Fläche vorhanden war. Es ist anzunehmen, dass sie auch am weiter oben liegenden Hang vorkommt, wobei die Ausdehnung hier nicht erfasst wurde. Bei der römischen Planierung des Areals und eventuell auch als Folge der Erosion ist die

Lössschicht massiv reduziert worden. Weitere Störungen sind ein neuzeitlicher Sodbrunnen sowie Gruben aus verschiedenen Epochen.

Holzkohle

Hauptsächlich im oberen Bereich der Schicht 14 konnten Holzkohlekonzentrationen festgestellt werden. Diese können aber nicht in Zusammenhang mit der Besiedlung gebracht werden und es scheint wegen der höheren Lage innerhalb der Schicht, dass sie grösstenteils erst nach der Begehung abgelagert wurden. Weitere Holzkohlen, die in der ganzen Schicht 14 vorkommen, wurden im Laufe ihrer Bildung eingelagert, weshalb sie für die Erfassung der Entstehungsgeschichte von Bedeutung sind. Auch die Verbreitung in einem weit grösseren Bereich der untersuchten Fläche zeigt, dass es sich bei den Holzkohlen und den Siedlungsspuren um zwei unterschiedliche Phänomene handeln muss. Die Holzkohlen dürften aus natürlich entfalteten Waldbränden stammen, wie sie gemäss paläobotanischen Untersuchungen, in spätglazialen Wäldern häufig vorkamen²⁸.

27 LIVER ALFRED, Vorbericht der Ausgrabung beim Hotel Marsöl in Chur. Jb ADG DPG 2000, 8-17.

28 FEDELE FRANCESCO/WICK LUCIA, Glacial/Postglacial Transition south of Splügen Pass: Environment and human activity. Il Quaternaria 9/2, 1996, 541-550.

29 Werner H. Schoch, Labor für Quartäre Hölzer, Langnau a. A. ZH, sei für das Entgegenkommen bei der Holzartenbestimmung herzlich gedankt.

30 Lucia Wick, Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern. Bericht vom 24.1.2001.

Werner Schoch, Langnau a. A. ZH, hat alle 108 Holzkohleproben untersucht (Abb. 49)²⁹. Waldföhre ist mit grossem Abstand am häufigsten nachgewiesen, gefolgt von Weide. Das Spektrum der vertretenen Holzarten ist typisch für den späteiszeitlichen Pionierwald. Aus dem Rahmen fällt einzig die Holzkohle von Eiche, die ab etwa 8000 v. Chr. zu erwarten ist.

Pollen konnten in der Schicht 14 keine festgestellt werden. Eine Probe aus der Fundschicht mit rezenten Pollen wird auf Bioturbation zurückgeführt.³⁰

Die C14-Daten

An vier Holzkohlen aus verschiedenen Bereichen der Schicht 14 wurden AMS-Datierungen am Institut für Teilchenphysik der ETH Zürich vorgenommen (Abb. 50).



Abb. 47: Chur, Marsöl.
Feld 2, Südprofil.

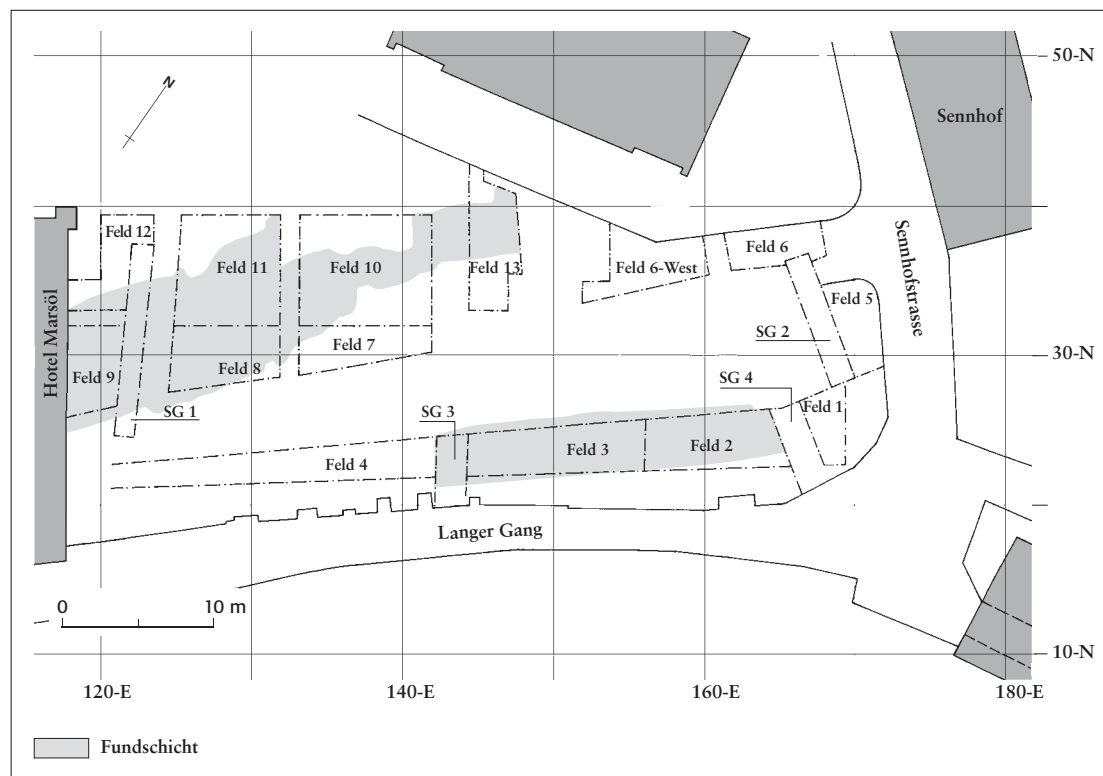


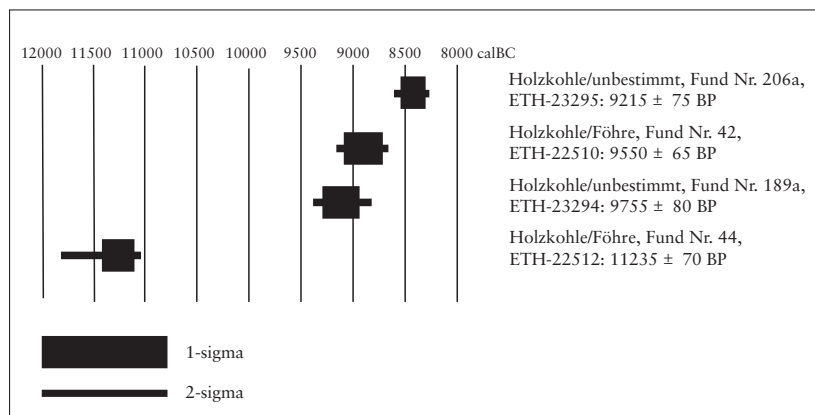
Abb. 48: Chur, Marsöl.
Ausdehnung der
Schicht 14 mit den
Silexartefakten.
Mst. 1:500.

Abb. 49: Chur, Marsöl. Holz-
artenbestimmung der aus
Schicht 14 stammenden
Holzkohlen.

Holzart	Anzahl
Waldföhre (<i>Pinus silvestris</i>)	83
Weide (<i>Salix</i> sp.)	11
Birke (<i>Betula</i> sp.)	3
Alpenwaldrebe (<i>Clematis</i> alp.)	3
Heckenkirsche (<i>Lonicera</i> sp.)	3
Laubholz unbestimmt	3
Lärche (<i>Larix decidua</i>)	1
Eiche (<i>Quercus</i> sp.)	1

Den Zeitrahmen für die spätglazialen Klimaphasen ergeben die im Grönlandeis gewonnenen Daten. Um diese Daten mit den C14-Messungen korrelieren zu können, müssen die letztgenannten kalibriert werden³¹. Die Proben 42 und 206a stammen aus den obersten 5-10 cm von Schicht 14, Probe 189a wurde 30 cm und Probe 44 40 cm unter der Schichtoberfläche geborgen. Das jüngste Datum liegt um 8400 v. Chr. und kann somit in die sogenannte Borealzeit, eine klimatisch günstige Phase des Holozäns (frühe Nacheiszeit), datiert werden. Probe 42 ist um 8950 v. Chr. datiert, was eine Stellung am Ende des Präboreals, die erste nacheiszeitliche Phase, zeigt. Für die Probe 189a ist das Datum um 9200 v. Chr. bestimmt, womit der Bereich in die erste Hälfte des Präboreals zu stellen ist. Die Kohleprobe 44 ist um 11 300 v. Chr. datiert

Abb. 50: Chur, Marsöl. Die
kalibrierten C14-Daten.



und liegt somit in einem jüngeren Teil des Alleröds, als die günstigen Temperaturen einen vergleichsweise dichten Wald ermöglichten. Somit belegen die Holzkohlen die sukzessive Entstehung der Schicht 14 am Ende des Spätglazials und während des Frühholozäns.

Da wir von einer nur begrenzten Verlagerung der Artefakte ausgehen können, ist es möglich, die steinzeitlichen Funde anhand ihrer Lage innerhalb der Schicht zeitlich grob einzuordnen. Die Lage im unteren Bereich der Schicht 14 erlaubt deshalb eine Zuordnung der Siedlungsphase in die Zeit zwischen etwa 11 000 und 10 000 v. Chr. und somit in die letzte Phase des Spätpaläolithikums³².

Befunde

Überreste von Konstruktionen, wie Pfostenlöcher oder Feuerstellen, wurden keine festgestellt, weshalb die Lage der Artefakte die einzige Möglichkeit für eine Interpretation bieten (Abb. 53).

Die vertikale Streuung der Silices in Schicht 14 wird in den folgenden beiden Abbildungen gezeigt (Abb. 51 und 52).

Die grösste Konzentration von Radiolaritartefakten ist zwischen etwa m 30N bis 33N und 120,50E bis 121,50E erfasst worden. Ein Problem für die Interpretation stellt der Viertelquadratmeter 30.00N-30.50N/121.00E-121.50E, wo lediglich bei fünf der 47 Artefakte die Höhe dokumentiert wurde. Die Hauptmenge wurde zwischen 602.50 und 602.85 m ü. M. ausgegraben, die tiefsten Funde liegen jedoch bei 602.30 m ü. M. Eine besondere Konzentration ist zwischen 602.55 und 602.75 m ü. M. erkennbar. Innerhalb dieser 20 cm wirkt das vertikale Streuungsbild recht he-

Abb. 51: Chur, Marsöl. Vertikale Streuung der Silexartefakte in Schicht 14, Koordinaten 120.50E-121.00E/29.50N-33.00N.

120,50-E - 121,00-E										
	29,50-N	30,00	30,50	31,00	31,50	32,00	32,50	33,00	33,50	34,00-N
602,90 m ü. M.										
602,85										
602,80										
602,75			4	0	0		1	1		
602,70			48	0	5		4	11		
602,65			11	0	4	7	21		1	
602,60			0	0		8	4			
602,55			0	0		24				
602,50			1	0						
602,45										
602,40										
602,35										
602,30										
Total Silex			64	0	9	40	30	12	1	
Nicht zuweisbar						1				

terogen und kann zwischen benachbarten Viertelquadratmetern stark divergieren. Es ist deshalb anzunehmen, dass die Funde im ursprünglich lockeren Sediment z.T. vertikal verlagert wurden.

Die Streuung in der Fläche wird auf Abb. 54 gezeigt.

Die von SG 1 verursachte Störung hat den östlichen Teil der Fundkonzentration zerstört. Gegen Norden ist die Streuung bei der Achse 33N durch einen Sodbrunnen etwas beeinträchtigt, weiter nördlich sind keine Artefakte mehr festgestellt worden. Abgrabungen, die in Zusammenhang mit dem Bau des Brunnens vorgenommen wurden, sind im Profil erkennbar.

Der erhaltene Bereich zeigt aber, dass vermutlich mit einer dichten, ursprünglich

etwa neun Quadratmeter grossen Fundkonzentration mit auffällig deutlichen Grenzen zu rechnen ist. Das gesamte genutzte Areal mit Artefaktfunden beträgt etwa 20 Quadratmeter.

Wegen der bemerkenswert klaren Abgrenzung der Fundstreuung scheint kaum eine horizontale Verlagerung stattgefunden zu haben, und dies spricht ausserdem für eine einmalige Begehung. Die wenigen Steine, die in der Schicht vorhanden waren, bildeten keine erkennbaren Konstruktionen oder Muster und sind deshalb nicht näher dokumentiert worden. Die erwähnte scharfe Abgrenzung der Fundstreuung macht es jedoch eher wahrscheinlich, dass ursprünglich eine Behausung - wie z. B. ein Zelt oder eine leichte Hütte - bestanden hat.

31 JÖRIS OLAF/WENINGER BERNHARD, Radiocarbon calibration and the absolute chronology of the Late Glacial. Mémoires du Musée de Préhistoire d'Ile de France 7, 2000, 19-54.

32 CROTTI PIERRE, Spätpaläolithikum und Mesolithikum in der Schweiz: die letzten Jäger. SPM I, 203-243.

Das Fundmaterial

Silex gilt im folgenden als Sammelbezeichnung für Hornstein, Radiolarit und Bergkristall. Eine nähere Beschreibung dieser Rohmaterialien und ihre Herkunft finden sich im Beitrag von Jehanne Affolter, Neuchâtel NE. Das hier vorgelegte Ensemble umfasst vorwiegend verschiedene Typen von Radiolarit.

Geborgen wurden im Bereich der gesamten Fundstelle insgesamt 408 Silices, wovon 9% bzw. 36 Artefakte als Geräte bezeichnet werden können (Abb. 55).

Die Datierungen der im Löss eingesedimentierten Holzkohle weisen wie erwähnt auf eine spätpaläolithische Datierung des Ensembles hin, weshalb die für diese Periode charakteristischen Rückenspitzen zu erwarten wären. Zwei kleine und stark verbrannte Fragmente sind die einzigen Artefakte, die eventuell zu dieser Fundgattung gezählt

werden können. Bei beiden handelt es sich um sehr kleine Mittelfragmente, die auch längsseitig gespalten sind und eine steil retuschierte Längskante aufweisen (Abb. 56,1.2). Die Zuweisung zu den Rückenspitzen kann jedoch wegen der sehr geringen Grösse der erhaltenen Fragmente nicht als gesichert angesehen werden.

Die Kratzer sind mit fünf breiten Abschlagkratzern vertreten, was einen Anteil von 14% der Geräte ausmacht (Abb. 56,3-7). Zwei der Exemplare weisen eine zusätzliche Kantenretusche auf. Die Längen der beiden erhaltenen Kratzer liegen bei 23 und 30 mm, die Breite aller Stücke zwischen 20 und 31 mm und die Dicke zwischen 5 und 10 mm.

Bei den fünf Sticheln, die 14% der Geräte ausmachen, handelt es sich um eher unsorgfältig hergestellte, atypische Exemplare (Abb. 56,8-12). Als Grundform dienten in zwei Fällen Klingen, die übrigen sind aus Abschlagen gefertigt. Stücke mit Endretusche, wie sie sonst für das Spätpaläolithikum charakteristisch sind, sind nur mit einem Exemplar vertreten. Die sonstigen Exemplare sind entweder an einer natürlichen Kante oder aus einer gebrochenen Grundform hergestellt. Die Länge dieser Geräte liegt zwischen 21 und 23 mm, die Breite zwischen 12 und 19 mm, die Dicke zwischen 3 und 7 mm.

Ein Grundform weist ein spitzes, beidkantig retuschiertes Ende auf und wird den Bohrern ("Bec") zugerechnet (Abb. 57,1).

Ein ausgesplittertes Stück (Meissel) wurde aus einem kleinen, unregelmässigen Abschlag gefertigt (Abb. 57,2).

Die Klingen mit sonstigen Retuschen (Endretuschen, Kernen und Kantenretuschen) stellen mit 13 Stück bzw. 36% die häufigste Gerätekategorie dar (Abb. 57, 3-9; Abb. 58,1-6; Abb. 61).

Abb. 52: Chur, Marsöl. Vertikale Streuung der Silexartefakte in Schicht 14. Koordinaten 121.00E-121.50E/29.50N-33.50N.

120,50-E - 121,00-E											
	29,50-N	30,00	30,50	31,00	31,50	32,00	32,50	33,00	33,50	34,00-N	
602,90 m ü. M.											
602,85											
602,80			1		5		2				
602,75				3							
602,70			2	5		3		20			
602,65			1	3	2		3	35			
602,60				2	2		20				
602,55				3	1	6	7				
602,50			1		1	3	4				
602,45											
602,40				1							
602,35						4					
602,30					3						
Total Silex		1	47	17	22	16	36	55	2		
Nicht zuweisbar		1	42		8						



Abb. 53: Chur, Marsöl.
Silexartefakt in Schicht 14 in Fundlage.

Zwei Drittel der Klingen weisen lediglich partielle Kantenretuschen auf, längliche Kerben konnten an drei und Endretuschen an einem Exemplar festgestellt werden.

Die ganz erhaltenen bzw. zusammengepassten Exemplare weisen eine Länge zwischen 37 und 72 mm auf. Die Breite aller Stücke liegt zwischen 15 und 30 mm, die Dicke zwischen 3 und 8 mm.

Bei den retuschierten Abschlügen (Abb. 59,1-5; Abb. 62) sind ebenfalls die Stücke mit partieller Kantenretusche am häufigsten vertreten. Hinzu kommen vereinzelte gekerbte und ein endretuschierter Abschlag.

Die Länge liegt zwischen 20 und 48 mm, die Breite zwischen 15 und 37 mm, die Dicke zwischen 4 und 12 mm. Nur zwei der zehn Stücke sind fragmentiert.

Unretuschierte Silices

Die Abfallprodukte stellen 91% der Silices. Die meisten Artefakte in dieser Kategorie sind Abschlüge und Absplisse. Die Länge

dieser Stücke liegt vorwiegend zwischen 5 und 15 mm und erreicht nur vereinzelt mehr als 30 mm. Zu diesen Artefakten gehört auch eine abgeschlagene Kernkante, als einziger Beleg für die Kerne in dieser Fundstelle (Abb. 60,1).

Gut vertreten sind aber auch die unretuschierten Klingen (Abb. 60,2-9) mit einem Anteil von 20%. Da es sich wohl vorwiegend um Abfälle der Geräteproduktion handelt, sind nur ganz wenige ganze Exemplare ganz erhalten und Aussagen bezüglich

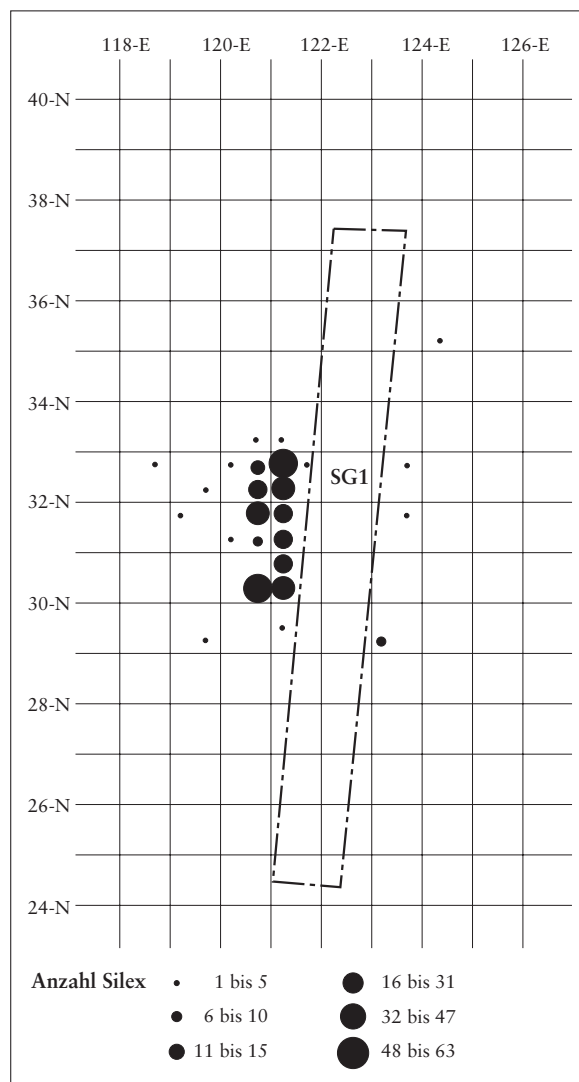


Abb. 54: Chur, Marsöl. Streuung der Silexartefakte (Hauptkonzentration).

Abb. 55: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der Geräte und unretuschierten Artefakte aus Silex.

Fundstatistik		
Spitzen?	2	6%
Kratzer	5	14%
Bohrer	1	3%
Stichel	5	14%
Ausgesplitterte Stücke	1	3%
Retuschierte Klingen	13	36%
Retuschierte Abschläge	9	25%
	36	9%
Klingen	76	20%
Abschläge	231	62%
Absplisse	39	10%
Trümmer	22	6%
Stichelabschläge?	4	1%
	372	91%
Total Silices	408	

der Länge sind dementsprechend nicht möglich. Die Breite liegt hauptsächlich zwischen 6 und 12 mm, einige wenige Stücke sind jedoch auch über 20 mm.

Die Trümmerstücke, und somit die Artefakte ohne erkennbare Schlagmerkmale, liegen mit wenigen Ausnahmen zwischen 10 und 30 mm.

Zu erwähnen ist ausserdem eine kleine Gruppe von eher fraglichen Stichelabschlägen, die nie Überreste von Retuschen aufweisen (Abb. 60,11)

Zusammenfassende Betrachtungen zu den Silexartefakten

9% der Artefakte sind retuschierte Geräte, was ein für moderne Grabungen vergleichsweise hoher Anteil darstellt. Dies ist mit den Artefakten aus den Baggersondierungen zu erklären, wo das Sediment nicht geschlämmt wurde und die grösseren Stücke somit übervertreten sind.

Bei der Geräteherstellung wurden bei 43%

Klingen und bei 51% Abschläge als Grundform verwendet (Abb. 63). In Anbetracht der geringen Anzahl Geräte, muss dieser Unterschied aber als statistisch nicht signifikant bezeichnet werden.

Bemerkenswert ist bezüglich Grundformen einzig, dass sämtliche Kratzer aus Abschlägen gefertigt wurden.

Kratzer und Stichel stellen jeweils grössenmässig relativ homogene Gruppen dar, während dies bei den per Definition heterogenen Kategorien der retuschierten Klingen und Abschläge nicht der Fall ist.

Etwa die Hälfte der Geräte sind fragmentiert (Abb. 64). Besonders häufig ist dies bei den retuschierten Klingen der Fall, während nur 20% der retuschierten Abschläge und der Stichel gebrochen sind.

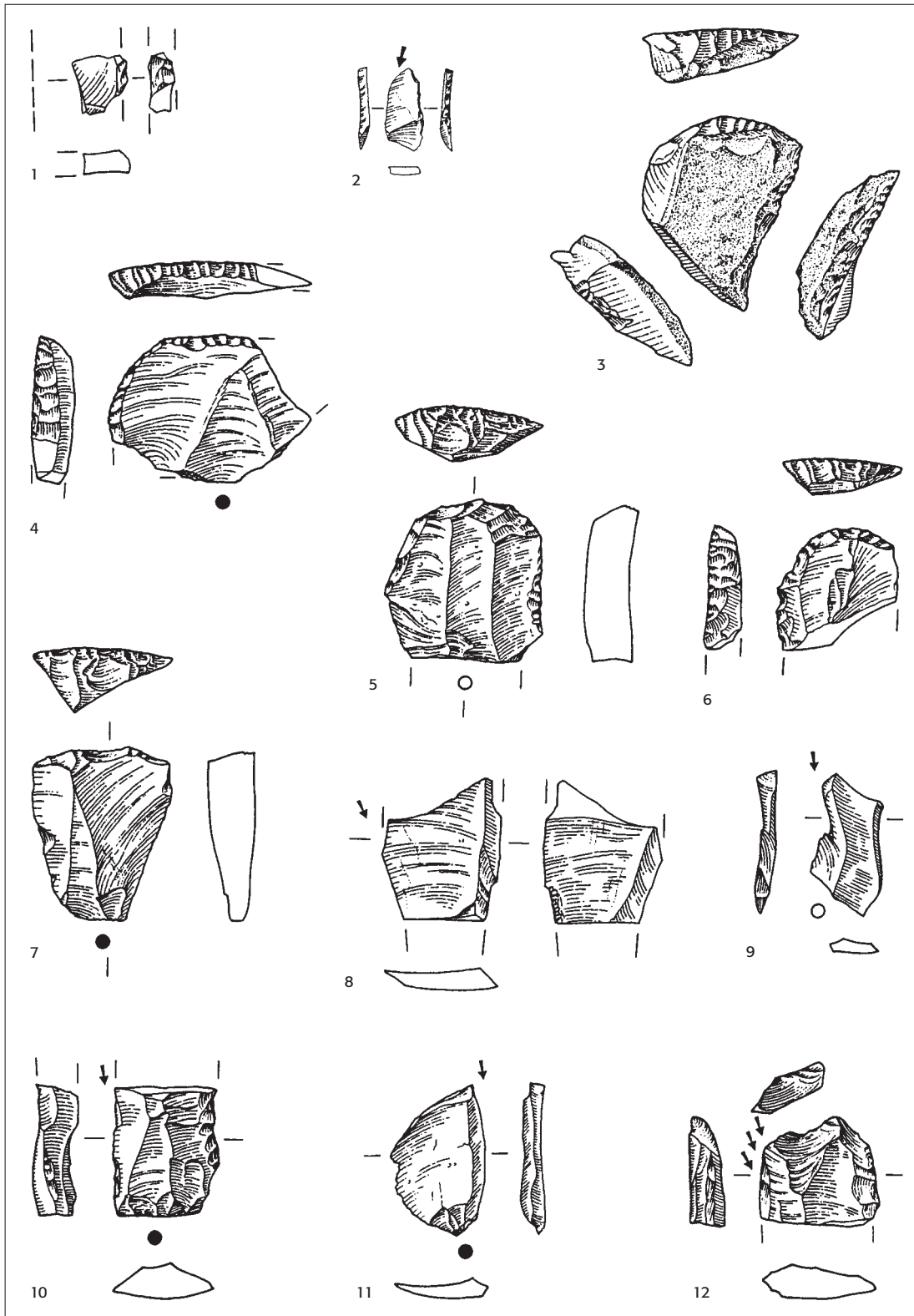
Bei den unretuschierten Stücken fällt vorwiegend das Fehlen der Kerne auf.

Schlagtechnik

An 29 Klingen (inklusive Geräte) konnten die Schlagmerkmale erfasst werden (Abb. 65). Grundlage dieser Analyse bildet die Erfassung folgender Merkmale sowie die Vermessung der Schlagflächenreste.

Exemplare ohne erkennbare Bulben (Wölbungen) sind im Material kaum vertreten. Selten sind auch schwach oder kräftig ausgeprägte Exemplare. Beinahe alle Klingen haben deutlich erkennbare Schlaglippen, stark ausgeprägte kommen nicht vor. Klingen, die eine dorsale Präparation der ursprünglichen Kernkante aufweisen, machen drei Viertel der Stücke aus. Bedingt durch das verwendete Rohmaterial sind solche mit Rinde nicht vorhanden. Einen ähnlich hohen Anteil weisen Klingen mit glatten Schlagflächenreste auf, während solche mit

Abb. 56: Chur, Marsöl.
Silexartefakte. 1-2 Spit-
zenfragmente (?), 3-7
Kratzer, 8-12 Stichel.
Mst. 1:1.



- Schlagmerkmale erhalten
- Schlagmerkmale nicht erhalten, Schlagrichtung erkennbar
- ▼ Stichelschlag

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

Abb. 57: Chur, Marsöl.
Silexartefakte. 1 Bohrer/
"Bec", 2 ausgesplittertes
Stück, 3-9 retuschierte Klin-
gen. Mst. 1:1.

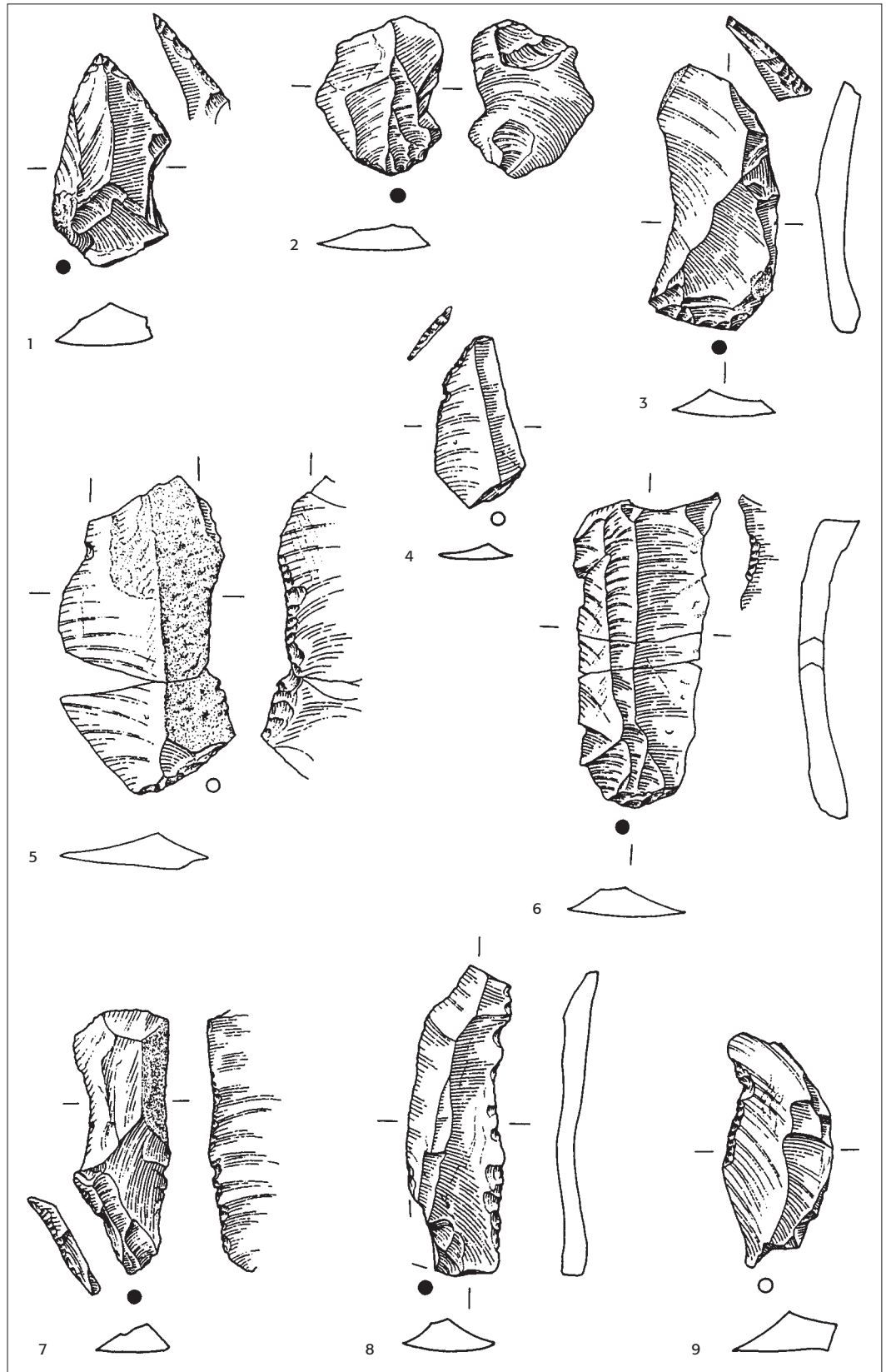
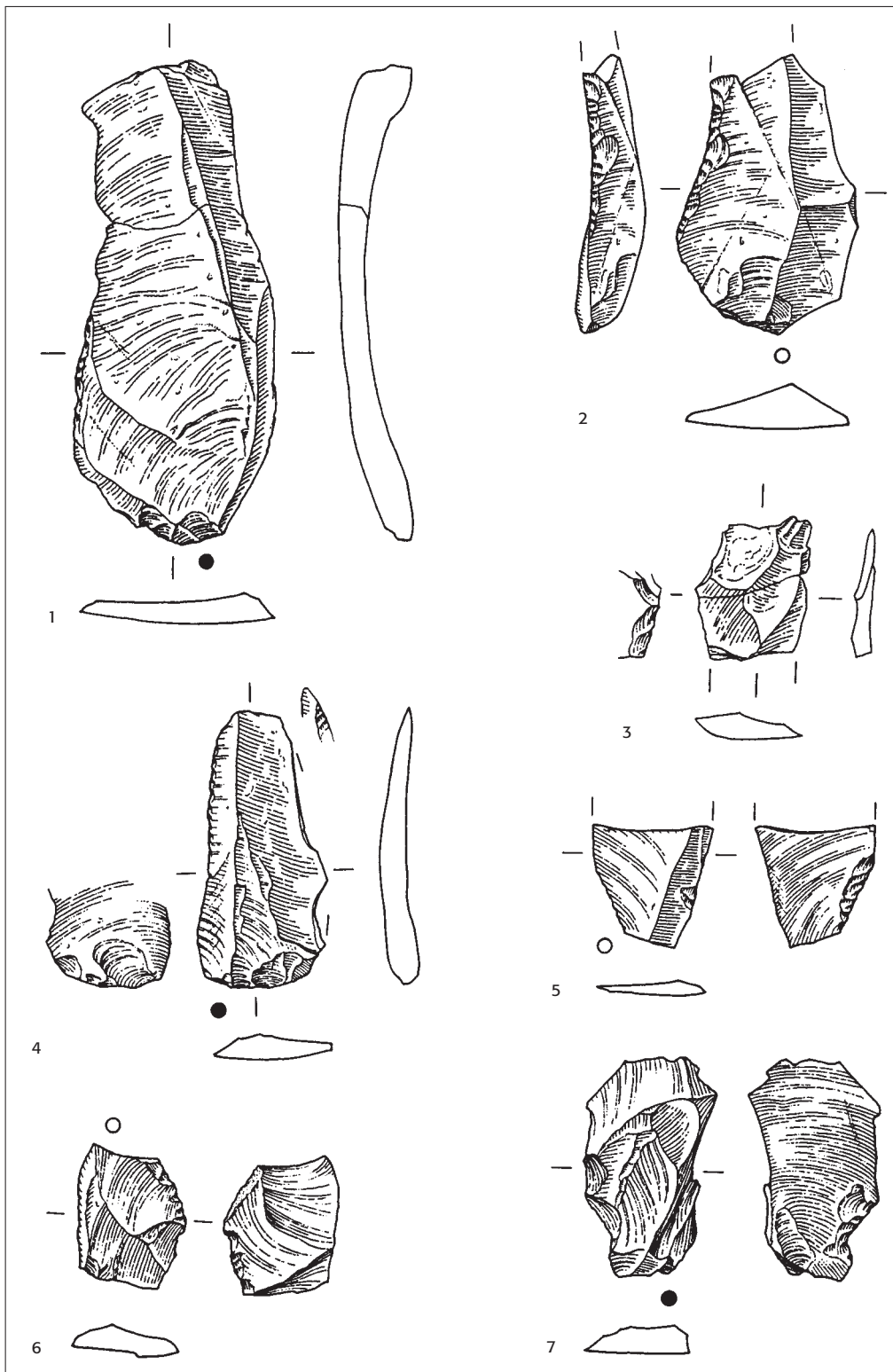


Abb. 58: Chur, Marsöl. Silex-
artefakte. 1-6 retuschierte
Klingen, 7 retuschierter Ab-
schlag. Mst. 1:1.



facettierten und solche ohne Schlagflächenreste ("Grat") mit je drei Exemplaren (11%) belegt sind.

Verbrannte Silices

104 Silices sind gemäss Affolters mikroskopischer Analyse verbrannt, was einem Anteil von etwa 25% entspricht (Abb. 66).

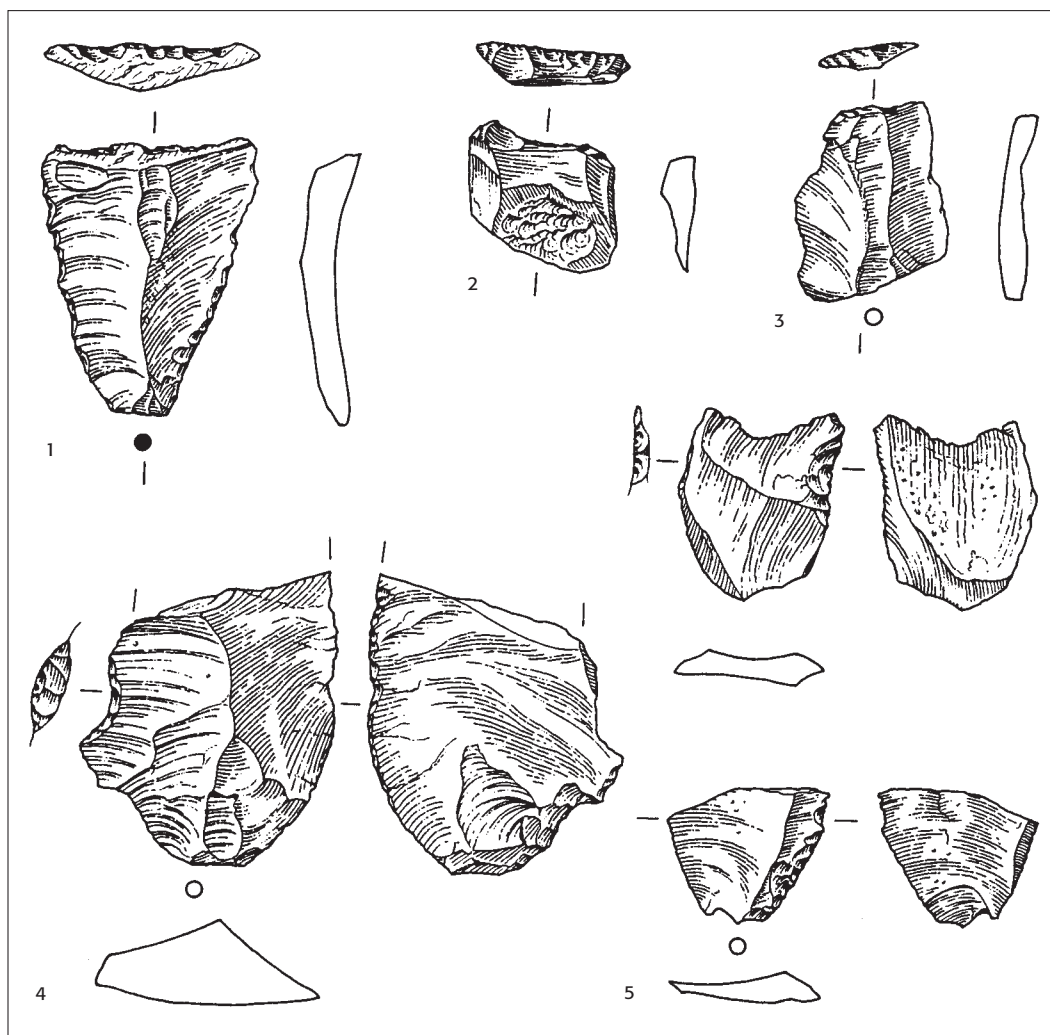
Die retuschierten Klingen sind vergleichsweise selten betroffen, während die unretuschierten Klingen leicht über dem Durchschnitt liegen. Die übrigen Kategorien lie-

gen entweder im Bereich des Durchschnitts, oder sind zu klein, um gesicherte Aussagen zu gestatten. Bemerkenswert ist aber, dass beide möglichen Spitzen nicht nur fragmentiert, sondern auch verbrannt sind.

Rohmaterial

Das Rohmaterial wurde von Jehanne Affolter unter dem Binokular untersucht. Grundlage dieser Analyse - die in der Literatur mehrmals beschrieben wurde³³ - bildet die Erfassung der im Gestein einge-

Abb. 59: Chur, Marsöl.
Silexartefakte. Retuschierte
Abschläge. Mst. 1:1.



33 AFFOLTER JEHANNE, Provenance des silex préhistoriques du Jura et des régions limitrophes. Archéologie neuchâteloise 28. Neuenburg 2002.

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

Abb. 60: Chur, Marsöl.
Silexartefakte. 1 Kernkanten-
abschlag, 2-9 unretuschierte
Klingen, 10 Abschlüge, 11
Stichelabschlag (?). 2, 9 und
10 Anpassungen. Mst. 1:1.

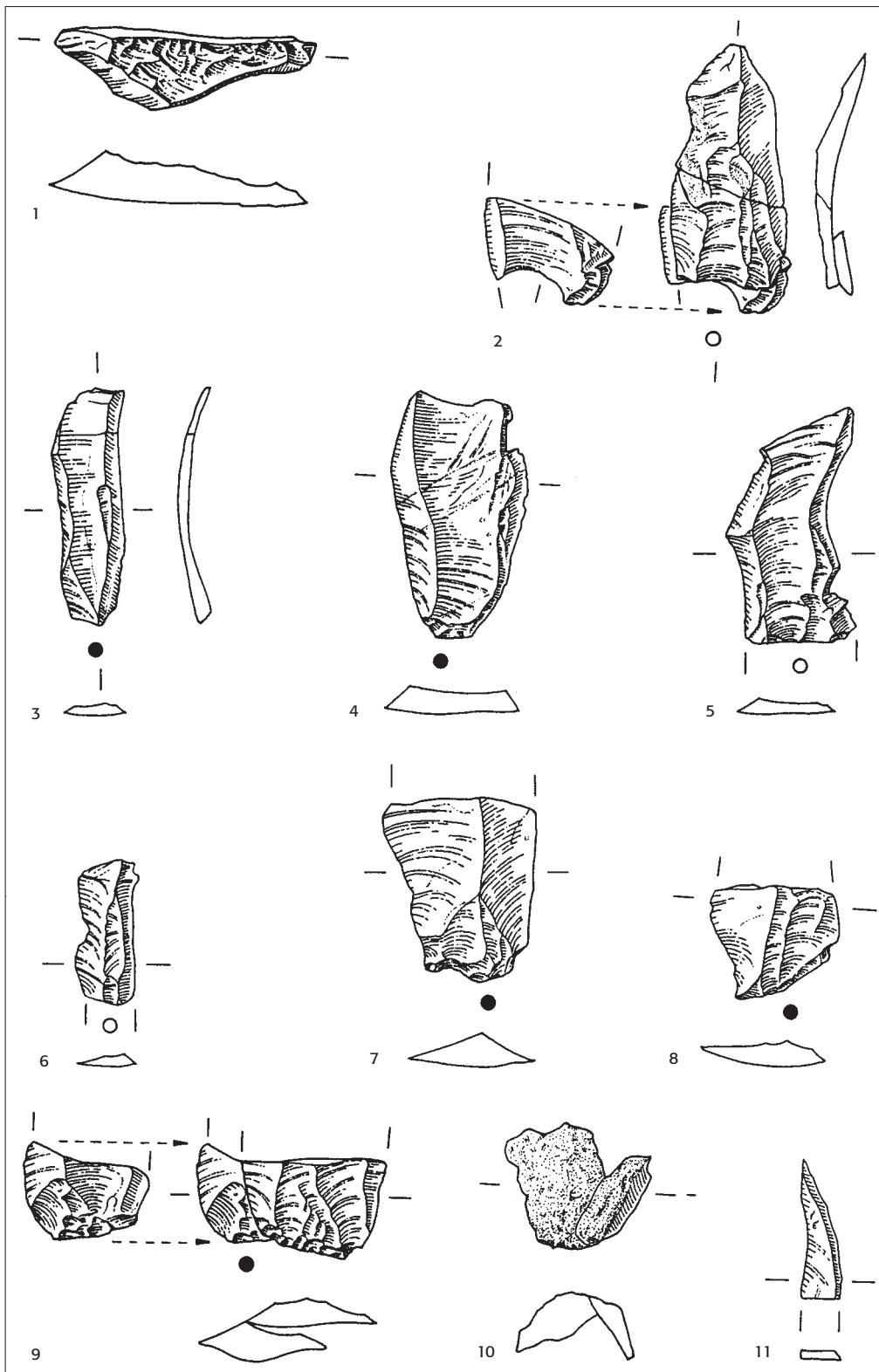


Abb. 61: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der Klingengeräte aus Silex.

Retuschierte Klingen		
Endretusche	1	8%
Kerbe	3	23%
Kantenretusche	9	69%
	13	

Abb. 62: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der retuschierten Abschläge aus Silex.

Retuschierte Abschläge		
Endretusche	1	11%
Kerbe	2	22%
Kantenretusche	5	56%
Kantenretusche/Kerbe	1	11%
	9	

geschlossenen Mikrofossilien und der Vergleich mit Material aus natürlichen Aufschlüssen. Für die weitere Auswertung sind Kenntnisse über die Situation der Aufschlüsse unabdingbar, was durch die jahrelange akribische Feldforschung und die Erschaffung einer Vergleichssammlung aus den verschiedenen Lokalitäten durch Jeanne Affolter erst ermöglicht wurde. Zusammenfassend sind die Radiolarite von Typ 633 mit 51% und 626 mit einem Anteil von 40% eindeutig dominant (Abb. 67). Die Herkunft des erst genannten Typs ist noch nicht eruiert, gemäss Affolter könnte

Abb. 63: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der Gerätegrundformen aus Silex.

Grundformen	Klingen	Abschläge	Unbestimmt	n
Spitze?			2	2
Kratzer		5		5
Bohrer		1		1
Stichel	3	2		5
Ausgesplitterte Stücke		1		1
Retuschierte Klingen	13			13
Retuschierte Abschläge		9		9
	16 44%	18 50%	2 6%	36

es sich aber um ein lokales Radiolaritvorkommen handeln. Typ 626 kann dem österreichischen Buchboden, etwa 60 km von Chur entfernt, zugewiesen werden. Bergkristalle machen etwa 3% aus, alpiner Kieselkalk ist, obwohl es sich um lokale Flussgerölle handeln dürfte, nur mit etwa 1% vertreten. Ähnlich rar ist Typ 632 der nicht genauer als den nördlichen Kalkalpen zugewiesen werden kann. Typ 256 stammt aus einem etwa 200 km entfernten Aufschluss bei Flintsbach/Hardt in Süddeutschland und ist dementsprechend im Material sehr selten vertreten. Insgesamt 4% konnten nicht bestimmt werden. Es können keine Zusammenhänge zwischen bestimmten Rohmaterialtypen und Geräteformen festgestellt werden. Alpiner Kieselkalk (AKK) und Bergkristall (BK) liegen nur in Form von unretuschierten Abfällen vor. Zwei kleine Kieselkalkstücke, die aneinander gepasst werden konnten (Abb. 60,10), sind vollständig mit Rinde überdeckt. Sie weisen darauf hin, dass ein kleiner Knollen aus diesem Material in die Siedlung eingebracht und für die Geräteherstellung vor Ort präpariert wurde. Die beiden Stücke des Typs 256 sind ein Kratzer (Abb. 56,3) und eine unretuschierte Klinge, die wahrscheinlich in vorliegender Form in die Fundstelle eingebracht wurden. Retuschierabfälle aus diesem Material fehlen jedenfalls im hier vorgelegten Ensemble. Die beiden möglichen Spitzenfragmente sind stark verbrannt und können nicht bestimmt werden.

Streuung

Da ein Teil der Fundkonzentration bei der Sondierung zerstört worden ist, war eine vollständige Analyse der Streuung selbst-

Abb. 64: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der fragmentierten Geräte aus Silex.

Abb. 65: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der Schlagmerkmale an den Artefakten aus Silex.

34 KIND CLAUS-JOACHIM, Die Verteilung von Steinartefakten in Grabungsflächen. Urgeschichtliche Materialhefte 7. Tübingen 1985.

verständlich nicht mehr möglich. Es hat sich, wie im folgenden gezeigt werden kann, trotzdem gelohnt, den erhaltenen Teil näher anzuschauen.

Die vertikale Streuung (Abb. 51 und Abb. 52) konnte mit den 5 cm dicken Abstichen, die im grössten Teil des Fundareals durchgeführt wurden, erfasst werden. Demnach streuen die Silices zwischen 602,30 und 602,85 m ü. M., jedoch mit einem Schwerpunkt in den 20 cm zwischen 602,55 und 602,75 m ü. M. Es ist anzunehmen, dass die Artefakte, da sie ursprünglich im weichen Sand lagen, durch natürliche Vorgänge, wie z. B. Wurzeln oder Tiergänge, vertikal verlagert wurden, während die horizontale Verlagerung anscheinend nur minimal war.

Bei der Kartierung der horizontalen Streuung (Abb. 54) wurde ein Mittelwert der Silices pro Viertelquadratmeter ermittelt und ober- und unterhalb diesem Mittel jeweils drei Kategorien definiert³⁴. Maximal wurden 63 Silices, im Minimum nur ein Silex pro Viertelquadratmeter ermittelt. Der Durchschnittswert liegt bei 16 Silices.

Die gesamte Fundstreuung belegt etwa 20 Quadratmeter. Ein deutlicher Schwerpunkt mit auffallend klaren Grenzen ist zwischen den Linien 30N und 33N und zwischen 120.50E und 121.50E gut erkennbar. Westlich davon ist sie von SG 1 gestört. Ausserhalb dieser Hauptkonzentration, so auch westlich von SG 1, ist eine eher lockere Fundstreuung mit meistens nur einigen wenigen Silices pro Viertelquadratmeter zu verzeichnen.

Es ist auffallend, dass die Quadranten mit der höchsten Anzahl Artefakte am Rande der Konzentration liegen, was eventuell mit der abgrenzenden Wirkung einer Wand erklärt werden kann.

Die Streuung der einzelnen Gerätetypen ist

Fragmentierte Geräte			n
Spitze?	2	100%	2
Kratzer	3	60%	5
Bohrer			1
Stichel	1	20%	5
Ausgesplitterte Stücke			1
Retuschierte Klingen	10	77%	13
Retuschierte Abschläge	2	22%	9
	18	50%	36

Schlagmerkmale		
Bulben:		
Nicht vorhanden	1	3%
Schwach	5	17%
Deutlich	20	69%
Kräftig	3	10%
	29	

Schlaglippen:		
Nicht vorhanden	1	3%
Deutlich	28	97%
	29	

Schlagnarben:		
Nicht vorhanden	18	62%
Vorhanden	9	31%
Aussplitterung	1	3%
Kluft	1	3%
	29	

Präparation:		
Nicht vorhanden	7	24%
Vorhanden	22	76%
	29	

Schlagflächenreste:		
Glatt	21	75%
Crushed	1	3%
Grat	3	11%
Facettiert	3	11%
	28	

Facetten:		
3 Facetten	2	67%
>3 Facetten	1	33%
	3	

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

Abb. 66: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der verbrannten Artefakte aus Silex.

Verbrannte Artefakte			n
Spitzen?	2	100%	2
Kratzer			5
Bohrer			1
Stichel	2	40%	5
Ausgesplitterte Stücke			1
Retuschierte Klingen	1	8%	13
Retuschierte Abschläge	2	22%	9
Klingen	25	33%	76
Abschläge	56	24%	231
Absplisse	10	26%	39
Trümmer	6	27%	22
Stichelabschläge?			4
	104	25%	408

Abb. 67: Chur, Marsöl. Anzahl und Anteil der vertretenen Rohmaterialtypen bei den Artefakten aus Silex.

in den folgenden Plänen dargestellt (Abb. 68 und 69). Bemerkenswert ist, dass die beiden möglichen Spitzenfragmente im gleichen Quadrant am Rande der Hauptstreuung gefunden wurden. Westlich der Hauptstreuung sind ausserdem zwei Kratzer ebenfalls in den gleichen Quadranten situ-

iert, was auf eine spezielle Aktivität ausserhalb des Wohnbaus hinweist. Die Streuung der Geräte folgt sonst der allgemeinen Streuung sämtlicher Artefakte.

Die Streuung der verbrannten Silices (Abb. 70) folgt tendenziell der Hauptstreuung, weshalb sich diese ebenfalls eher am Rande konzentrieren. Es kann somit keine Feuerstelle anhand der Streuung der verbrannten Silices nachgewiesen werden. Zu verzeichnen ist aber auch, dass die Silices, die ausserhalb der Hauptstreuung geborgen wurden, nie verbrannt sind. Deshalb ist anzunehmen, dass die Feuerstelle - die es ja wegen dem Vorkommen von verbrannten Silices gegeben haben muss - innerhalb des vermuteten Wohnbaus gelegen haben muss. Die Streuung der Rohmaterialien ist in den folgenden Plänen dargestellt (Abb. 71 bis 73). Bei den gut vertretenen Typen 626 und 633 sind nur leichte Unterschiede bei den Streuungen erkennbar. Der alpine Kieselkalk und Typ 632 sind dagegen vorwiegend im nördlichen Teil der Konzentration festgestellt worden.

Rohmaterialien															
Typ Affolter:	256		626		632		633		AAK		BK		Unbestimmt		n
Spitze?													2	100%	2
Kratzer	1	20%	2	40%			2	40%							5
Stichel			1	20%	1	20%	3	60%							5
Bohrer							1	100%							1
Ausgesplittertes Stück							1	100%							1
Retuschierte Klinge			5	38%			8	62%							13
Retuschierter Abschlag			3	30%			5	60%			1	10%			9
Klinge	1	1%	33	44%	1	1%	35	47%			2	3%	3	4%	75
Abschlag			100	43%	1	<1%	119	52%	2	1%	4	2%	5	2%	231
Abspliss			13	33%	1	3%	19	49%			1	3%	5	13%	39
Trümmer			4	17%			12	52%	4	17%	3	13%			23
Stichelabschlag			1	25%			3	75%							4
	2	<1%	162	40%	4	1%	208	51%	6	1%	11	3%	15	4%	408

Anpassungen

Es konnten acht Zusammenpassungen mit insgesamt 19 Silices vorgenommen werden (Abb. 74). Wie ersichtlich ist, konnten vier Zusammenpassungen mit jeweils zwei und eine mit drei Silices aus den gleichen Quadranten durchgeführt werden. Hinzu kommen zwei Fälle mit zwei und eine mit drei Silices aus verschiedenen Quadranten.

Zwei Zusammenpassungen bestehen aus Artefakten, die etwa 2,5 m voneinander entfernt geborgen wurden, die übrigen aus solchen die aus den gleichen oder benachbarten Quadranten stammen.

In sechs Fällen wurden gebrochene Artefakte aneinander gepasst, in einem weiteren konnten zwei aufeinander gepasst werden. Hinzu kommt eine Zusammenpassung, wo zwei Stücke aneinander und ein drittes auf diese beiden passten³⁵.

Die vergleichsweise zahlreichen Silices, die zusammengepasst werden konnten und in unmittelbarer Nähe voneinander gefunden wurden, stützen die Annahme, dass keine markante sekundäre Verlagerung der Funde stattgefunden hat. Die Lage der beiden Stücke, die relativ weit voneinander situiert waren, kann mit Aktivitäten während der Besiedlung erklärt werden.

Interpretation der Funde und Befunde

Die naturwissenschaftlichen Analysen weisen auf eine spätglaziale Zeitstellung der Besiedlung hin, was durch das Gerätespektrum - in dem eindeutige Rückenspitzen fehlen - zwar nicht sicher belegt ist, dem aber auch nicht widersprochen werden kann. Die Artefakte wurden während der Entstehung der sukzessive abgelagerten

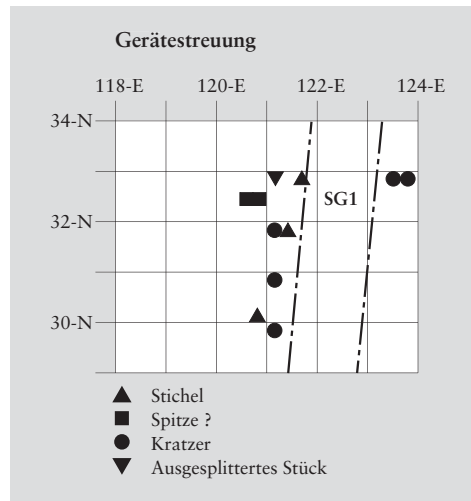


Abb. 68: Chur, Marsöl. Die Streuung der Silexgeräte in der Hauptkonzentration (Ausschnitt Abb. 54).

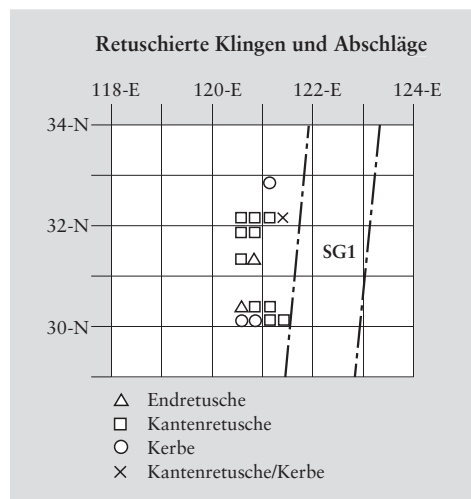


Abb. 69: Chur, Marsöl. Die Streuung der retuschierten Klingen und Abschläge in der Hauptkonzentration (Ausschnitt Abb. 54).

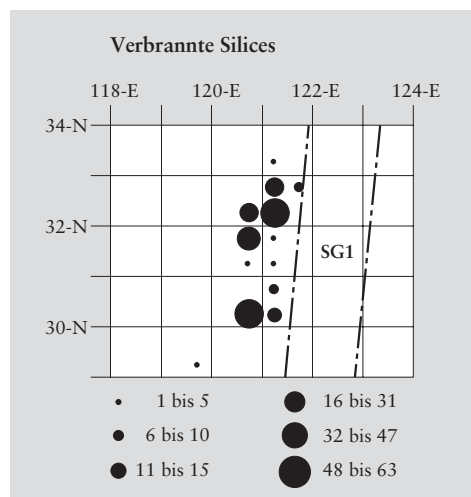


Abb. 70: Chur, Marsöl. Die Streuung der verbrannten Silexartefakte in der Hauptkonzentration (Ausschnitt Abb. 54).

35 Zur Terminologie: CZIESLA ERWIN (1990) Siedlungsdynamik auf steinzeitlichen Fundplätzen. Bonn 1990, 99ff.

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

Abb. 71: Chur, Marsöl. Die
Streuung des Silexrohmate-
rialtyps 626 in der Haupt-
konzentration (Ausschnitt
Abb. 54).

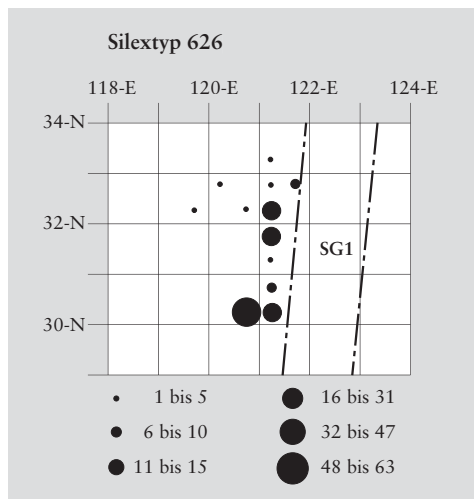


Abb. 72: Chur, Marsöl. Die
Streuung des Silexrohmate-
rialtyps 633 in der Haupt-
konzentration (Ausschnitt
Abb. 54).

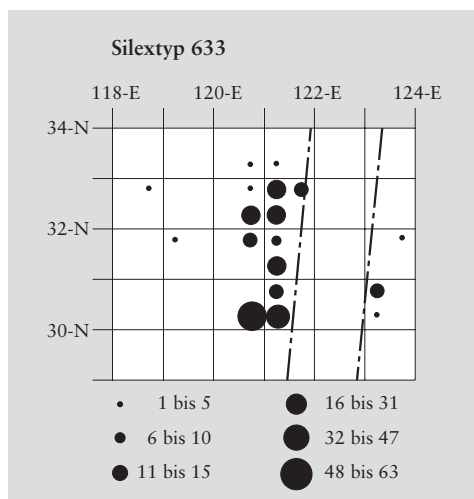


Abb. 73: Chur, Marsöl. Die
Streuung der Silexrohmate-
rialtypen 256, 632 und des
alpinen Kieselkalks AAK in
der Hauptkonzentration
(Ausschnitt Abb. 54).

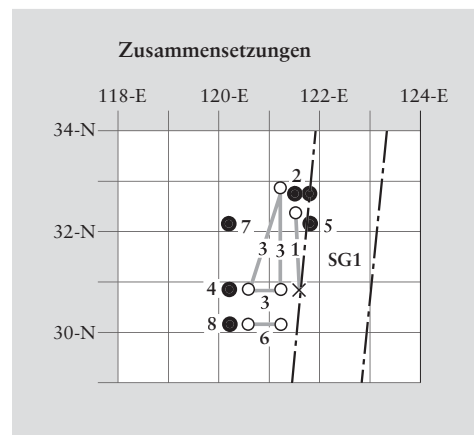
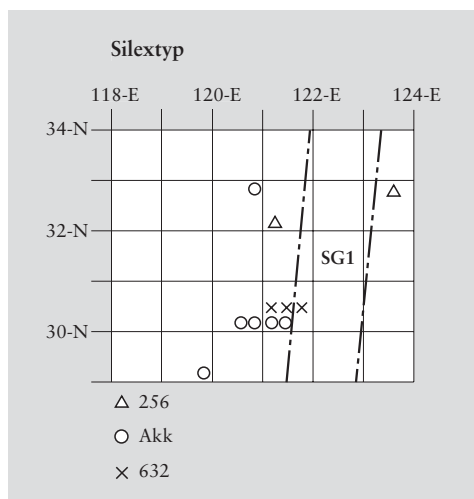


Abb. 74: Chur, Marsöl. Die anpassenden Silex-
artefakte in der Hauptkonzentration (Ausschnitt
Abb. 54).

Lössschicht von den späteiszeitlichen Be-
wohnern hinterlassen.

Einige Indizien, wie die geringe Grösse der
genutzten Fläche und die deutliche Abgren-
zung der Hauptkonzentration der Silices,
sprechen für eine wahrscheinlich kurze und
einmalige Begehung der Lokalität. Die
Störungen durch die wiederholte Nutzung
des Areals ab der Römerzeit, wie auch die
vor der Grabung durchgeführte Sondierung
beeinträchtigt die Interpretation des Befun-
des.

Das Fehlen der in den steinzeitlichen En-
sembles sonst üblichen Silexkerne sowie
auch weitere grössere Abfallstücke von der
Geräteproduktion weisen auf eine sehr kur-
ze und spezialisierte Siedlungstätigkeit hin.
Denkbar wäre ein Durchgangs- oder Jagd-
lager, wo die mitgebrachten Geräte repa-
riert oder ergänzt und neue Geräte an vom
Basislager mitgebrachten Grundformen,
wie Klingen und Abschlagen, hergestellt
wurden. Es macht den Eindruck, dass ver-

einzelte grössere Knollen der Rohmaterialtypen 626 und 633 und eine kleine Knolle alpiner Kieselkalk in die Siedlung eingebracht und die Kerne entweder vollständig aufgebraucht oder nach der Besiedlung in nächste Lager mitgenommen wurden.

Die Hinterlassenschaften einer weiteren, wahrscheinlich noch kürzeren Begehung, etwa 35 m östlich von der Hauptkonzentration, zeichnet sich durch die ausschliessliche Verwendung von Bergkristallen aus (Abb. 75). Hier wurden keine eigentlichen Geräte, sondern ausschliesslich Abschlüge und kleine Trümmerstücke und somit nur Abfälle von der Geräteproduktion hinterlassen. Es handelt sich deshalb kaum um einen eigentlichen Wohnplatz, der während mehreren Wochen bewohnt war. Viel eher kann der Befund als Überrest eines kurzen Zwischenstopps einer kleinen vorbeiziehenden Gruppe, die hier Mahlzeiten eingenommen und ad hoc Geräte für bevorstehende Aktivitäten hergestellt hat, gedeutet werden. Ein kleiner Knochenrest ist stark verbrannt und zeigt somit, dass eine Feuerstelle vorhanden war und dass hier Fleisch verspiesen wurde.

Ebenfalls aus Bergkristall wurde ausserdem ein einzeln gefundener retuschierte Abschlag gefertigt (Abb. 76).

Die beiden ausserhalb des vermuteten Wohnbaus (Hauptkonzentration) zusammen gefundenen Kratzer sind wahrscheinlich Zeugnisse einer Tätigkeit, die nicht innerhalb möglich war.

Das beschränkte Typenspektrum allein erlaubt keine Aussagen bezüglich der kulturellen Zugehörigkeit. Die petrographische Analyse zeigt, dass sowohl lokale Radiolarite wie auch Rohmaterialien aus weiter entfernten Aufschlüssen für die Geräteherstellung genutzt wurden.

Die Fundstelle Chur, Marsöl, im zentraleuropäischen Spätpaläolithikum

Vorneolithische Fundstellen sind in Graubünden in Anbetracht der doch vergleichsweise intensiven archäologischen Betreuung des Kantons überraschend selten. Bis anhin war nur die Lokalität von Tec Nev in Mesocco bekannt, die neben jüngeren Funden auch solche aus dem jüngeren Frühmesolithikum und dem Spätmesolithikum (ca. 8000-5500 v. Chr.) geliefert hat³⁶. Dass dieses Bild als eine forschungsbedingte Lücke zu betrachten ist, zeigt die sehr grosse Anzahl entsprechender Fundstellen im Bereich der italienischen Südalpen, die auf eine intensive und gezielte Prospektion durch Universitätsinstitute sowie interessierte Laienforscher zurückzuführen ist³⁷.

Europa zwischen Norddeutschland und dem Mittelmeer wird in der Späteiszeit von Kulturgruppen besiedelt, für die Rückenspitzen, breite Abschlagkratzer und endretuschierte Stichel charakteristisch sind. Entwickelt haben sich diese Gruppen aus der jungpaläolithischen Kultur des Magdalénien.

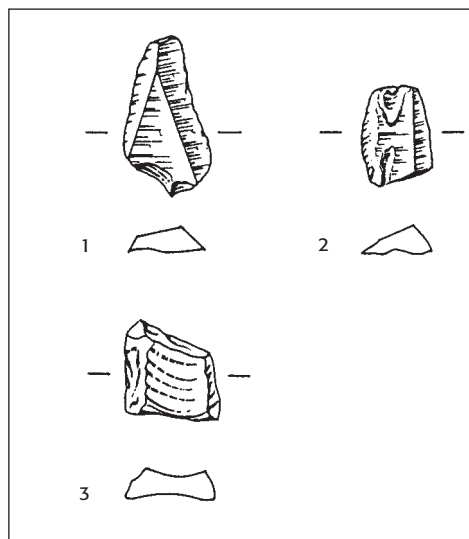


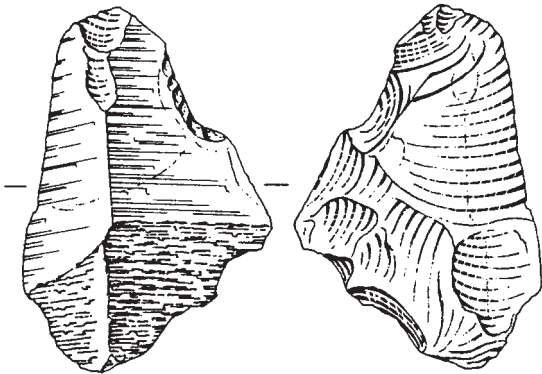
Abb. 75: Chur, Marsöl. Feld 3, Artefakte aus Bergkristall. Mst. 1:1.

36 DELLA CASA PHILIPP, Le site de Mesocco (Grisons) et la transition méso-néolithique dans les vallées au nord des lacs insubriens. In: Meso '97. Actes de la Table ronde Epipaléolithique et Mésolithique Lausanne 21-23 novembre 1997, 2000, 249-258.

37 JAGHER RETO/FISCHER MARTIN/MOREL PHILIPPE, Altwascher-Höhle 1: eine spätpaläolithische Jagdstation auf 1410 m ü.M. im südöstlichen Alpstein (AI). AS 20/1, 1997, Abb. 8.

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

Abb. 76: Chur, Marsöl. Feld
10, Gerät aus Bergkristall.
Mst. 1:1.



ens, die während den kalten Phasen in den europäischen Tundren und Steppen vorwiegend Rentiere und Wildpferde gejagt haben. Die ab etwa 12 500 v. Chr. einsetzende Klimaerwärmung und die damit folgende Wiederbewaldung führte nicht nur zu einer markanten Veränderung der Umwelt, sondern veränderte auch massgeblich den Wildbestand und somit die Lebensgrundlage der späteiszeitlichen Jäger und Sammlerinnen. Das Rentier wanderte allmählich ab, und der Hirsch übernahm die Rolle als wichtigstes Beutetier. Sukzessive tauchen weitere wärmeliebende Arten, wie z. B. Elch, Reh, Wildschwein und Auerochse auf. Andere Tierarten, Steinbock, Gemse, Murmeltier, Schneehase und Schneehuhn,

Abb. 77: Chur, Marsöl.
Detailergebnisse der
Rohmaterialanalyse an
den Silexartefakten.

Rohmaterialanalyse						
Rohmaterial	Herkunft	Anzahl	Rinde	Feuer	Patina 1	Gerollt 2
0	unbestimmbar	15	1	14	1	0
256	Flintsbach/Hardt (D)	2	2	0	0	0
632	nördliche Kalkalpen	5	0	0	0	0
633	lokal?	208	29	43	1	0
626	Buchboden (A)	162	10	42	3	0
BK	Alpen	10	0	0	0	0
AKK	Voralpen	6	3	0	0	2
		408	45	99	5	2

zogen sich in das Gebirge zurück, das Wildpferd konnte noch vereinzelt während einigen Jahrtausenden erbeutet werden. Die neue Fauna veränderte nicht nur die Speisekarte der damaligen Menschen, sondern auch ihre Siedlungsmuster. Während im vorwiegend baumlosen Jungpaläolithikum das bevorzugte Jagdwild, jahreszeitlich bedingt, grosse Distanzen zurücklegte, und die Menschen die von ihm abhängig waren, diesem folgen mussten, dominierten im Spätpaläolithikum vorwiegend standorttreue Arten. Das Sammeln von vegetabilen Ressourcen, wie Pilze und Beeren, gewann für die Ernährung und das Holz für die Geräteherstellung an Bedeutung. Die weiterhin nomadisierenden Bewohner Mitteleuropas waren somit nicht mehr gezwungen ausgedehnte Wanderungen zu unternehmen und blieben in einem eher begrenzten Raum. In dieser Zeit können vermehrt lokale Ausprägungen der grossen Kulturgruppen des rückenspitzenführenden Spätpaläolithikums festgestellt werden³⁸. Wie bereits erwähnt, handelt es sich beim hier vorgelegten Material um ein kleines Ensemble ohne kulturell eindeutig zuweisbare Artefakte. Die breiten Kratzer und die - jedoch atypischen - Stichel weisen auf eine spätglaziale Zeitstellung hin, was durch die Platzierung der Funde in der sukzessive entstandenen Lössschicht bestätigt werden konnte. Neuere Ausgrabungen am Neuenburgersee, dem schweizerischen und französischen Jura wie auch Savoyen (F) sowie naturwissenschaftliche Datierungen von älteren Befunden aus diesem Gebiet erlauben heute eine einigermaßen gesicherte zeitliche Einordnung des Spätpaläolithikums. Die frühesten Siedlungen, wie z. B. die obere Schicht in Champvèveyres NE und Neu-

mühle BL, können um etwa 12 300 bis 12 000 v. Chr. datiert werden, die jüngsten Funde, z. B. Rochedane (F) Schicht A4 und Chateau d'Oex VD, gehören in die frühe Nacheiszeit um etwa 9500 v. Chr. Während diesen Jahrtausenden ist eine allmähliche Veränderung, aber auch eine erstaunliche Kontinuität in der materiellen Kultur festzustellen, was aber in diesem Zusammenhang nicht diskutiert werden kann.

Die stratigraphische Situation der Funde von Chur, Marsöl, weisen wie erwähnt auf eine Zeitstellung zwischen etwa 11 000 und 10 000 v. Chr. hin und somit auf eine Einordnung in einer jüngeren Phase des Spätpaläolithikums.

Aus dem alpinen und voralpinen Raum der Schweiz sind relativ wenige spätpaläolithische Funde bekannt, aus dem Kanton Graubünden stellt Chur, Marsöl, gar die ersten Funde aus dieser Epoche überhaupt.

Der auf 889 m ü. M. situierte Freilandfundstelle von Einsiedeln, Langrüti SZ (Grabung 1994), konnte zwar naturwissenschaftlich nicht datiert werden, dürfte aber aus typologischen Gründen einer eher älteren Phase angehören³⁹. Charakteristisch ist hier ein sehr hoher Anteil an rückenretuschierten Spitzen und Messern, Abschlagkratzern und Sticheln, weshalb hier andere Tätigkeiten anzunehmen sind als beim Marsöl.

Aus der Höhle Rüte, Altwasserhöhle (AI), die auf 1410 m ü. M. gelegen ist, ist ein kleines Ensemble mit Rückenspitzen, Mikrolithen und ausgesplitterten Stücken geborgen worden. Die Knochenfunde stammen alle von Gamsen, und es dürfte sich um ein auf die Jagd dieses Tieres spezialisiertes Lager handeln. C14-Datierungen liegen zwischen ca. 10 100 und 9300 v. Chr. und somit am Ende des Spätpaläolithi-

kums. Interessanterweise können bei den Rückenspitzen typologische Übereinstimmungen mit dem südalpinen Spätpaläolithikum festgestellt werden.

Aus dem Alpenraum stammt ebenfalls der Fund aus Chateau d'Oex VD, der um 9500 v. Chr. datiert ist. Da noch keine umfassende Publikation vorliegt, kann er aber derzeit nicht näher besprochen werden⁴⁰.

Südlich des Alpenkamms entspricht das späte Epigravettien zeitlich dem Spätpaläolithikum nördlich des Alpenkamms⁴¹. Hervorzuheben sind hier Rückenspitzen mit einer ventralen Basisretusche, wie sie auch in Altwasserhöhle festgestellt werden konnten.

Das Schweizer Mittelland ist im Spätpaläolithikum durch die sogenannte Fürsteiner-Gruppe besiedelt, die das Gebiet zwischen dem Bielersee im Westen und dem südwestdeutschen Federseemoor im Osten einnimmt. Charakteristisch für die Ensembles ist neben den Rückenspitzen und Abschlagkratzern ein extrem hoher Anteil an Sticheln, der meistens bei über 40% liegt⁴². Während aus dem nördlichen Bayern und auch dem östlichen Österreich relativ viele spätpaläolithische Funde bekannt sind, sind sie in den an die Schweiz anschliessenden Gebieten sehr selten.

Typologische Vergleiche können nicht vorgenommen werden. Das für die Geräteherstellung verwendete Rohmaterial erlaubt aber Aussagen bezüglich Fernkontakte. Neben lokal vorkommenden Radiolariten wurden nämlich durch die petrographische Analyse auch Silex aus Österreich und Bayern festgestellt. Importe aus der Silex reichen Juraregion wurden nicht nachgewiesen. Wie die entsprechenden Untersuchungen an frühmesolithischem Material aus Nordtirol zeigen, werden hier die typolo-

38 Nielsen in Vorbereitung.

39 Leuzinger-Piccand Catherine, Einsiedeln SZ-Langrüti: eine spätmagdalénienzeitliche und mesolithische Freilandstation in den Voralpen. Grabungsbericht und Sammlungsstudie. JbSGUF 79, 1996, 7-26. Während die Funde aus der Grabung eindeutig dem Spätpaläolithikum angehören, liegen Lesefunde aus dem Frühmesolithikum und wahrscheinlich auch aus dem Spätmagdalénien vor.

40 Crotti Pierre, (2002) Der Abri von Château-d'Oex ein Siedlungsplatz in den Voralpen. In: Die ersten Menschen im Alpenraum von 50 000 bis 5000 vor Christus. Ausstellungskatalog, Sitten 2002, 159-164.

41 Djindjan Francois/Kozlowski Janusz/Otte Marcel, Le Paléolithique supérieur en Europe. Paris 1999.

42 NIELSEN EBBE, The Lateglacial settlement of the Central Swiss plateau. In: ERIKSEN BERIT V./BRATLUND BODIL (Hrsg.): Recent studies in the Final Palaeolithic of the European plain Århus 2002, 189-201. - WYSS RENÉ, Das Mesolithikum. In: Walter Drack (Hrsg.), Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, Band 2: Die ältere und mittlere Steinzeit. Basel 1968, 123-144. WYSS RENÉ, Zum Problemkreis des schweizerischen Mesolithikums. In: KOZLOWSKI STEFAN K. (Hrsg.), The Mesolithic in Europe. Warschau 1973, 613-649.

**Chur, Marsöl. Eine spät-
paläolithische Fundstelle
im Bündner Rheintal**

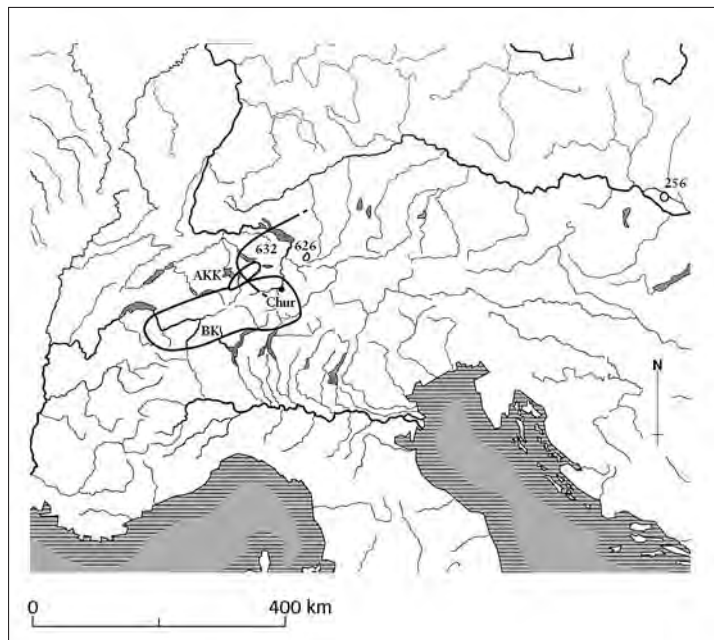


Abb. 78: Chur, Marsöl. Die
Lagerstätten der in Chur ver-
wendeten Rohmaterialien
Silice, Kieselkalk (AKK) und
Bergkristall (BK).
Mst. 1:12 000 000.

gisch erkennbaren Verbindungen zum südalpinen Raum durch die Importe von Silice-Rohmaterial aus dem selben Gebiet begleitet. Im Marsöl fehlen südalpine Silices, weshalb auch die kulturellen Verbindungen im Osten und Nordosten zu suchen sind. Ausführlichere Aussagen lassen sich jedoch erst bei einem verbesserten Forschungsstand in beiden Gebieten machen.

Mit der Ausgrabung von Chur, Marsöl, ist ein wichtiger - und für den Kanton Graubünden gar der erster - Schritt für die Erforschung der spätglazialen Kulturen getan. Um unsere Kenntnisse entscheidend zu erweitern, wäre eine gezielte Prospektion nötig. Lohnend wäre aber auch - wie dies in der hier vorgelegten Fundstelle geschah - bei Ausgrabungen, die unter den gut erkennbaren Fundschichten der jüngeren Phasen gelegenen "gewachsenen" Schichten vermehrt zu beachten.

Disentis/Mustér, Kloster St. Martin: Teilrekonstruktion der Plastik und Malerei eines Engels des Strafgerichtes aus dem 8. Jahrhundert

Walter Studer

LK 1213, 708 400/173 800, 1165 m ü. M.

“Da machten sich die sieben Engel, die die sieben Posaunen hatten, bereit, zu posaunen.” (Offenbarung 8,6)

Vorbemerkungen

Die seit April 2002 auch vom Schweizerischen Nationalfond unterstützte Forschung in Disentis hat eine ganze Reihe von Ergebnissen erbracht⁴³. Einzelne dieser Ergebnisse sind von fundamentaler Bedeutung, nicht allein für ein Weiterkommen in Disentis, sondern auch für die internationale Forschung auf dem Gebiet des Frühmittelalters. So gelang z. B. der Nachweis der Darstellung eines Strafgerichts nach der Offenbarung des Johannes Kapitel 8, Vers 6, das durch sichere Eckdaten definiert werden kann und das mit Gewissheit als Teil einer gross angelegten monumentalen Darstellung des endzeitlichen Geschehens - wiederum nach der Offenbarung des Johannes - mit mindestens dem deutlichen Akzent eines Weltgerichtes identifiziert werden kann. Ein Weltgericht, das im übrigen ein gutes halbes Jahrhundert älter ist als das älteste erhaltene Weltgericht von Münstair.

Von grosser Wichtigkeit sind auch die ebenfalls definierbaren neuen Erkenntnisse zu Fragen der Plastik, der Malerei, der verwendeten Perspektiven und Raumillusion schaffenden Methoden, der Raumidee, der Deutung und der Raumzuordnung einzelner Partien des Fundgutes.

Von weit über Disentis hinausweisender Bedeutung ist, dass sich die seit langem gehegte Vermutung eines starken byzantinischen Einflusses in der Disentiser Kunst, anhand einer nachweisbar gewordenen Komimesis, d. h. einer Darstellung der “Ent-

schlafung Mariens” nach byzantinischer Auffassung und byzantinischer Manier, bestätigt hat. In Disentis ist damit eine der ältesten und noch vorikonoklastisch bestimmten byzantinischen Darstellungen des Marientodes des byzantinischen Ostens und die älteste der westlichen Welt überhaupt belegt.

Ein weiterer sicherer Hinweis auf den byzantinischen Osten, in der Form eines halbfigurlichen Füllhornornamentes von signifikanter Ausprägung führt unmissverständlich nach dem stark griechisch-orientalisch geprägten Kappadokien des 6., 7. und 8. Jahrhunderts.

Allein schon der mit dieser gewonnenen Fülle von Erkenntnissen möglich gewordene Katalog von Fragen lässt den Wert des Disentiser Fundgutes als Quelle und die Wichtigkeit ihrer Erschliessung abschätzen.

Auf Einladung des Centre National des Recherches Scientifiques (CNRS) von Frankreich konnten Iris Derungs (ADG) und der Schreibende die Stückfragmente einer frühmittelalterlichen Kirchenausstattung von Vouneuil-sous-Biard in Poitiers (F) mit dem Disentiser Fundgut vergleichen. Eine internationale Zusammenarbeit ist schon auf Grund des bei dieser Gelegenheit stattgefundenen fruchtbaren Erfahrungsaustausches von beiden Seiten sehr erwünscht, insbesondere auch, weil Christian Sapin, der zuständige Direktor des CNRS, daran ist, ein einmaliges wissenschaftliches Projekt zu verwirklichen: Es sollen in einer von Poitiers über Paris (F), Genf GE, Chur, Turin (I), Brescia (I) und Barcelona (E) führenden Wanderausstellung die bedeutendsten spätantiken und frühmittelalterlichen Stuckfunde Mittel- und Südeuropas gezeigt werden. Dem Disentiser Fundgut kommt auf

43 STUDER WALTER, Ranke, Gitter, Kapitell: Eine Ecke des Paradieses aus Disentis/Mustér, Kloster St. Martin, Jb ADG DPG 2001, 66.

jeden Fall ein seiner Bedeutung angemessener grosser und zentraler Platz zu. Der Ausstellungskatalog und die zugehörigen Publikationen der beteiligten Wissenschaftler werden ein bis dato zu diesem Thema fehlendes Standardwerk ergeben. Es ist zu hoffen, dass es dem Kanton Graubünden und dem Bund möglich sein wird, den - an der Bedeutung dieses internationalen wissenschaftlichen Projektes gemessen - auf jeden Fall eher geringen Anteil an den hierzu nötigen Mitteln bereitzustellen.

Der vorliegende Artikel ist ein stark gekürzter Auszug aus einem Teil einer mehrteiligen Arbeit, die wiederum einen Kernteil der beabsichtigten Gesamtpublikation der Untersuchungsergebnisse des Disentiser Fundgutes bilden wird. Behandelt wird mittels einer die Plastik und Malerei im Massstab 1:1 kopierenden Teilrekonstruktion einer der sieben Engel des Strafgerichtes. Der Sicherheitsgrad dieser Rekonstruktion ist nachprüfbar sehr hoch. Ein wesentlicher Vorteil dieser auch die Plastik erfassenden Rekonstruktionsmethode besteht in der Möglichkeit, systematisch die Wirkung wenigstens dieses rekonstruierten Teils der Disentiser Ausstattung in Raum und Licht aus allen möglichen Distanzen der Betrachtung zu prüfen. Im begrenzten Rahmen dieses Artikels können nebst anderem auch die Herleitung der Methode der Rekonstruktion und die Darstellung der zugehörigen Disentiser Farbpalette nicht mit abgedruckt werden.

Ebenfalls können ikonographische Gegebenheiten im Artikel nur soweit erfasst werden, als dass sie sich im Rahmen des dargestellten Gegenstandes direkt ergeben.

Eine besondere Rolle spielt in der Disentiser Kunst das im Bezug auf die Quellen ein-

malige Verhältnis zwischen Plastik und Malerei. Die Plastik kann nicht für sich allein stehen. Sie kann im wesentlichen definiert werden als eine zur Malerei gehörende plastische Unterlage, deren erste Phase sie bildet. Das heisst auch, dass die Malerei nicht als Fassung der Plastik von dieser abhängig ist, sondern dass die Malerei die Plastik dominiert und sie sich ihrer in besonderer Form bedient.

Die Herleitung des in der Folge die Disentiser Plastik definierenden Begriffes "Kubatur" wird in der Gesamtpublikation nachzulesen sein.

Die Fragmente eines Engelkopfes:

Abb. 79-82

Die Reste des ersten Engels sind erhalten in einem Kontinent von fünf zusammengefügte Fragmenten. Die Verwitterung und Verschmutzung der Fragmente ist durchwegs beträchtlich. Spuren von Versinterung und Fremdmörtel im Bereich der vom Betrachter aus gesehenen rechten Gesichtshälfte und der Nase erschweren zusätzlich die Erkennung der Malerei. Trotzdem sind deutliche Unterschiede im Grad der Verwitterung und Verschmutzung innerhalb der fünf Fragmente festzustellen. Dies ist gut ersichtlich etwa im Unterschied vom eigentlichen Kopffragment mit Handansatz zu den zwei anschliessenden Handfragmenten. Noch ausgeprägter ist die Differenz im Erhaltungsgrad zwischen den beiden Fragmenten des Flügelgelenks rechts oben in Abb. 79. Dieses im ganzen Disentiser Fundgut zu beobachtende und vor allem bei der Suche nach zusammenfügbaren Fragmenten immer einzubeziehende Phänomen der zum Teil sehr starken Unterschiede im Erhaltungszustand von zusammengehörigen

Fragmenten, bezeichnet die für eine systematische Erfassung äusserst problematische Fundlage, die zudem bei der Bergung der Funde in der Grabung von Ernst Alfred Stückelberger, Professor für Kunstgeschichte an der Universität Basel, 1906/07 nicht dokumentiert wurde. Es muss von einer bewusst vorgenommenen Streuung der Fragmente aus dem Abbruch der zweiten Martinskirche ausgegangen werden, die im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Bauterrains für den Nachfolgebau, den Dreiapsidensaal der karolingischen Martinskirche, zu verstehen ist.

Die Kopfhöhe, das Scheitel-Kinn-Mass beträgt 25 cm. Die Engelsfigur ist also in Ableitung dieses Kopfmasses mindestens lebensgross. Die lediglich Spuren festhalten- den Pausen in Abb. 81 und 82, die sich jeglicher Interpretation enthalten, und die sich keiner graphischen Codes wie Schraffuren, Rasterungen usw. bedienen, verdeutlicht die Dimensionen des erhaltenen Figurenteils. Das neben Schwarz verwendete Rot der Pausen hat keine Farbbedeutung, es dient lediglich der Differenzierung des Erfassten. Sämtliche Disentiser Pausen sind im übrigen nur insofern vollständig, als dass sie dem jeweiligen Ziel genügen.

Beim ganzen Kontinent ist im wesentlichen die Bildschicht erhalten. Auf der Rückseite haften wenige Reste der Aufbauschicht, die als Auflage für die plastischen Partien diente, und deren Oberfläche ansonsten die Fläche der verschieden bemalten Hintergründe ergab. Reste von gelber Sinopie (Zeichnung auf Grundputz) oder Reste eines rot markierten Portionenauftrags - wie beides bei einigen Figuren nachweisbar ist - sind nicht vorhanden oder durch Verwitterung abgetragen.



Die Bildschicht ist aus vier Schichten homogenen Mörtels von jeweils rund 2 cm Stärke aufgebaut, die im Bereich der grossen Volumina von Kopf und Hand sich der Kubatur anpassen. D. h., dass der Auftrag der Schichten bereits die angestrebte Form berücksichtigt. Es wurde also eine Vorform oder ein Rohling für die Kubatur erstellt.

Abb. 79: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Frontale Sicht auf den aus fünf Fragmenten zusammengefügte Kontinent einer Engelsfigur. Mst. ca. 1:5.



Abb. 80: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Sicht von halb links auf das Kopffragment des Kontinents in Abb. 79. Mst. ca. 1:5.

**Teilrekonstruktion der Plastik
und Malerei eines Engels des
Strafgerichtes aus dem 8. Jh.**

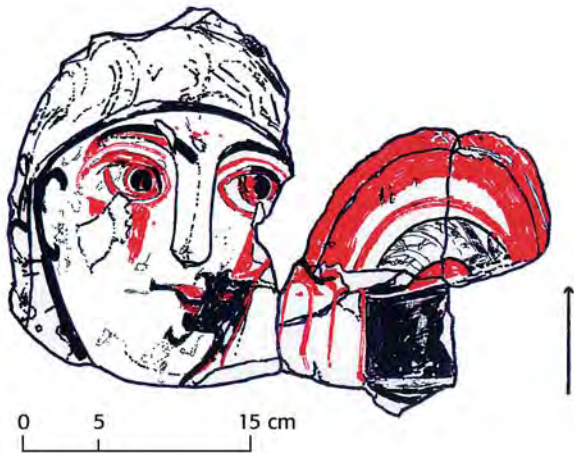


Abb. 81: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Frontale
Pause des Kontinents aus
Abb. 79. Der Pfeil rechts be-
zeichnet die Orientierung.
Mst. 1:5.

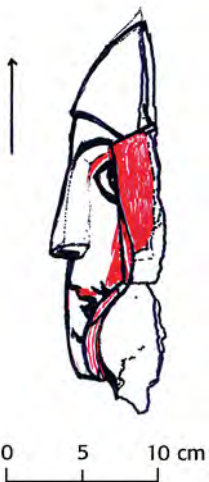


Abb. 82: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Pause des
Kontinents aus Abb. 79 von
rechts. Mst. 1:5.

Die auf Anhieb kaum mehr verständlichen Spuren der durchwegs beschädigten Malerei sind insgesamt so vollständig, dass sie sich - als Resultat der Untersuchung - weitgehend bis ins Detail und mit Sicherheit rekonstruieren lassen. Während wenige Arbeitsspuren oder Spuren der zur Formung der Kubatur verwendeten Schneidwerkzeuge sichtbar sind - z. B. entlang der Basis des Nasenkörpers -, hat sich keine der im Bereich des Nasenrückens und der Brauenkämme zwingend vorauszusetzenden Vorritzungen erhalten. Sie wurden beim Formschnitt weggeschnitten. Auf dem ausgezeichnet abgebundenen Kalkweiss des Malgrundes, das jedenfalls al fresco aufgetragen wurde, sind mit Sicherheit keine der in der Spätantike und dem Frühmittelalter bei der Freskotechnik üblichen Vorzeichnungen - wie etwa eine Grünzeichnung - vorgenommen worden. Ebenso sicher wurden keine Aussparungen im Karnat (Karnat: Hautton, Hautfärbung des lebenden menschlichen Körpers) freigelassen, die für den Auftrag der Lichter oder auch für die Bereiche des Wangenrots sonst häufig eingerichtet wurden.

Nachweisbare Spuren einer Imprimitur (Imprimitur: eine gelbliche, grünliche oder gräuliche dünne Lasur des noch unbemalten Malgrundes, die der darübergelegten Färbung in unterschiedlichster Form plastische und farbliche Qualität verleihen kann, und die zudem einen harmonischen und besser ineinander verlaufenden Farbauftrag der folgenden Färbung ermöglicht) sind direkt kaum festzustellen. Auf Grund der ausgezeichneten Qualität der Disentiser Karnate und der Tatsache, dass den Karnatfärbungen sehr wenig Kalkweiss beigegeben wurde - ein grosser Kalkweissanteil in der Mischung des Karnatfarbe würde die Wirkung der Imprimitur mindestens beeinträchtigen -, ist auf jeden Fall mit einer gelblichen, höchstwahrscheinlich rein mineralischen Imprimitur zu rechnen.

**Die Kubatur des Engelkopfes aus
Abb. 79-88**

Die Rekonstruktion der Kubatur des Engelkopfes mit rechter Hand und Posaune (Abb. 79-82) zeigen die Fotografien Abb. 83-88. Die Frontale (Abb. 83) im Vergleich zu den verschiedenen Schrägansichten macht unmittelbar die einzelnen technischen Schritte vom Aufbau der Vorform, gewissermassen dem Rohling der Plastik, hin zu den zwei wesentlichen Schnittfolgen nachvollziehbar: Der Aufbau des Rohlings wurde erreicht durch den Auftrag der erwähnten vier zunehmend in Richtung Umriss verdünnt auslaufenden Lagen auf die den Hintergrund abgebende Aufbau-schicht. Diese Anschmiegung geschah auch deshalb, weil das Vorvolumen sich sinnvollerweise möglichst an die vorgegebenen Umriss der Figur halten soll, um überflüssige Schneidarbeit und Materialverlust in

Form von Schneidabfällen zu vermeiden. Sie soll möglichst eng die spätere Plastik der Kubatur umfassen.

Die angewandte geeignete Methode ist in der fertigen Kubatur selbst ohne Kenntnis des exakten Schichtverlaufs der Vorform gut ersichtlich und bei sämtlichen lebensgrossen Disentiser Köpfen nachweisbar. Innerhalb der gegebenen Umriss- und auslaufend auf die Gewandkubatur wurde eine entsprechend konvexe Rundform aufgebaut, deren höchster Punkt die spätere Nasenspitze vorgibt und die bereits derart auf die Umriss- von Frisur, Gesicht und Schulter Rücksicht nimmt, dass sie in diesen Bereichen kaum mehr geschnitten werden muss. Die Kalotte der Frisur und der Übergang zur Schulter in der fertigen Kubatur sind also lediglich durch Glätten weiterbearbeitete Reste der Vorform bzw. des Rohlings.

Die Vorform von Hand, Gewand, Posaune und Flügelgelenk wurde in gleicher Weise und im gleichen Arbeitsprozess erstellt. Die Schichtungen im Bereich aller lebensgrossen Figuren in Disentis zeigen teilweise den Antrag von Mörtelmasse an eine bereits bestehende Vorform. In der Regel sind die Schichten innerhalb der Elemente einer Figur jedoch durchgängig und nur unterbrochen oder durch Antrag ergänzt im Verlauf der Portionierung und der Dosierung des Trocknungsvorganges. Dies bedeutet, dass grundsätzlich das Bestreben bestand, die Vorform der Kubatur für eine oder eventuell mehrere Figuren in einem Zug zu erarbeiten. Dieses Vorgehen ist nur unter der Bedingung möglich, dass sämtliche Abmessungen der Figur oder der Figurengruppe genauestens bekannt sind. Was wiederum beweist, dass abgesehen von den mehr oder weniger ausführlichen Vorzeichnungen in



der Form von Sinopie und Vorritzungen, die zumindest stellenweise in einigen Partien der Disentiser Ausstattung nachweisbar zur Anwendung kamen, nicht nur genaue und detaillierte Vorlagen für die Gesamtheit der Gestaltung vorhanden waren, sondern auch, dass eine eingeübte Technik der Übertragung dieser Vorlagen in die vorgesehene Grösse auf die Wand benutzt wurde.

Abb. 83: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die intrapolierende und extrapolierende Kopie der Kubatur im Massstab 1:1 des Kontinents aus Abb. 79. Mst. ca. 1:5.

Abb. 84: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kubatur aus Abb. 83 von halb links.





Abb. 85: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die Kubatur aus Abb. 83 von schräg oben.

Die erste wesentliche Schnittfolge mit der die Kubatur zu erarbeiten war, trennte die Stirn von der Partie der späteren Frisur und im weiteren die Wange und das Kinn vom Bereich der seitlich abfallenden Frisur und dem Gewandansatz.

Die zweite Schnittfolge erbringt Augenbrauen und Nase und in der Folge den Rest der Gesichtsfront. Hand, Posaune, Flügelgelenk und die restliche Figur wurden in gleicher Weise und in sinnvoller ökonomischer Abstufung - im wesentlichen aber gleichzeitig - als partielle Gestaltungen im Zusammenhang mit der Gesamtgestaltung in die Schnittfolgen einbezogen.

Die Oberflächen der fertigen Kubaturen des ganzen figürlichen Bereiches der Disentiser Ausstattung wurde nach dem Schnitt eher ausführlich und meist sehr sorgfältig geglättet. Es wurden dabei nicht nur Schnittspuren - nämlich einerseits die nicht ausnivellierten Schnittflächen und andererseits Kratz- und Druckspuren des Messers in Ecken und Vertiefungen - zum Teil ganz

beseitigt oder zumindest gemildert. Die Oberfläche wurde zusätzlich durch den Druck der Polierinstrumente aus Metall und Holz und durch Bewischen mit einem nassen Schwamm oder einem nassen Tuch verfestigt und verdichtet. Trotz dieser, vor allem bei den Gesichtern sehr weitgehenden Prozedur, sind aus der Nähe Reste von Schnittspuren noch deutlich zu erkennen. Das Bestreben der ebenfalls als formgebende Phase zu verstehenden Glättung der Oberfläche ging offensichtlich nicht dahin, Flächen auszurunden und Kanten oder andere Bearbeitungsspuren der Schnittphase vollständig zu beseitigen. Die Formung des Nasenbodens und der Nasenflügel durch drei gezielte Schnitte und die gegeneinander kaum gemilderten Schnittflächen von Handrücken, Handkante und Daumenansatz in Einheit mit der in der Disentiser Plastik allgemeinen deutlichen Tendenz, das menschliche Gesicht und den menschlichen Körper durch Zusammenfügen einzelner, zu einfachsten Raumkörpern reduzierten und Formen zusammenfassenden Teilen zu bilden, beweist die auf Raumgebung und Gestaltung abzielende Qualität der zunächst unvollendet oder flüchtig durchgeführt scheinenden Politur.

Der Kopf der Figur ist um knapp 20 Grad von der Frontalen nach rechts gerichtet. Die Posaune wird von der rechten Hand gehalten. Das Mundstück der Posaune ist plastisch nicht erfasst. Es wird durch die spätere Malerei - gewissermassen auf die untere Gesichtshälfte projiziert - wiedergegeben. Die einzelnen Finger der Hand sind plastisch nur durch entsprechende Kerben auf der Aussenhandfläche voneinander getrennt. Die Hand und die unter der Posaune noch erkennbare Gewandpartie mit der auf

Höhe der Handkante nach aussen rechts ausschwingenden Gewandfalte - es handelt sich um die Partie der Tunika oder des Palliums (Obergewand) im Übergangsbereich der linken Schulter zum ausgestreckten, die Posaune abstützenden Arm - sind bereits eine dem Flachrelief der restlichen Figur angegliche plastische Vermittlungszone. Die Angleichung der zur Halbplastik gestalteten Köpfe zum Flachrelief der zugehörigen Körper ist äusserst harmonisch, und die Art der Methode, diese schwierige Passage zu meistern, tradiert oder rezipiert in Disentis direkt antike und spätantike Vorbilder bzw. Techniken. Das plastische Werk von Disentis bezieht sich auch hierin auf die Kunst der antiken und frühmittelalterlichen Zentren in einer souveränen und routinierten Form, die eine entsprechend in dieser Tradition eingebettete Schulung der ausführenden Künstler in einer im wesentlichen spätantik-frühchristlich geprägten Kunstlandschaft voraussetzt.

Die in der Silhouette harmonisch geschwungene aber scharfkantig und tief geschnittene Kubatur des linken Flügelgelenks, das den leicht nach aussen hinten gerichteten Flügel verrät, dessen Gelenk leicht zum Betrachter hin vorkrängt, bildet damit eigentlich eine allseits konkav gebogene, zum inneren Flügelrand ausgerichtete "natürliche" Flügelform nach. Aus der richtigen Distanz betrachtet erzeugt die tiefe und markant verlaufende Rundung des Gelenkes beträchtliche Tiefenwirkung. In Kombination und im Kontrast mit der leicht konkav an den Hintergrund angeschmiegt auslaufenden linken Kopfhälfte - besonders deutlich zu verfolgen in der Kalotte der Frisur, wo die Ausdrehung und die Dehnung des an sich konvexen Ablaufs durch eine



Mulde unterbrochen ist, wie dies besonders deutlich Abb. 87 zeigt - erscheint das Flügelgelenk fast hinterschnitten. Mit dieser plastisch höchst anspruchsvollen Technik wird mit den einfach scheinenden Grundelementen plastischen Gestaltens eine Erhöhung der Illusion von Raumtiefe erreicht. Das Ziel, eine dynamisierende Staffelung der plastischen Elemente innerhalb der Figur zu schaffen, hat zugleich eine Dif-

Abb. 86: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kubatur aus Abb. 83 von halb rechts.

Abb. 87: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kubatur aus Abb. 83 von schräg unten.





Abb. 88: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die Kuba-
tur aus Abb. 83 in Unter-
sicht.

ferenzierung der Räumlichkeit - bzw. der stehenden Fronten des Bildraumes - zur Folge, die wiederum die plastische Wirkung insgesamt verfeinert und steigert. Dass mit dieser direkt von den Techniken der Vollplastik profitierende Staffellung beträchtliche Kenntnisse und eine vollkommene Beherrschung der betreffenden Methode verbunden sein muss, wird vor allem klar, wenn wir uns die reale Tiefe der Bildschicht von lediglich maximal 9,5 cm vergegenwärtigen, in der - wie dies die Abb. 84 und Abb. 86-88 in den Profilen des Randschnittes besonders gut erkennen lassen - eine Tiefenstaffelung stattzufinden hat, die ohne Berücksichtigung der Zwischenstufen im wesentlichen von der Höhe der Nasenspitze, zum Handrücken, zur Posaune, zum Gewand und schliesslich zum Flügelgelenk reichen muss. Um Steifheiten auszuschliessen und zu Gunsten einer natürlichen Gegenständlichkeit und einer fließenden Dynamik der plastischen Elemente, muss zudem bei dieser Staffellung jede eigentliche Parallelität der Ebenen zur Oberfläche der

Aufbauschicht, die den Hintergrund bildet, vermieden werden.

In dem in Abb. 88 gut zu sehenden Profil des geschnittenen Randes in der extremen Untersicht sind die Körperstellung und die Ausrichtung des linken Arms der Engelsfigur zur Raumtiefe bzw. zur Front der Betrachtung abzulesen. Unter Berücksichtigung der gewünschten Wirkung, d.h. eingedenk der Illusion, die das Resultat vermittelt, kann festgestellt werden, dass nicht nur der Kopf der Figur, sondern der ganze zugehörige Körper in einer leichten nach rechts gerichteten Wendung dargestellt sind und dass die Posaune und demzufolge der diese abstützende linke Arm dem Betrachter halbwegs entgegen, schräg nach vorne gerichtet gemeint sind.

Die Fähigkeit der Disentiser Künstler und noch stärker deren Absicht, die menschliche Figur nicht nur frontal, sondern auch in verschiedenen zwischen Frontale und Profil liegenden Graden im Relief plastisch glaubhaft darzustellen, verweist wiederum auf den direkten Zusammenhang vor allem zu spätantiken plastischen Werken, wie der hierfür paradigmatischen Ara Pacis Augustae von 13-19 v. Chr. in Rom, die vergleichbar positionierte, d. h. halb abgedrehte Figuren, in technisch prinzipiell gleicher Weise im Relief verwirklicht, wie dies in Disentis der Fall ist⁴⁴.

Gemäss den aufeinander abgestimmten Feinheiten dieser Technik kann selbst anhand der höchst unvollständigen und zudem stark fragmentarischen Form, in der uns die Disentiser Ausstattung vorliegt, sichere Bezüge zumindest zur Gesamtheit einer Figur gemacht werden. So wird auch durch die in der Begrenzung des Kontinents kaum auffallende geringe Neigung des Kopfes aus der Längsachse der Figur nach

44 Bildbeispiele in: BRUNEAU
PHILIPPE/TORELLI MARIO/BAR-
RAL I ALTET XAVIER, Skulptur
von der Antike bis zum Mit-
telalter. Teil I: Antike. Köln
1999, Abb. S. 179, 196, 197.

rechts fassbar, dass die ganze Figur einer leichten S-Linie entlang ihrer Longitude folgen muss, was selbst in dezentester oder allenfalls manierierter Form ein gewisses Verständnis des natürlich bewegten Körpers und des Kontraposts im Sinne der genannten Vorbilder zur Bedingung hat.

Die zwar in den Proportionen - vor allem der Kinnpartie - markanten und in der Stilisierung der Kubatur, in der sie verwirklicht sind, scharfe Schattenkanten gebenden Gesichter der lebensgrossen Disentiser Köpfe sind in den Gesichtsflächen jedoch auffällig weich ausgerundet. Die ungeknickte Stirn-Nasen-Flucht ist ein bereits in der vorklassischen Periode der griechischen Kunst vorkommendes, schliesslich im Hellenismus verankertes und in die römische Antike aufgenommenes typisches Moment der Gesichtsdarstellung, das sich bis in frühmittelalterliche Zeit vor allem im byzantinischen Osten erhalten hat, sich weit darüber hinaus weiterentwickelte und in unterschiedlicher Variation z. B. die Ikonenmalerei bis in die Gegenwart mitbestimmt. Auch dieses besonders augenfällige und den Stil prägende Merkmal ist allen annähernd lebensgrossen Disentiser Köpfen eigen.

Diese Gegebenheiten der plastischen Ausbildung zu eruieren und zu verstehen und sie bei der Bearbeitung der Figurfragmente stets im Auge zu haben, ist in zunehmendem Masse von unbedingter Wichtigkeit. Beim derzeitigen Stand der Forschung in Disentis ist ihre Kenntnis oft einziges sicheres Kriterium einer Zuordnung und Deutung eines Fragmentes im grossen Zusammenhang. Jeder Rekonstruktionsversuch hat sie zu berücksichtigen, und der Versuch einer Annäherung an eine Vorstellung kann nur über ihr Verständnis gelingen.

Erste Schrittfolge der Malerei: Abb. 89

Die fertige Kubatur in ihrer Funktion, der Malerei plastischen Untergrund zu geben, wurde zusammen mit dem Hintergrund - also der mehr oder weniger in die Erarbeitung der Plastik einbezogene Oberfläche der Aufbauschicht, die auch von daher als integrierter Teil des plastischen Werks zu verstehen ist - durchgängig mit mindestens einem Anstrich aus Kalkmilch versehen. Diese noch nasse Kalkmilchschicht diente den in Wasser gelösten Mineralfarbpigmenten als Malgrund. Die Disentiser Malerei ist trotz den zum Teil ins Halbtrockene oder sogar ins fast Trockene aufgetragenen Malpartien im wesentlichen Nass in Nass gemalt worden. Sie ist technisch beurteilt als Fresco (fresco buono) zu bezeichnen. Abgesehen von dieser technisch bedingten Zugehörigkeit der Kalkmilchgrundierung zur Malerei, deren erster Schritt die Applikation dieser Grundierung ist, hat ihr Weiss in Disentis oft auch Farbcharakter. So sind rein weisse Hintergrundpartien nachweisbar, und Weiss ist die Grundfarbe etlicher Gewänder.

Die darauf folgenden Malgänge sind der Auftrag der bereits erwähnten gelblichen Imprimitur und die darauf folgende Kolorierung der Hautpartien wie Gesicht, Hände, Füsse usw. Die Farbe des Karnats ist in Disentis in mindestens drei feinen Abstufungen vorhanden, die nicht nur durch die Zufälligkeiten der lokalen Anmischung, der Verdunstung und des Feuchtigkeitsgrades des Untergrundes entstanden sein können. Im vorliegenden Fall ist das Karnat eine Mischung von dünnstem Orange - d. h. Mennige -, von Rot und in geringsten Mengen Ocker und Braun, bzw. Schwarz (Rot



Abb. 89: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die erste
Schrittfolge der Malerei.
Mst. ca. 1:5.

Abb. 90: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die zweite
Schrittfolge der Malerei.
Mst. ca. 1:5.

gemischt mit Schwarz ergibt eine der zwei typischen Disentiser Braunfärbungen). Das Ganze ist in starker Verdünnung und zumindest stellenweise mit wenig Kalkweiss angereichert (ca. 60% Mennige, 25% Rot, 14% Ocker, Schwarz 6% und Weiss 5%; Verdünnung: ca. 2 Teile Wasser auf die malfertige Farbe). Das Ergebnis erzeugt einen sehr lebendigen und transparent wirkenden Hautton, der die besondere Qua-

lität jeder guten Karnatfärbung erfüllt, nämlich nicht opak stumpf zu wirken, sondern die besondere Eigenschaft der lebenden menschlichen Haut wiederzugeben, die Licht nicht nur über die Oberfläche, sondern auch teilweise über direkt darunter liegende Schichten reflektiert. Dieses scheinbar eigenständige Leuchten malerisch zu erzeugen, ist nach wie vor ein technisches Kardinalproblem jeder sich mit der Darstellung von Menschen befassenden Malerei.

Der nächste Malgang schafft neben zusätzlicher Tiefenwirkung vor allem das dem Karnat eigene rötliche Changeant, indem im wesentlichen entlang der Gesichtsgrenze, im Anstoss an das Gewand und entlang der Nase eine fein abgestimmte Rötung aufgetragen wird. Diese Rötung ist bezogen auf alle beurteilbaren lebensgrossen Köpfe in Disentis unterschiedlich. Abgesehen davon, dass sie auf Grund von Verwitterung und anderer Beschädigungen oft kaum mehr oder gar nicht mehr nachgewiesen werden kann, ist sie bei einigen Gesichtern schwächer als im vorliegenden Beispiel und manchmal stärker.

Ebenso differiert der Auftrag dieser Rötung. Einmal eher flächig diffus, ein anderes Mal sind einzelne Pinselzüge zu unterscheiden, die sich wiederum gelegentlich zu einer annähernd diffusen Fläche summieren. Diese Varianten fallen - in der richtigen Distanz betrachtet - nicht als Abweichungen ins Gewicht, sondern sie beleben die Gesichter im Bezug aufeinander und in ihrer Zugehörigkeit zum Gesamten. In Disentis wurden also nicht einzelne Figuren für sich gemalt, die dann in Addition eine Gestaltung ergaben. Vielmehr wurde der Grosse Zusammenhang als echte Komposition sowohl technisch als auch künstlerisch von

Anfang an berücksichtigt. Eine solche Malweise erfordert grosse malerische Fähigkeit und sie erinnert im technischen Prozedere durchaus an Techniken der Buchmalerei, besonders aber an die der Tafelmalerei. Schliesslich haben diese und alle in der Folge genannten feinen Differenzierungen in der Gestaltung - die jeweils bewusst, zum Teil aber auch zufällig zustande kamen - grundsätzlich eine Individualisierung der Einzelfigur wie auch der zugehörigen Figurengruppe zur Folge. Die Frage, ob diese Individualisierung ein Ergebnis bewussten Willens ist, kann in Disentis auf Grund anderer Indizien, wie etwa die festzustellenden Differenzen in den formalen Merkmalen der Köpfe, die insgesamt beurteilt einen individuellen Ausdruck der ganzen Figur erzeugen, sicher bejaht werden. Die Frage nach dem Grad der Individualisierung, d. h. insbesondere, ob einzelne Figuren oder Gruppen von Figuren dadurch idealtypisch charakterisiert wurden, ist mittlerweile teilweise zu beantworten. (Dieser besonders wichtige Umstand wird im Rahmen der Gesamtpublikation ausführlich dargestellt werden.)

Der nächste Schritt der Malerei ist das Auftragen des Wangenrot und des Lidfaltes mit reinem Rot. Varianten sowohl in der Form - manchmal tendiert der Fleck des Wangenrots eher zur Kreisfläche, oder er ist im Auftrag diffus -, als auch in der Farbe - auch Mennige wurde teilweise rein oder mit Rot gemischt verwendet - und schliesslich in der Intensität sind auch hier insgesamt zu beobachten. Der Lidfalt wurde beim vorliegenden Gesicht mit dünnem Rot gezeichnet, das in der Folge im Sinne einer anpassenden Nachtönung, mit dünnstem Braun nachgezogen wurde. In den meisten

übrigen Fällen wurde der Lidfalt mit unterschiedlich gedünntem Braun aufgetragen, was bei stärkerer Verdünnung (etwa 1/1) einen rötlichen Pinselzug ergab, bei schwächerer Verdünnung blieb das Braun unverfälscht.

Zweite Schrittfolge der Malerei: Abb. 90

Der vermutlich erste Schritt dieser Malfolge - es könnte auch die Braunfärbung sein - war wahrscheinlich die Gelbzeichnung mit Ocker. Fast in der Art einer Vorzeichnung wurden die Augen mit relativ breitem Pinselstrich markiert. Ein Malgang der nachweislich bei den anderen Gesichtern nicht in allen Fällen der eigentlichen Zeichnung des Auges voranging. Es ist nicht mit Sicherheit davon auszugehen, dass der Gelbzeichnung des Auges wesentlich vorzeichnende Funktion zukommen sollte. Auffällig ist einerseits, dass sie nicht durchgängig vorhanden ist, und dass sie andererseits von der späteren Zeichnung des Auges nicht ganz bedeckt wird, so dass sie als ein das Auge tönender Farb- oder besser Lichtaspekt zur Wirkung kommt.

Der gelbe Begleitstrich des Flügelgelenks, der dessen inneren Rand betont, und das gelbe Zentrum des Flügelgelenks markieren aus der Nähe betrachtet in fast ornamentaler Weise die stilisierte Anatomie und die Struktur des unterschiedlichen Federkleides von Gelenkbogen und des eigentlichen Flügels. In der Wirkung der fertigen Malerei und auf die gedachte Distanz der Betrachtung gesehen erweist sich die aus der Distanz des ausführenden Malers so konsequente Zeichnung im wesentlichen als ein dem Flügel aufgesetzter goldener Schimmerglanz eines Lichtes, das - vor al-

lem in dem die Zentrale des Gelenks ausleuchtenden Bereich - die Tiefenwirkung zwischen der Posaune und dem Flügel, bzw. die Distanz zwischen diesen beiden Elementen deutlich verstärkt. Dies im übrigen akkurat gemäss der bereits dargelegten Haltung und Position der ganzen Figur, die in der Plastik vorgegeben ist, und die selbst im verbliebenen Rest klar ablesbar und nachzuweisen ist. Die Quelle dieses goldenen Lichtes lässt sich nicht genau ermitteln, da wir den Rest der Figur nicht kennen. Vor allem fehlt für eine diesbezügliche Beurteilung der andere Flügel, oder wenigstens das andere Flügelgelenk. Es handelt sich möglicherweise um ein diffus gemeintes Licht, das im Sinne eines malerischen Lichteffektes überall nach Belieben, unbestimmt und ohne besonderen räumlichen Bezug zur Anwendung kommen durfte. Im Zusammenhang damit, dass die Engelsfiguren mit Posaunen auf ein Zentrum hin ausgerichtet sind, das mit Sicherheit einer Darstellungsform des endzeitlichen Gottes gewidmet war, erhebt sich allerdings die Frage, ob dieses Zentrum - in Blickrichtung der vorliegenden Engelsfigur liegend - der Ursprung dieses Lichtes war. Die Position des beleuchteten Flügels würde dem exakt entsprechen. (Die Untersuchungen hierzu sind noch nicht abgeschlossen.)

Sicher in der Folge auf die Phase der Gelbzeichnung wurde der Mund und die Iris der übergrossen Augen mit sattem Mennige vorgefärbt und mit leicht verdünntem Mennige die durch die Plastik vorgegebene Trennlinie zwischen der Hand und der rechten Wange - weniger im Sinne einer vertiefenden Kontur, sondern als farbiger Lichteffekt - verstärkt. Die Münder sämtlicher lebensgrossen Disentiser Figuren sind

ebenfalls in gleicher Weise mennigerot vorgefärbt. Hingegen gibt es zwei Augenfarben. Neben dem Mennigerot wurden etwa zum gleichen Teil Gelb verwendet. Die beiden Augenfarben haben auf jeden Fall differenzierende und Abwechslung bietende Funktion, und sie spielen im Sinne der erwähnten Individualisierung eine Rolle. Sicher ist auch, dass sie - mit einer einzigen möglichen Ausnahme - keine wesentlichen eine Gruppe bezeichnenden Charakter haben. Sie sind, soweit dies festgestellt werden kann, auf alle lebensgrossen Gesichter in gestalterisch geeigneter Alternierung verteilt. Wiederum bezogen auf die eigentliche Betrachterdistanz und unter Berücksichtigung der diffusen Lichtverhältnisse des zugehörigen Kirchenraums kann experimentell nachgewiesen werden, dass die beiden Augenfarben erstens ein Lebendigkeit vermittelndes Wechselspiel zwischen dem als leuchtendes helles Rehbraun bis Fuchsrot wahrgenommenen Mennige und dem als hell leuchtend Bernsteinengelb bis ins grün changierend wahrgenommene Gelb des Ockers erzeugen. Die farbliche Ambivalenz entsteht nicht nur durch die verschiedenen und stetig wechselnden Lichtverhältnisse, sie ist auch ein Resultat des Charakters der jeweils dominanten Umgebungsfarbe. Dazu kommt, dass die vorgegebene Betrachterdistanz eigentlich ein durch den Raum begrenztes Feld ist. D. h., Die Augenfarben, wie auch die meisten anderen der verwendeten Farben, wirken im Feld der möglichen Distanzen der Betrachtung sehr unterschiedlich, vor allem in kleinflächigen und linearen Farbpartien. Da sich zudem bei wechselndem Blickwinkel auf Grund der plastischen Unterlage nicht nur die Lichtverhältnisse, sondern sogar der Farbcharakter der Umgebung ändern kann, ist auch

von daher ein wechselndes Farbspiel und eine Bewegung der Farblandschaft gegeben. Diese Effekte, insbesondere aber erstens die Goldwirkung der meisten Farben, speziell des orangeroten Mennige und der gelben Töne des Ockers, und zweitens die Bewegtheit werden vor allem im Lichtschein von Kerzen, Lichttöpfen usw. - verwendet sowohl als Standlichter als auch innerhalb der liturgischen Handlungen bewegt - und im durch diese Lichter sowie dem Weihrauch erzeugten *Sfumato* zusätzlich zum reichen, feierlichen und szenischen Rahmenelement der Eucharistiefeier gesteigert. Das Zusammenwirken aller Faktoren erzeugt in der Summe eine Atmosphäre, die am ehesten mit der eines grossflächig durch Mosaike mit dominantem goldenem Hintergrund ausgestatteten frühchristlichen Kirchenraums zu vergleichen ist.

Die nächsten drei Schritte der Malerei lassen sich untereinander und im Bezug auf die Gelbzeichnung in ihrer Abfolge nicht bestimmen. Ihre reale Reihenfolge liesse sich nur im Zusammenhang mit der Malerei der Gesamtfigur bzw. der Figurengruppe und deren Hintergrund einigermaßen erfassen. Vorauszusetzen ist aber, dass eine auf das jeweilige Malfeld abgestimmte ökonomisch sinnvolle Folge zur Anwendung kam.

Die drei noch verbleibenden Schritte dieser, für die Darstellung der Abläufe, zweiten Schrittfolge sind zum einen die Kolorierung der Frisurpartie mit einem satten mittleren Kaffeebraun, das in der Verdünnung und in der Verwitterung - man vergleiche das Original des Engelkopfes - rötlichbraun erscheint. Da einzelne wenn auch nur wenige Partien in für die Farbbestimmung hinlänglich gut erhaltenem Zustand sind und im

übrigen Vergleiche mit anderen gleichartigen Färbungen möglich sind, kann die Grundfarbe sicher rekonstruiert werden. Unsicher bleibt, wie weit sich die Braunfärbung in den Schulterbereich erstreckt. Zwar kann die plastische Form durchaus sicher im gezeigten Umfang extrapolierend rekonstruiert werden. Aber die Grenze zum Gewand kann nicht gültig bewiesen werden. Wahrscheinlich ist, wie Vergleiche mit anderen Köpfen nahelegen und eine schwache Braue im Bereich der Bruchkante andeutet, dass die Gewandgrenze unmittelbar auf den Bruch, in etwa diesen begleitend, folgt. (Die Rekonstruktion lässt diese Unsicherheit bewusst offen.)

Zum anderen wird der plastisch markante Rand des Flügelgelenks mit einem breit gefassten Abschluss in einem bräunlichen Rot hervorgehoben und - als letzter Schritt genannt - die Hand mit einem sich kaum von der Farbe des Flügelrandes unterscheidenden bräunlichen Rot nachgezeichnet. Der Übergang der beiden trotz nur geringfügigem Unterschied im Rotanteil doch zu differenzierenden Farben - immerhin musste mit dem Pinsel Rot oder Braun aufgenommen werden - bleibt unklar. Die in der Rekonstruktion gewählte Lösung ist die wahrscheinlichste. Dass die leichte Differenz lediglich zufällig zustande kam bzw. innerhalb eines Toleranzfeldes einer Mischfarbe im Zusammenhang mit der Farbaufnahme zu verstehen ist, kann sicher verneint werden. Der Vergleich mit der Konturierung anderer zur gleichen Gruppe lebensgrösser Figuren gehörenden Hände und in Anbetracht des durchwegs festzustellenden Spiels mit Farbnuancen in der gesamten Dissentiser Malerei macht klar, dass wir es mit zwei verschiedenen Malschritten zu tun haben.



Abb. 91: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die dritte
Schrittfolge der Malerei.
Mst. ca. 1:5.

Wahrscheinlich zusammen mit einem der beiden bräunlich - roten Partien wurden die bereits erwähnten, mit dünnem Rot gezogenen oberen Lidfalten nachgezeichnet. Wo bei dieser Schritt auch zusammen mit der braunen Zeichnung der Unterlidfalten erfolgt sein könnte. Die Bestimmung der Farbnuancen lässt beide Möglichkeiten zu. Für die Einordnung diese Schrittes an diese Stelle spricht allerdings der dünnflüssige und ausgezeichnet abgebundene Farbauftrag.

Dritte Schrittfolge der Malerei: Abb. 91

Mit reinem Schwarz, das abgesehen von der Zeichnung des Ohrs und der Kinngarbe sehr satt aufgetragen wurde, erfolgte die Konturierung und Zeichnung des Kopfes. Die Frisur erhielt neben der Kontur eine Binnenstruktur von fast zopfartig stilisierten Locken, bei der den Indizien nach kein Scheitel die Seiten trennt, wie dies bei etlichen anderen der lebensgrossen Köpfen der Fall ist. Unter Zuhilfnahme nachweislich gleichartiger Köpfe mit gleichen Frisuren

aus dem Fundgut konnte in der Rekonstruktion die im Kontinent fehlenden oder nicht mehr wahrnehmbaren Partien dieser Frisurzeichnung mit grosser Sicherheit nachgetragen werden. Den Typ dieser und der anderen Disentiser Frisuren tradiert in einer vor allem im Osten bis ins späte Mittelalter geläufigen Form, eine für Heilige und Engel typisch gewordene antike Frisur. Auffällig in dieser Hinsicht ist allerdings, dass bei allen Disentiser Frisuren der gleichen Art das bei diesem Typ sonst häufig mitdargestellte Halt und Schmuck gebende Band, oftmals sogar eine aus mehreren Bändern geschlungenes Gebinde, und auch das bei Engel gelegentlich vorkommende Diadem mit Auge fehlen.

Die Augenbrauen - obwohl exakt entlang der plastischen Vorgabe mit feinem Pinsel gezogen - sind wie die ganze Schwarzzeichnung mit geübtem Schwung und schnell ausgeführt worden. Mit Ausnahme der Farbe des Ohrs, das bei allen anderen lebensgrossen, seitlich abgewendeten Gesichtern braun oder braun - schwarz gezeichnet wurde, ist auch diese Zeichnung gebende Strichmalerei, die auch Details wie die Mundwinkelfalte und die Nasenlöcher nicht vergisst, typisch für die Köpfe der Disentiser Ausstattung. Die rein graphische - weil bezogen auf den Lichteinfall eigentlich falsch gezeichnete - Markierung der Kinngarbe rechnet malerisch verstanden mit der richtigen Distanz der Betrachtung. Markierungen der Kinngarbe bzw. des Kinns lassen sich in Disentis nur noch in zwei weiteren Beispielen nachweisen. Es ist davon auszugehen, dass diese Markierung, obwohl sie nur gelegentlich vorgenommen wurde, zum fixen Repertoire der Mittel zur Individualisierung der Gesichter gehört.

Das heisst, dass die in der Summe der Disentiser Gesichter leicht zu übersehende gelegentlich auftretende Feinzeichnung des Kinns, bzw. das Verständnis von differenzierter an spätantiken Vorbildern geschulte Physiognomie, zu der die Darstellung der Kinngrube gehört, der Disentiser Malerei immanent ist, es sich also bei dieser dezenten malerischen Modellierung des Kinns nicht um die Laune eines ausführenden Künstlers handelt.

Die braunen Unterlidstriche, die soweit es die Farbe betrifft eigentlich zur vorangegangenen Schrittfolge gehören könnten, lassen sich nicht nur wegen ihres zeichnenden Charakters der dritten Schrittfolge zuordnen. Der Vergleich mit den anderen Gesichtern macht diese auch malerisch verständliche und sinnvolle Abfolge mehr als wahrscheinlich.

Wenn nicht - wie sehr wahrscheinlich - bereits im Zusammenhang mit den rötlich-braunen Passagen der vorangegangenen Schrittfolge der Malerei vorgenommen, wurde spätestens jetzt zusammen mit den braunen Unterlidstrichen die bereits erwähnten mit dünnem Rot gezeichneten Oberlidfalten mit dünnem Braun nachgezogen

Ein kompositorisch und maltechnisch bedeutendes Moment ergibt sich in den bei dem vorliegenden und einem weiteren rekonstruierbaren Engelskopf tendenziell breiter gezogenen Augenkonturen, der geschlossenen Mundöffnungen und der Struktur der Frisuren als bei allen übrigen erhaltenen Gesichtern. Es handelt sich auf jeden Fall um eine Technik der Betonung oder Hervorhebung von Partien, in diesem Falle der Engel, innerhalb einer gleichartigen und

gemeinsamen Gesetzen folgenden Gesamtdarstellung. Eine solcherart kräftiger konturierter und gezeichneter Figur kann sowohl grössere Wichtigkeit zugeordnet sein als auch im Sinne der räumlichen Auffassung näher, bzw. im Vordergrund stehend dargestellt wirken. Nach den in der Disentiser Ausstattung nachweisbaren Perspektiven und Methoden der Schaffung von Raumillusion ist mit Sicherheit sowohl die Wichtigkeit, als auch die räumliche Nähe durch die kräftiger ausgeführte Grafik ausgedrückt.

Vierte Schrittfolge der Malerei:

Abb. 92-97

Über den mennigerot gemalten und schwarz gezeichneten Mund des Engels wurde als erster Schritt der vierten Schrittfolge mit einem in der Verdünnung anthrazitfarbigen Schwarz die Umrisse des in der Plastik nicht vorgeformten Mundstückes der Posaune vorgegeben und darauf mit demselben Schwarz die umrissene Fläche des Mundstückes und das plastisch vorgeformte Rohr der Posaune vorgefärbt. Das Ganze wurde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit entsprechend anderer erhaltener Posaunenfragmenten der Engelsgruppe anschliessend zusammen mit dem für die Flügelfedern vorgesehenen Bereich mit einem mittleren Grau - aus Kalkweiss und Schwarz - satt belegt. Der fast unmerkliche Blaustich dieses Graus unterscheidet sich von anderen Graubereichen der Disentiser Malerei. Nebst einer annähernd neutralen Graufärbung existieren auch leicht gelbstichige Grautöne. Da in Disentis kein Blau und kein Grün - also auch kein Grün aus Blau und Gelb - verwendet wurde, können Grau, aber auch Gelb und Braun abge-



Abb. 92: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die vierte
Schrittfolge der Malerei. Die
abgeschlossene rekonstru-
ierende Kopie des Konti-
nents aus Abb. 79.
Mst. ca. 1:5.

sehen von ihrem Symbolwert, allein schon als reiner Farbwert vieldeutig sein. Da es z. B. auch rein graue bzw. blautichig graue Nimben gibt, die im Verband mit rein gelben Nimben, und mit gelb unterlegten Nimben, die mit gelbstichigem Grau übermalt wurden, vorkommen - eine Farbfolge, die in Disentis bedeutet: Hellblau, Gelb bzw. Gold und Grün - sind diesen Differenzen in der Graufärbung Rechnung zu tragen.

Es folgt eine Schwarzzeichnung, die den Posaunenkörper umrandet und ihn von der Hand trennt, die im weiteren die plastisch geformte Gewandfalte schwärzt und die Kontur des Flügelgelenkes an die Kontur des Kopfes anschliesst. Es ist dies eine Schwarzzeichnung, die jene des Kopfes weiterführt, diese aber im Bereich des Mundstückes überlappt. Beide Schwarzzeichnungen sind Etappen der, den jeweiligen Gegebenheiten folgend, nach und nach vorgenommenen Schwarzzeichnung der ganzen Figur oder der ganzen in einer Arbeitsphase erfassten Figurengruppe.

Eine gewisse Unsicherheit der Rekonstruk-

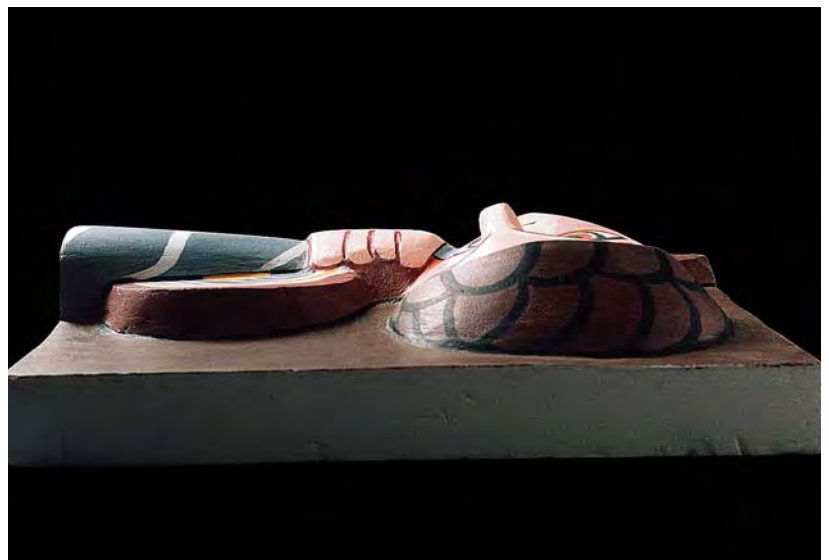
tion des in seiner Kontur allerdings sicher wiederzugebenden Mundstückes der Posaune besteht in der halbwegs weitergeführten Kontur des äusseren Munstückwulstes und dem diesem aufgesetzten Licht, die diesem Wulst Plastizität verleihen. Indizien sprechen aber für diese oder eine ähnliche malerische Ausformung dieses Details.

Ein nächster Schritt der Malerei ist eine Phase der Weisszeichnung, die aber funktional in zwei verschiedene Teile zu differenzieren ist, da je zwei unterschiedliche Ziele erfüllt werden.

Der erste Teil dieser Weisszeichnung besteht in einer formgebenden Zeichnung, die zugleich, in der richtigen Distanz der Betrachtung gesehen, als eine die plastische Illusion im Detail erweiternde Lichtgebung wahrzunehmen ist. Es wurden zunächst mit fein moduliertem Schwung harmonisch dimensionierte, aus dem Flügelgelenk herausdrehende Federn aus dem Grau der Unterlage hervorgehoben. Praktisch wurde dies aber erreicht durch eine Strichführung von innen nach aussen in die Biegung des Gelenkbogens einziehend. Form und Farbe des Flügels dieser Engelsgestalt korrespondieren weitgehend mit dem in zwei Kontinenten und mehreren zugehörigen Einzelfragmenten gefassten Flügelteilen, die im wesentlichen eine untere Partie aus dem allmählich auf die Flügelspitze auslaufenden Bereich eines linken und eines rechten Flügels einer lebensgrossen Figur darstellen. Bei beiden Flügeln wurden auf der grauen Grundfärbung mit schwarzer und weisser Zeichnung sich von oben nach unten, bzw. vom Gelenk nach aussen, verlängernde und zum Teil breiter werdende Pfauenfedern gemalt, deren entsprechend ihrer Grösse gestaffelten Augen leuchtend mennigerot her-

ausgehoben wurden. Feine weisse, schwarze, dunkelgraue und mennigefarbige Schraffuren in Verdünnung aufgetragen strukturieren das Federkleid in auf Stofflichkeitsillusion zielender annähernd naturalistischer Art. Dank der ausgeprägten Tropfenzüge des Kalkweiss der Zeichnung des Federkleides kann die Lage der Flügelreste exakt mit der Lage des zum Flügelgelenk zu ergänzenden Flügels des Engelfragmentes der Rekonstruktion gleichgesetzt werden. Diese Flügelreste, die ohnehin nicht zwingend zur gleichen Figur gehören müssen, und die auf Grund der zum Teil erhaltenen Farbreste der Nachbarflächen - zum einen ein im Anstoss gelber Hintergrund und andererseits ein ockerfarbenes oder ockerfarben strukturiertes Gewand - nicht mit der vorliegenden Engelsfigur zu verbinden sind, haben jedoch typischen Charakter. Es gibt im ganzen Fundgut nur diese zwei Flügelreste und das Flügelgelenk des in der Rekonstruktion erfassten Engels. In Anbetracht der bereits beschriebenen Fundstreuung in Kombination mit dem einigermaßen abzuschätzenden Anteil des Fundgutes an der gesamten Ausstattung von höchstens 30 Prozent besteht die Möglichkeit, dass alle Flügel der mit Sicherheit gegebenen sieben Engel mit Posaunen in weitgehend gleicher Weise erstens mit aus Pfauenfedern bestehenden Flügeln ausgezeichnet wurden, die zweitens - auch in Übereinstimmung mit der grundsätzlich gleichen Körperhaltung der sieben Engel - in fast deckungsgleicher Form und Lage gestaltet waren. Diese Möglichkeit schliesst eine Darstellung der Cherubim in Disentis nicht aus.

Die Darstellung von Engeln, vor allem aber den Wächtern der Bundeslade und des Paradieses, den viergesichtigen Cherubim (1. Kön. 6. Ez. 1, 4-25 und Offenbarung Joh.



4, 6-11), den sechsflügeligen Seraphim (Jes. 6, 1-8) und schliesslich auch der vier geflügelten Wesen der Offenbarung des Johannes mit solcherart symbolträchtig mit Augen übersäten Flügelkleidern - Augen, die nie schlafen - ist ein aus dem alten Orient vorchristlicher Zeit (Der tausendäugige indische Himmels Gott sitzt auf dem Pfauen-thron, der das sternensübersäte Himmelsge- wölbe symbolisiert) stammendes darstelle-

Abb. 93: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kopie aus Abb. 92 von halb links.

Abb. 94: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kopie aus Abb. 92 von schräg oben.

**Teilrekonstruktion der Plastik
und Malerei eines Engels des
Strafgerichtes aus dem 8. Jh.**



Abb. 95: Disentis/Mustér,
Kloster St. Martin. Die Kopie
aus Abb. 92 von halb rechts.

risches Moment, das in der jüdischen und schliesslich christlichen Symbolik eine Bedeutungsüberlagerung - Sterne, Augen, Pfauenaugen usw. - erfuhr, und das bereits im Frühchristentum und vor allem im byzantinischen Osten und der von diesem beeinflussten Kunst zur Anwendung kam und in der Folge in verschiedenen, die Bedeutung der mit Augen bedeckten Flügel variierenden Form weit über das Mittelalter hinaus tradiert wurden.

Ein weiterer für die Herkunft der Disentiser Engelsdarstellungen möglicherweise bezeichnender Zusammenhang ist die Verwendung von Pfauenfederfächern in der frühchristlichen Liturgie. Fächer aus Pfauenfedern wurden bereits im Rom der Kaiserzeit benutzt. In der frühchristlichen Liturgie - wahrscheinlich ihrem Gebrauch im byzantinischen Hofzeremoniell entsprechend - wurden sie als Ehrenfächer von Diakonen, in Stellvertretung von Engeln bzw. diese symbolisierend, benutzt, und in den um 500 entstandenen pseudodionysischen Schriften über die himmlische und kirchliche Hierarchie werden die zwei litur-

gischen Pfauenfederfächer mit den Flügeln der Cherubim verglichen.

Dem gleichen Schritt der Weisszeichnung wie die Federn des Flügelgelenks angehörend, erhielt die Posaune eine mit breiten weissen Streifen auf dem grauen Grund des gebogenen Tubus erzeugte in sich spirallig verdrehte Form. Diese Zeichnung - in der Posaune des rekonstruierten Fragmentes allein kaum nachweisbar - stützt sich in der Rekonstruktion auf andere eindeutig zur Engelsgruppe gehörende Posaunenfragmente, deren Zeichnung deutlich erhalten ist.

Einerseits ist mit dem bläulichen Grau des Posaunenkörpers mit Sicherheit Metall, genauer Silber, gemeint - man bedenke, dass hier das Grau keine Farbe ersetzt, denn die Farbigkeit von Horn ist auf jeden Fall in der Disentiser Farbpalette enthalten -, und das Disentiser Instrument hat ein Mundstück. Beides zusammen entspricht den in der Bibel genannten Trompeten, den Hazozra. Sie waren aus Silber (4. Mose 10, 2), und sie wurden z. B. benutzt um die Gemeinde vor der Stiftshütte zu versammeln (zwei Trompeten), oder um den Senat bzw. die Oberen zusammenzurufen (eine Trompete), oder auch bei der Krönung oder dem Erscheinen von Königen. Alle diese drei Funktionen entsprechen direkt oder in leichter Übertragung gleich mehrfach Situation der Offenbarung des Johannes. Nicht nur die Bundeslade der Stiftshütte - eine der Erscheinungsformen Gottes in der Offenbarung - ist präsent, und es versammelt sich nicht nur der himmlische Senat, die 24 Ältesten, die 16 Propheten, die 12 Apostel unter ihnen die Evangelisten, die Märtyrer und Heiligen und die Engel des Himmels

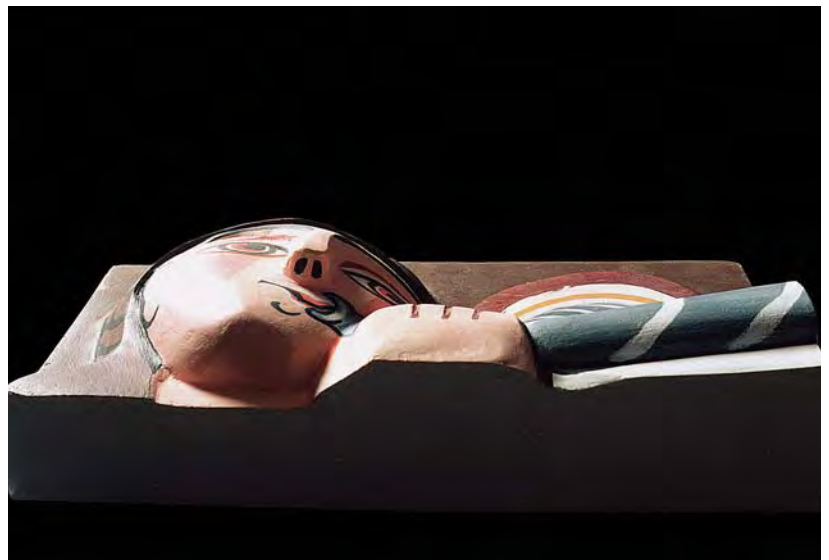
45 EFFENBERGER ARNE, Das Mosaik aus der Kirche San Michele in Affricisco zu Ravenna. Evangelische Verlagsanstalt Berlin, Berlin 1975, Abb. 15.

(Engelschöre, Erzengel), es erscheint vor allem der König der Könige mehrfach und in verschiedener Gestalt, unter anderem als Gesetzgeber, als Richter des Strafgerichtes und als Richter des Weltgerichtes, dem Jüngsten Gericht.

Andererseits ist die Disentiser Posaune leicht gebogen und vor allem in sich spiralig gedreht. Dies entspricht wiederum der biblischen Posaune (Dan 3, 5 ff.) dem Keren und dem Schofar, die beide aus Tierhorn - das Schofar ausschliesslich aus dem Horn des Widders - hergestellt wurden.

Die als Spiralhörner gekennzeichneten Posaunen der sieben Engel in Disentis sind ein deutlicher Hinweis auf das Widderhorn des Alten Testamentes, bzw. den Gerichtscharakter der Engelsdarstellung, der damit gesteigert wird. Mit dem jüdischen Widderhorn wurden Gerichtssitzungen eingeleitet und das jeweilige Urteil damit bekräftigend abgeschlossen. Entsprechend kam es auch im Kampf, z. B. den Angriff einleitend, zur Anwendung, und noch heute wird - neben einer Reihe anderer religiöser Zeremonien, bei denen es zur Anwendung kommt - mit einem Widderhorn, dem Schofarhorn, der Beginn und das Ende des nach religiösen alttestamentarischen Gesetzen vorgeschriebenen Ruhetags, des Sabbat, ausgerufen.

Dieser durch die spiralige Posaunenform gemachte Bezug, der das Gesetz und das Gericht betont, kommt in den Bildquellen kaum vor. Er fehlt auch dem, soweit es die Engel mit Posaunen betrifft, wichtigsten Bezugsbeispiel für Disentis, nämlich einer Darstellung, wo die im wesentlichen selbe Szene bzw. der selbe Vers aus der Offenbarung des Johannes in San Michele in Affricisco in Ravenna mit erfasst wurde⁴⁵. Das im einzelnen und im Zusammenhang mit den Bildern der übrigen Ausstattung



schwer zu deutende Gericht war sinngemäss über der Apsis des Chores, der Stirnwand, das Paradies nach Westen zum Langhaus mit den Seitenschiffen hin abschliessend, angebracht. Die Reste dieses wenigstens ikonographisch weitgehend rekonstruierbaren Mosaiks befinden sich heute in der Frühchristlich-Byzantinischen Sammlung der Staatlichen Museen zu Berlin (D). Im Zentrum dieses isokephal angelegten

Abb. 96: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kopie aus Abb. 92 von schräg unten.

Abb. 97: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Die Kopie aus Abb. 92 in Untersicht.

Registers thronen ein - im Gegensatz zum jugendliche Christus Victor des Apsisbildes - bärtiger und langhaariger Christus, mit dem Gesetz, einem geschlossenen Buch, in der linken Hand und die Rechte in byzantinischem Segensgestus erhoben, flankiert von zwei Erzengeln, von denen der zur Rechten Gottes stehende die Lanze mit dem Essigschwamm hält und der andere die Lanze der Brustwunde. Die sieben Engel mit Posaunen - nimbenlos, wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Disentiser Engel - sind in zwei zum Zentrum hin gerichtete Chöre aufgeteilt: vier links und drei rechts. Die halb erhoben gehaltenen Posaunen der Engel sind leicht geschwungen und etwas dünner im Rohr als die Disentiser Posaunen. Die Farbe der Instrumente ist ein liches Goldbraun mit schwarzer Schattierung und goldenen Lichtkanten. Sie entspricht der Farbe von Tierhorn oder poliertem und gewachstem Holz, was in beiden Fällen durchaus realen zeitgenössischen Blasinstrumenten entspricht. Dieses Strafgericht, das ein Teil der 545 vollendeten Ausstattung von San Michele in Affricisco (I) war, und dem in Einheit mit dem thronenden Christus unbedingt auch den Aussagecharakter eines Jüngsten Gerichts zukommt, ist das älteste erhaltene Beispiel dieser die sieben Engel mit Posaunen mit darstellenden Form einer Offenbarungsvision.

Dass in der Disentiser Darstellung die Posaunen als Widderhörner akzentuiert wurden, ist auf jeden Fall ein im Masse seiner Direktheit kaum zu entschlüsselnder Bezug auf Palästina, der zumindest hierin weniger auf frühchristlich westliche Darstellungsformen als Vorlagen für Disentis hinweist, sondern letztlich auf den Süden und Süd-

osten des byzantinischen Reiches. In der Paulos Kathedrale in Faras (Nubien, ET) waren in einer stark byzantinisch und wohl auch jüdisch geprägten Wandmalerei des, wahrscheinlich, 10. Jahrhunderts die beiden Erzengel Michael und Gabriel als Wächter des Westportals im Nartex der Kirche in deutlicher Überlebensgrösse von zwei Metern Höhe dargestellt. Die Figur des Erzengels Michael hält eine raumgeometrisch stilisierte Posaune in der Rechten, die nicht nur die Spiralwindungen aufweist, sondern die auch - in etwa zwei Drittel einer Armlänge messend - für eine Posaune zu kurz ist. Eine Länge, die hingegen durchaus dem Schofarhorn angemessen ist. Dazu kommt, dass die Flügel der beiden Engel mit Augen bedeckt sind⁴⁶. Disentis und Faras haben, zumindest soweit es diese Gegebenheiten anbelangt, die Wurzeln in der gleichen darstellerischen Tradition.

Eine eher an gewundene Muschel- oder auch Füllhörner der griechischen und römischen Antike erinnernde Form der Posaunen zeigt eine einzige Buchmalerei, die Apokalypse von Valenciennes aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts⁴⁷. Es ist durchaus möglich, dass sich in dieser Buchmalerei Reminiszenzen der Antike formal, aber einem Bedeutungswandel unterworfen, überlagern. Aber auch hier, im Zusammenhang mit der Darstellung von Engeln des Strafgerichts, lässt sich der inhaltliche Akzent bzw. der Bezug zur alttestamentarischen Gerichtsposaune der Erzengel selbst bei nachweisbarer Vermischung der Formen oder der formalen Elemente nicht umgehen. Für die Posaunen von Disentis und von Faras ist der Bezug zum Muschel- oder Füllhorn ohnedies ausgeschlossen. Die Formen und Ausprägungen bei beiden Instrumenten lässt diese Assoziation nicht zu.

46 GODLEWSKI WODZIMIERZ, The Paulos Cathedral in Faras (Pachoras) and the Question of Byzantine Influences. In: MOSS CHRISTOPHER/KIEFER KATHERINE (Hrsg.): Byzantine East, Latin West; Studies in Honour of Kurt Weitzmann. Princeton University, Princeton, New Jersey 1995, 243, Abb. 6.

47 SCHILLER GERTRUD, Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. 5. Die Apokalypse des Johannes. Bildteil, Gütersloh 1991, Abb. 224, 265, 299.

Der zweite Teil der Weisszeichnung betrifft ausschliesslich und insgesamt die Gesichter der lebensgrossen Disentiser Figuren. Es handelt sich im wesentlichen um eine reine Lichtzeichnung in Form von aufgesetzten Lichtern, die - trotz einer gewissen Stilisierung, die das Bestreben nach Einheitlichkeit und die Routine der Ausführenden verrät - durchaus entsprechend der natürlichen Gesichtstopographie und entsprechend einem durchgängig zu beobachtenden zenitalen Lichteinfall appliziert wurde. Die Brauenkämme und die Höhen der Oberlider sind mit je einem präzis geführten feinen Pinselzug "beleuchtet". Die der Kubatur zugrunde liegende spätantike idealtypische Vorstellung des weich ausgerundeten menschlichen Gesichtes widerspiegelt sich auch in der die Plastik vollendenden Lichtgebung der Mundlandschaft, die, ebenfalls natürlichen Gegebenheiten folgend, entlang der Lippen und auf die Mundwinkel übergreifend, den Eindruck eines weichen, aber jugendlich straffen Mundbereichs ohne Kanten und Falten erweckt.

Das den weissen Augenkörper nie vollständig bedeckende Weiss des Auges hat der Tendenz nach weniger Farbbedeutung, d. h. es ist nicht einfach die Fläche des Augenkörpers weiss bemalt, sondern es wurde vielmehr die Absicht verwirklicht, das plastische Rund des Augapfels als Glanzkörper im Licht erstrahlen zu lassen. Das die Iris als ebenfalls Licht reflektierendes transparentes und plastisches Objekt wirken lassende Glanzlicht, das als feine umrundende Innenkontur erscheint, ist ein auch in technischer Hinsicht besonders bezeichnendes und gehaltvolles Detail der Disentiser Malerei. Die gleiche Differenziertheit in der Lichtgestaltung in ähnlicher Ausführung gerade auch des Auges findet sich sonst nur

in den qualitativ hochstehenden spätantiken und frühchristlichen monumentalen Wandmalereien und Mosaiken und vor allem auch in der auf römischen Vorbildern basierenden Porträtkunst der Zeit. Im Gegensatz zu diesen Beispielen fehlen den Disentiser Gesichtern jedoch die Lichter auf dem Kinn, dem Nasenrücken und - als Weisserhöhung - auf den Wangenpartien und eventuell dem Stirnbereich. Diese aus der Nähe gesehene merkwürdige Inkonsistenz ist in der richtigen Distanz betrachtet sofort verständlich. Hier bedient sich die Malerei folgerichtig der ihr unterlegten und nur mit ihr zusammen zu verstehenden Plastik der Kubatur, die über das reale Licht eben diese Effekte erzeugt. Dies definiert in besonders klarer Weise die unbedingte Einheit von Plastik und Malerei, in der die Malerei die plastische Unterlage als malerisches Element nutzt, und in dem die Plastik nur insofern ausgeführt wurde, als dass sie diesen Nutzen für die Malerei und für die bereits erwähnte Wahrnehmung der Malerei im Raum erbringt.

Es ist deswegen grundsätzlich falsch, den Begriff der farbigen Fassung auf die Disentiser Malerei anzuwenden. Eine Fassung meint die Bemalung einer Plastik.

D. h., auch bei grösster Qualität einer solchen Fassung, die ohne weiteres einer höheren Qualitätsstufe angehören kann als die von ihr gefasste Plastik, steht die Plastik trotz aller malerischen Akzente ihrer Fassung als eigentlich in sich abgeschlossenes Werk im Zentrum. Die Fassung dient der Plastik, denn ohne Plastik hat die Fassung keinen Bestand und keinen Grund. In Disentis verhält es sich genau umgekehrt. Die Plastik hat ohne Malerei keinen Sinn. Hier ist die Plastik eigentliche Phase der Malerei. Als vorgeformter Untergrund ist sie geeig-

nete Projektionsfläche für die Entfaltung einer Malerei, der sie zugleich Räumlichkeit verleiht. Das spezielle und hoch zu wertende technische und künstlerische Raffinement der Disentiser Ausstattung lässt sich nicht zuletzt über die Wahrnehmung und über die konsequente Berücksichtigung dieses Zusammenwirkens - betrachtet in der zugeordneten Entfernung und eingedenk der verschiedenen möglichen Lichtwirkungen - beschreiben.

Das gelbe Zentrum des Flügelgelenks liegt in seinem Anstoss an den Posaunenkörper wahrscheinlich über der Schwarzzeichnung. Da mit einiger Sicherheit ausgeschlossen werden kann, dass die Schwarzzeichnung der Posaune vor der Gelbzeichnung vorgenommen wurde, muss davon ausgegangen werden, dass eine abschliessende Anpassung oder eine vervollständigende Retusche durchgeführt wurde.

Spätestens jetzt, möglicherweise aber bereits vor der in der dritten Schrittfolge beschriebenen Schwarzzeichnung, wurde der Hintergrund mindestens im Bereich der Engelsfiguren flächig mit Braun gefärbt. Da in einigen diesbezüglich einigermaßen beurteilbaren Fragmenten das Braun nach der Kontur der Figur aufgetragen wurde und sich die Logik der im mindesten eine ganze Figur, meist aber eine ganze Figurengruppe bzw. eine grössere Bildpartie umfassenden Malabläufe nur sehr bedingt über den von den Engelsfragmenten erfassten kleinen Teil des Gesamten herleiten lässt, kann der genaue Platz der Hintergrundfärbung in der Schrittfolge nicht bestimmt werden. Sicher ist immerhin, dass der Hintergrund auf jeden Fall nach der Karnatfärbung bemalt wurde und dass das Braun des Hintergrun-

des nicht mit der Frisurfarbe zusammen aufgetragen wurde. Dies gilt für alle im Fundgut erfassten Bereiche des braunen Hintergrundes.

Die einzelnen Schritte der Malerei im Überblick

1. Kalkmilchanstrich auf den zur gegenseitigen Abbindung noch genügend feuchten plastischen Untergrund. Er dient insgesamt als Malgrund für die Freskomalerei. Er hat aber gelegentlich auch Farbcharakter. Z. B. für Teile des Hintergrundes oder für einzelne Gewänder bzw. einzelne Gewandpartien.

Auf diesen Malgrund wird ohne Vorzeichnung gemalt.

2. Auftrag einer Imprimitur auf alle Karnatflächen (Gesichter, Hände und Füsse).
3. Einfärbung der Karnatflächen.
4. Schatten vertiefende und Schattenregionen färbende Modulierung der Karnatfläche des Gesichts.
5. Auftrag von Wangenrot und Zeichnung der Lidfalten mit halbwegs dünnem Rot.
6. Färbung der Lippen und der Iris mit reinem Mennige.
7. Betonung des Anstosses zwischen Gesicht und Hand mit verdünntem Mennige.
8. Partielle und im jeweiligen lokalen

- Malverlauf integriert zu verstehende Vorzeichnung der Augen mit gelbem Ocker, mit der zusätzlicher Funktion einer die spätere Zeichnung der Augen begleitenden gelben Lichttönung.
9. Struktur und Lichtwirkung verleihende Zeichnung des Flügelgelenks mit gelbem Ocker.
 10. Kolorierung der Frisur mit Braun (Rot-Schwarz-Mischung).
 11. Färbung des Flügelgelenkrandes mit bräunlichem Rot.
 12. Konturierung der Hand mit sattem bräunlichen Rot, in einer zur Färbung des Flügelgelenkrandes differierenden Mischung.
 13. Anpassendes Nachzeichnen der mit dünnem Rot gezogenen Lidfalten mit dünnstem Braun. (Dieser Schritt wird eventuell erst im Zusammenhang mit der Zeichnung der Unterlider vorgenommen.)
 14. Schwarzzeichnung der Frisur, der Ohren, der Augen, der Nasenlöcher, des Mundes, der Kinngarbe und der Umrisse des Kopfes.
 15. Nachzeichnen der gelb vorgezeichneten Unterlider mit Braun.
 16. Vorkonturierung und Vorfärbung der Posaune mit anthrazitfarbigem Schwarzgrau.
 17. Graufärbung der Posaune und des Flügels.
 18. Konturen der Posaune und deren Anstoss an die Hand, Vertiefung der Gewandfalte und Vervollständigung der Figurenkontur mit Schwarz.
 19. Weisszeichnung der Spiralwindungen der Posaune und der Federn des Flügelgelenks auch in der Funktion von aufgesetzten Lichtern bzw. Lichtkanten.
 20. Lichtzeichnung des Gesichtes mit Weiss: Glanzlichter auf den Brauenkämmen, auf den Oberlidern, um Lippen und Mundwinkel und als Konturen der Iris. Auftrag des Augenweiss mit der wesentlichen Funktion von Glanzlichtern.
 21. Anpassende Retusche des ockergelben Zentrums des Flügelgelenks im Anstoss an die Posaune.
 22. Braunfärbung des Hintergrundes. (Möglicherweise bereits früher vorgenommener Malschritt, der aber nicht vor der Karnatfärbung liegt, und der nicht zusammen mit dem Braun der Frisur erfolgte.)

Zum frühmittelalterlichen Speisezettel in Tumegl/Tomils, Sogn Murezi

Seit 1994 werden in mehreren Etappen auf der Flur Sogn Murezi in Tumegl/Tomils archäologische Sondierungen und Ausgrabungen durchgeführt. Bei den freigelegten Strukturen handelt es sich zur Hauptsache um eine Kirche mit verschiedenen Anbauten in mehreren Bauphasen aus dem Früh- bis Spätmittelalter und einige Funde und Befunde aus der römischen Epoche und der Spätbronzezeit. Vorläufige Resultate wurden in verschiedenen Kurzberichten ausgeführt⁴⁸. Einzelne Funde und Befunde eignen sich dafür, nach ihrer Auswertung in einem separaten Artikel vorgestellt zu werden, so geschehen mit einem römerzeitlichen Rind⁴⁹. 2001 wurde unter anderem ein Raum des westlichen Anbaus der Kirche untersucht (Abb. 98, gerasterte Fläche)⁵⁰. Ein interessanter Knochenfundkomplex und eine langobardische Goldmünze bewogen den ADG dazu, die Auswertung dieser Funde vorzuziehen, welche hier nun vorgestellt werden können. Ein solches Unternehmen erfordert den Beizug verschiedener spezialisierter Fachpersonen, für deren Zusammenarbeit und Anregungen hier nochmals gedankt sei⁵¹.

Befund

Die Ausgrabungsarbeiten in Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, sind noch in Gange. Es ist nicht Sinn dieses Artikels, die bis jetzt bekannten Bauphasen in ihren Abfolgen erklären zu wollen. Es wird nur derjenige Bereich gewählt, aus dem die besprochenen Funde stammen. Auch hier wird nur der entsprechende Befund besprochen, die älteren, jüngeren und gerade anschliessenden Bauphasen bzw. Befunde nur soweit miteinbezogen, um den Zusammenhang dieser Funde verständlich zu machen⁵².

Die Funde stammen aus einem Raum (Abb. 98, gerasterte Fläche), der direkt westlich an die erste nachgewiesene Kirche angebaut ist (Abb. 98, dunkel gerasterte Mauern). Auch wenn die Untersuchungen südlich dieses Raums noch nicht abgeschlossen sind, kann jetzt schon gesagt werden, dass dieser Raum zu einem Gebäude gehört, das aus mindestens drei Räumen bestand⁵³.

Die Schicht, aus der die unten besprochenen Funde stammen, ist ausser dem dünnen Bauniveau die erste Schicht, welche die Mauern dieses Raums voraussetzt. Sie ist 2-10 cm mächtig und besteht fast nur aus Asche und Holzkohle⁵⁴. Die damit verbundene Bodenbeschaffenheit (beim Betreten des Raums ständig aufgewirbelter Russ im Raum) und der Erhaltungszustand der Knochen (siehe unten) lassen darauf schliessen, dass diese Schicht nur für eine sehr kurze Zeit nach der Errichtung dieses Gebäudeteils offen lag. Nach der Ablagerung dieser Schicht wurde der eigentliche Boden eingezogen. Er besteht im unteren Teil aus einer dünnen, etwas unregelmässig verteilten Mörtelschicht und im oberen Teil aus einer etwa 4 cm mächtigen Schicht aus festgepresstem rotem Lehm. Die holzkohle- und aschehaltige Schicht darunter (im folgenden nur noch als Isolation bezeichnet) diente nun als hervorragende Isolation gegen die Grundfeuchtigkeit⁵⁵.

Es stellt sich die Frage, ob die hier besprochene Fundschicht überhaupt als Ablagerungsschicht während der ersten Benützungssphase angesprochen werden kann oder ob es sich um (älteres) umgelagertes Material handelt, das nur zum Zweck der Isolation eingebracht worden ist. Wir sind der Meinung, dass diese Schicht tatsächlich als Isolierschicht eingebracht worden ist, und zwar sofort nach der Fertigstellung des

Die Auswertung wurde durch die Finanzierung Dritter ermöglicht. An dieser Stelle sei der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft Zürich, der UBS Kulturstiftung und der Stiftung Dr. M. O. Winterhalter für ihren grosszügigen finanziellen Beitrag gedankt.

Anbaus an die Kirche. Dies betrifft nicht nur den besprochenen Raum, sondern sicher auch den südlich davon gelegenen. Es muss sich aber um Material handeln, das sich während der Errichtung des Baus angesammelt hat. Denn würde es sich um eine ältere Schicht handeln, die bei Planierungsarbeiten zum Vorschein gekommen wäre, müsste die Zusammensetzung der Schicht viel heterogener sein. Zusätzlich wären die Knochenfragmente zwangsläufig stärker beansprucht. Insbesondere Jungtierknochen liegen unter solchen Bedingungen nicht mehr wie vorgefunden vollständig vor.

Unserer Meinung nach kommen zwei Herkunftsorte dieses Materials in Frage: Möglicherweise stammt es aus einer provisorischen Unterkunft, für die uns nicht bekannte und erst später abgebrochene westliche Räume des ersten Steinbaus (siehe unten) in Frage kämen, oder der südliche Anbau an die Kirche war zu diesem Zeitpunkt schon fertiggestellt. In diesem konnte in der südwestlichen Ecke eine grosse ebenerdige Herdstelle⁵⁶ gefasst werden, von der sowohl die Asche und die Holzkohle als auch die Speisereste stammen könnten. In beiden Fällen wäre unserer Meinung nach der Zeitunterschied zwischen der Speisezubereitung (bzw. der Entsorgung oder Zwischenlagerung der Speisereste und der Asche und der Holzkohle) und der Einbringung als Isolierschicht so gering, dass dieser bei der gleich zu besprechenden Datierungsungenauigkeit kaum eine Rolle spielen dürfte.

Datierung

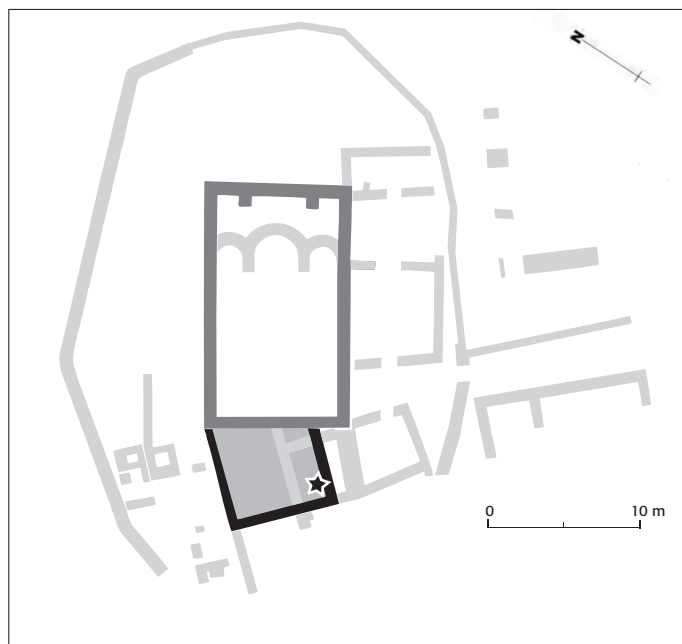
Die Datierung des hier interessierenden Befunds kann eingengt werden. Älter als die

Isolation ist ein Holzgebäude, dessen Ausmasse und Funktion unbekannt sind. Ein C14-Datum eines Holzbalkens ergab einen grossen Datierungsspielraum, wobei die Wahrscheinlichkeit in der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts und um 500 n. Chr. am höchsten ist (Abb. 99, ETH-22753). Dabei gilt es auch zu beachten, dass bis zur Waldkante (= Schlagjahr des Baums) eine unbekannte Anzahl Jahrringe fehlen, so dass diese Probe eher zu alt datiert. Deshalb scheint uns eine Datierung um 500 n. Chr. am wahrscheinlichsten. Dieser Datierungsansatz wird von einem Dendro-Datum dieses Balkens unterstützt, wobei grosse Vorsicht geboten ist, weil es sich um ein B-Datum (mindere Wahrscheinlichkeit) handelt⁵⁷. Der jüngste Ring fällt auf das Jahr 484 n. Chr. Es fehlen aber eine unbekannte Anzahl Jahrringe bis zur Waldkante, ein Fäll- bzw. Baudatum ist frühestens um 500 n. Chr. möglich. Wie lange dieses Gebäude stand, bevor es abbrannte, wissen wir nicht. Nach der Planierung des Geländes wurde das nächste Gebäude, von dem wir weder das Bau- noch das Abbruchdatum kennen, aus Stein gebaut. Wegen der Datierung des Vorgängerbaus aus Holz um 500 n. Chr. ist eine Datierung des Steinbaus im Verlauf des 6. Jahrhunderts anzunehmen.

Sicher ist, dass dieses Gebäude, welches in mehrere Räume unterteilt war, beim Bau der ersten nachgewiesenen Kirche (Abb. 98, dunkel gerasterte Mauern) grösstenteils niedergerissen wurde, also älter als diese sein muss. An diese Kirche ist der Westanbau gesetzt, dessen Ausrichtungsabweichung gegenüber der Kirche sich durch die Übernahme einer Mauer des ersten Steinbaus erklärt. Dies lässt den wahrscheinlichen Schluss zu, dass die Kirche und der Anbau kurz nacheinander entstanden sind.

- 48 Letzter Kurzbericht in Jb ADG DPG 2001, 106-108.
- 49 REHAZEK ANDRÉ/CADUFF BRUNO, Tieropfer oder Kadaverentsorgung? Ein römisches Rinderskelett aus Tomils, Sogn Murezi. Jb ADG DPG 1999, 53-57. Gleicher Artikel in AS 23, 2000, 3, 123-127.
- 50 Wie Anm. 48, Abb. 101-102.
- 51 Ausser der Autorin und den Autoren sind vor allem auch Guido Ackermann, Amt für Jagd- und Fischerei GR, Christoph Brombacher, Archäobotanisches Labor der Ur- und Frühgeschichte Basel und Hans Seifert, örtlicher Grabungsleiter ADG, zu nennen.
- 52 Im Text beziehen sich die geographischen Richtungsangaben nicht nach dem effektiven Norden (s. Abb. 98), sondern nach dem „Grabungsnorden“, d. h., dass die Apsiden im Osten liegen.
- 53 Westlich und südlich des zu besprechenden Raums befindet sich mindestens noch je ein weiterer Raum.
- 54 Im Gegensatz dazu weisen die in der Schicht enthaltenen Tierknochen keine Brandspuren auf (s. u.).
- 55 Dies machte sich auch während den Ausgrabungsarbeiten bemerkbar. Solange diese Schicht nicht abgebaut war, war es sehr trocken. Nach ihrem Abbau stieg die Grundfeuchtigkeit deutlich auf.
- 56 Jb ADG DPG 1999, Abb. 79.
- 57 Dendrolabor ADG, Bericht vom 20.02.2003. Nadelholz, 45 Jahrringe, wegen des verkohlten Zustands kann nicht zwischen Kern- und Splintholz unterschieden werden, Waldkante ist aber sicher nicht vorhanden.

Abb. 98: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Schematischer
Grundriss. Im Artikel bespro-
chener Raum (gerasterte
Fläche) des Anbaus an die
erste nachgewiesene Kirche
(dunkel gerasterte Mauern).
Stern: Fundstelle der lango-
bardischen Goldmünze.
Mst. 1:500.



Die langobardische Münze

Das würde bedeuten, dass die erste Benützungsphase des Anbaus nur wenig jünger als diejenige der ersten nachgewiesenen Kirche wäre. Aus der fundführenden Isolation stehen als Datierungsgrundlage zwei C14-Daten (Abb. 99, ETH-22751 und ETH-22752) zur Verfügung, die von zwei Tierknochen stammen. Trotz des grossen Datierungsbereichs liegt die höchste Wahrscheinlichkeit in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts. Aus der gleichen Schicht stammt eine langobardische Goldmünze. Die Datierung ihrer Prägezeit, ihre geringe Umlaufzeit und ihr sehr guter Zustand würden bei aller methodischen Vorsicht von Schichtdatierungen durch eine Münze diese Datierung zumindest unterstützen (siehe unten). Somit lässt sich die erste Benützungsphase dieses Raums am wahrscheinlichsten in die 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts datieren.

Bruno Caduff

Die Ausgrabungen auf dem Areal der Kirche Sogn Murezi brachten bisher sieben Münzen und einen Rechenpfennig aus dem Zeitraum des 4. bis 17. Jahrhunderts zum Vorschein⁵⁸. Im folgenden soll auf die langobardische Prägung eingegangen werden, die in der gleichen Schicht wie die unten behandelten Knochen gefunden worden ist (Abb. 98, Stern).

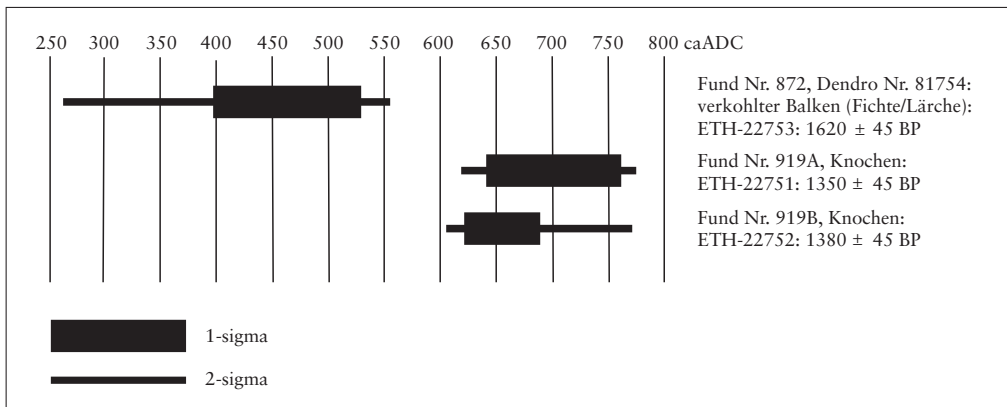
Es handelt sich um einen Triens (Goldmünze) nach dem Vorbild der Prägungen des byzantinischen Kaisers Mauricius Tiberius (582-602)⁵⁹. Die Vorderseite (Abb. 100, links) zeigt das Brustbild des Kaisers mit Diadem nach rechts, auf der Brust ein aus Punkten bestehendes, kreuzförmiges Muster. Die Buchstaben der Legende können wie folgt gelesen werden: DNmVI(T)-bPP-VI für Dominus Noster Mauricius Tiberius Pater Patriae Augustus.

Die Rückseite (Abb. 100, rechts) zeigt die

⁵⁸ 3 römische Münzen des 4. Jahrhunderts, 1 Denar Karls des Grossen (768-814) aus Pavia (Prägezeit 774-800), 1 Christiana-Religio Denar Ludwigs I. des Frommen (814-840), 1 Pfennig Bischof Heinrichs II. von Klingenberg aus Konstanz (1293-1335), 1 langobardischer Triens (Prägezeit s. u.) nach byzantinischen Münzen des Mauricius Tiberius (582-602) und 1 Rechenpfennig Conrad Lauffers aus Nürnberg (1637-1688).

⁵⁹ Fd. Nr. TuSM 955 a. 0,458 g, 15,4/15,2 mm, 345°, keine Zirkulationsspuren, nicht korrodiert (A 1/1, K 1/1). Münze leicht gebogen. Zu den Vorbildern vgl. etwa BELLINGER ALFRED R., Catalogue of the Byzantine coins in the Dumbarton Oaks Collection and in the Whittemore Collection. Bd. 1. Washington D.C. 1966, 370, Nr. 287 (Ravenna).

Abb. 99: Tumeġl/Tomils,
Sogn Murezi. Die kalibrier-
ten C14-Daten.



Viktoria nach links. In der rechten Hand hält sie einen Kranz, in der Linken einen Kreuzglobus, darunter ist ein kleiner Stern zu sehen. Die schwer zu lesende Legende könnte als VICTORIA ACVSTORVN und CONOB im Abschnitt gedeutet werden.

Ermanno Arslan unterscheidet in seinem Katalog zwei verschiedene Typen von Imitationen der Münzen von Mauricius Tiberius⁶⁰. Typ I nimmt direkten Bezug auf die byzantinischen Vorbilder, wenn auch schon Tendenzen zu stilistischer Vereinfachung erkennbar sind. Das Durchschnittsgewicht liegt etwa bei 1,5 g. Typ II nimmt Bezug auf Typ I und nicht mehr auf das ursprüngliche Vorbild. Die Darstellung wurde noch weiter stilisiert. Das Durchschnittsgewicht liegt etwa bei 1,3-1,4 g. Die Schrötlinge sind aber breiter, so dass ein breiter, ungeprägter Rand das Münzbild umschliesst.

Bei der Münze aus Sogn Murezi scheint es sich um ein seltenes Exemplar einer Imitation zu handeln, die zwischen dem ersten und dem zweiten Typ liegt. Die Darstellung ist stärker stilisiert als bei Typ I, der Schrötling aber kleiner als bei Typ II. Es fällt sofort das geringe Gewicht auf, welches mit 0,5 g deutlich unter den 1,3-1,5 g liegt. Hinzu kommt, dass die Münze nur einen

dünnen Goldüberzug aufweist, der Kern hingegen aus unedlem Metall besteht: Es handelt sich also um eine sog. subaerate Prägung. Bisher sind subaerate Münzen dieser Zeitstellung fast nicht bekannt, was angesichts der spärlichen Materialgrundlage weiter nicht erstaunt. Die in Sammlungen befindlichen Stücke stammen oft aus Schatzfunden und wurden aufgrund ihres hohen Gewichtes auf die Seite gelegt. Wir können deshalb nicht beantworten, ob es sich beim Exemplar aus Sogn Murezi um eine offizielle langobardische Prägung oder um eine zeitgenössische Fälschung handelt. Die sorgfältige und eng an das byzantinische Vorbild angelehnte Ausführung spricht eher gegen letzteres.

Es kann nur vermutet werden, dass sich die Münzstätte in Norditalien befunden hat. Der Zeitpunkt der Prägung kann gemäss Arslan in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts angesetzt werden. Seiner Meinung nach wurde Typ I bis Mitte des 7. Jahrhunderts, spätestens bis 660/665 und Typ II bis um 690 geprägt, so dass wir unsere Übergangsprägung in den Zeitraum 650/670 legen können.⁶¹ Spätestens mit der Münzreform Kuniperts (688-700) verschwinden diese Münzen aus dem Umlauf⁶². Es ist an-

60 ARSLAN ERMANNIO A., Le monete di Ostrogoti, Longobardi e Vandali. Catalogo delle Civiche Raccolte Numismatiche di Milano, Mailand 1978. Typ I: 55-56, Nr. 4-12, Typ II: 57-58, Nr. 13-21.

61 Freundliche Mitteilung Ermanno A. Arslan, Mailand.

62 Zur Münzreform Kuniperts ARSLAN ERMANNIO A., San Michele: un Arcangelo per i Longobardi. Numismatica e Antichità Classiche XXX, 2001, 273-293; ARSLAN ERMANNIO A., Una riforma monetaria di Cuniperto, re dei Longobardi (688-700). Numismatica e Antichità Classiche XV, 1986, 249-275.

63 DIAZ TABERNERO JOSÉ, Die Fundmünzen vom Ochsenberg (SG). In: PRIMAS MARGARITA/SCHINDLER MARTIN P./ROTH-RUBI KATRIN/DIAZ TABERNERO JOSÉ/GRÜNINGER SEBASTIAN, Wartau – Ur- und frühgeschichtliche Siedlungen und Brandopferplatz im Alpenraum (Kanton St. Gallen, Schweiz). I. Frühmittelalter und römische Epoche. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 75, Bonn 2001, 99-103, bes. 100 (Kat. Nr. 188 und 226) (zwei Trienten Liutprands, Siedlungsfunde); ZACH BENEDIKT, Kanton St. Gallen I. Mittelalterliche und neuzeitliche Münzfunde. Inventar der Fundmünzen der Schweiz 6, Bern 2001, 139, mit unsicherer Fundortangabe Berneck SG (Halbsiliqua, Imitation nach Iustinus II. oder Iustinianus I.); RAGETH JÜRIG, Die römische Mutatio von Riom (Oberhalbstein, Graubünden). In: Die Römer in den Alpen. Historikertagung in Salzburg 13.-15. XI. 1986. Bozen 1986, 155-166, bes. 162 (Silbermünze des 6./7. Jahrhundert, langobardisch?); MÜLLER ISO, Die Frühzeit des Klosters Disentis. Bündner Monatsblatt 1/2, 1986, 1-45, bes. 18 (Triens des Liutprand?, Grabzusammenhang nicht gesichert); GEIGER HANS-ULRICH, Die merowingischen Münzen der Schweiz. Schweizerische Numismatische Rundschau 58, 1979, 83-178, bes. 130-131, Nr. 246 (Tarasp GR, Triens im Namen Mauricius Tiberius⁴), Nr. 247 (Ruschein GR, Triens im Namen Mauricius Tiberius⁴), Nr. 248 (Sagogn/Schiedberg GR, Triens Kuniperts). Hinzu kommen Nr. 245 (Arbedo-Castione TI, Triens im Namen Mauricius Tiberius⁴) und Nr. 249 (Stein am Rhein SH, Triens Kuniperts als Fibel gefasst); BERNA-REGGI ERNESTO, I tremissi longobardi e carolingi del ripostiglio di Ilanz, nei Grigioni. Numismatica e Antichità Classiche VI, 1977, 341-364, bes. 342-246 (3 Trienten Liutprands und 40 Trienten aus der Zeit von Desiderius).



zunehmen, dass die geringe Anzahl erhaltener Imitationen nach Typen des Mauricius Tiberius mit der Tatsache zusammenhängt, dass diese Münzen mit der Münzreform eingezogen wurden. In einem ersten Schritt gab Kunipert im Zeitraum von ca. 688 bis 692/693 pseudoimperiale Prägungen mit der Darstellung der Viktoria heraus, die seinen Namen und die Titulatur REX sowohl auf der Vorder- wie auch auf der Rückseite aufweisen. Im Jahre 692/693 wurden neue Trienten mit dem Hl. Michael und der Legende SCS MIHAHIL anstelle der Viktoria geprägt. Mit diesem Schritt findet im langobardischen Münzwesen nicht nur eine klare Abgrenzung gegenüber Byzanz statt, sondern er bedeutet auch den Beginn einer eigenständigen Münzprägung.

Aus dem churrätischen Raum sind uns eine Reihe von Münzen langobardischer Zeit bekannt⁶³. Von den 50 oder 51 Exemplaren stammen 43 aus dem Schatzfund von Ilanz (1904)⁶⁴. Zwei in Tarasp und Ruschein gefundene Exemplare sind bisher, neben dem Beispiel aus Sogn Murezi, die einzigen Imitationen nach Prägungen des Mauricius Tiberius aus diesem Gebiet. Beide gehören zum späteren Typ II⁶⁵. Die übrigen Münzen wurden unter Kunipert, Liutprand oder

Abb. 100: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Langobardische Goldmünze. Links: Vorderseite, rechts: Rückseite. Mst. 3:1.

Desiderius geprägt, deren Prägungen zeitlich nach diesen Imitationen anzusetzen sind.

Die langobardische Münze ist ein Beleg für die Kontakte zwischen der Region Graubünden und dem Süden. Handel und Verkehr fanden über die Bündner Pässe statt.

José Diaz Tabernero

Die frühmittelalterlichen Speisereste

Einleitung

Die Analyse von Speiseresten aus frühmittelalterlichen Grabungen ist in der schweizerischen Archäobiologie ein noch immer seltenes Ereignis. Der drastische Rückgang archäologischer Quellen nach der Römerzeit führt auch auf der Ebene der sonst so zahlreich geborgenen Tierknochen noch immer zu "Mangelsituationen". Das betrifft in ungleich stärkerem Masse Knochen, die mit dem blossen Auge auf den Grabungen schwer zu erkennen sind. Diese

Reste, die nur über das Schlämmen von Erdproben erhältlich sind, können zwar erhebliche Informationen über Nahrung, Kultur und Wirtschaftsweise bergen, doch gehören sie leider noch nicht immer in das standardisierte Bergungsrepertoire archäologischer Grabungen. So liegen uns bislang die fast ausschliesslich in den Schlammproben geborgenen Kleintierreste nur aus der Siedlung Lausen BL⁶⁶ und dem Kloster St. Johann in Müstair⁶⁷ vor. Herkömmlich geborgene Reste grösserer Tiere kommen darüber hinaus aus Schleithelm⁶⁸, Berslingen und Merishausen SH⁶⁹ sowie dem Reischacherhof BS⁷⁰.

Es ist darum um so erfreulicher, dass der ADG mit der Bergung von Knochenmaterial aus dem Bereich einer frühmittelalterlichen Kirche die Voraussetzung geschaffen hat, unsere Wissenslücken in Bezug auf Ernährung, Wirtschaft und Kultur in dieser Zeit zu verkleinern.

Material und Methode

Das Material wurde der Archäobiologischen Abteilung der Universität Basel im Sommer 2002 in einer Grob- und Feinfraktion übergeben. Insgesamt handelt es sich um gut 4500 Knochenfragmente mit einem Gewicht von knapp 5 kg. Von ihnen gehören 1033 Fragmente der grossen Fraktion an. Das durchschnittliche Gewicht dieser Knochenfragmente liegt – je nach Tierart – zwischen 2 g und 17 g.

Mit knapp 3500 Resten aus der Feinfraktion stellt der weitaus grösste Teil aber entweder hoch fragmentiertes Material mit einem durchschnittlichen Gewicht von 0,3 g oder aber annähernd vollständig erhaltene Reste von Kleintieren dar. Ihr Durchschnittsgewicht liegt zwischen 0,1 g und

0,5 g. Diese Zahlen mögen verdeutlichen, wie klein die Skelettelemente sind und wie schwierig bis unmöglich ihr Auffinden bei “normaler Grabungstätigkeit” ist. So fanden sich Fischreste ausschliesslich in dieser Fraktion, die Reste von Vögeln waren zu 70% hier zu finden. Auch die wenigen Mäuse-, Amphibien- und Schneckenreste wurden aus der Feinfraktion bestimmt.

Alle Tierreste sind gut erhalten. Die Knochenoberflächen sind glatt und splintern nicht auf. Auch die Skelettelemente der Jungtiere sind von der Bodenchemie nicht negativ beeinträchtigt worden. Entsprechend der hohen Fragmentierung liegt der Bestimmungsgrad in der Feinfraktion aber lediglich bei rund 30%, während aus der grossen Fraktion 60% der Fragmente bestimmt werden konnten. Diese Anteile liegen im bekannten Rahmen für mittelalterliches Fundmaterial.

Keine der Tierreste zeigten Brandspuren. Auch Spuren, die darauf schliessen lassen, dass einzelne Knochen einen Verdauungstrakt passiert haben, fanden sich nicht. Ebensowenig sind die Fragmente durch Hundeverbiss verändert. Diese Negativbefunde lassen darauf schliessen, dass hier Speisereste relativ rasch entsorgt bzw. eingebettet wurden oder aber für “Sekundärnutzer”, wie z. B. Hunde, nicht zugänglich waren. Andernfalls hätten diese Spuren hinterlassen.

Die ersten Ergebnisse der im folgenden ausgeführten Analysen veranlassten uns im Herbst 2002, das Angebot des ADG anzunehmen, zusätzliche Bodenproben aus der gleichen Schicht zu nehmen. Besonders das Fehlen ganzer Fundgruppen, die hier erwartet werden durften, waren Gegenstand der Überprüfung von einzelnen Schlammfraktionen (1 mm und 0,35 mm).

64 Für frühmittelalterliche Funde aus dem italienischen Raum und dem Kanton Tessin ist auf ein Verzeichnis von Ermanno A. Arslan hinzuweisen: “Saggio di repertorio dei ritrovamenti di moneta Vandala, Ostrogota, Bizantina, Longobarda in Italia, Sardegna e Canton Ticino (con l'esclusione della Sicilia)”, das unter folgenden e-mail-Adressen bezogen und ergänzt werden kann: erarslan@tin.it oder CISAM@CISAM.org.

65 GEIGER HANS-ULRICH, wie Anm. 63, 131, Nr. 246 (Tarasp GR, Schloss, 1,40 g) und Nr. 247 (Ruschein GR, Grabfund Kirche St. Gieri, 1,43 g).

66 HÜSTER PLOGMANN HEIDE/VESZELI MARCEL, Zwischenbericht zur Bearbeitung der Knochenfunde aus Lausen-Bettenach (unpubl.).

67 HÜSTER PLOGMANN HEIDE, Schlammfunde aus dem Kloster St. Johann in Müstair (GR) (unpubl.).

68 REHAZEK ANDRÉ, Archäozoologische Auswertung der Tierknochen. In: BURZLER ANKE ET AL., Das frühmittelalterliche Schleithelm - Siedlung, Gräberfeld und Kirche, Schaffhausener Archäologie 5, Schaffhausen 2002, 42-47.

69 REHAZEK ANDRÉ, Wirtschaft und Umwelt von Berslingen – Auswertung der Tierknochen, In: BANTELI KURT ET AL., Berslingen – ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen, Schaffhausener Archäologie 3, Schaffhausen 2000, 162-172.

70 MOREL PHILIPPE, Auswertung der Tierknochenfunde aus dem Reischacherhof, Hausgrube A, Basel (7.-12. Jahrhundert), unpubl. Diplomarbeit Universität Basel, Basel 1985.

Abb. 101: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Haustiere.
Relative Anteile der Arten
(Basis Knochenzahl).

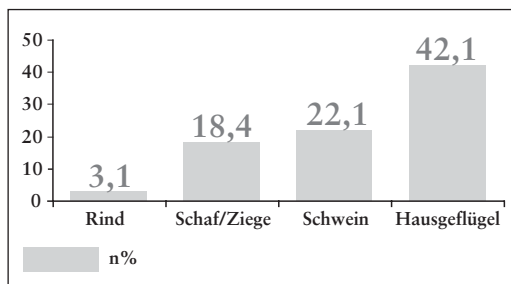
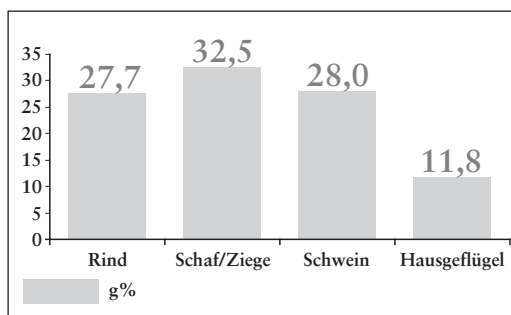


Abb. 102: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Haustiere.
Relative Anteile der Arten
(Basis Knochengewicht).



Ergebnisse

Die vertretenen Tierarten

Unter den domestizierten Säugetieren finden sich im Material Speisereste von Hausrind, Schaf/Ziege und Hausschwein. Die Wiederkäuer unter ihnen leisteten Arbeit, lieferten Sekundärprodukte wie Milch, Wolle und Dung und dienten der Bevölkerung schliesslich der Ernährung. Das Hausschwein dagegen wurde ausschliesslich als Fleischlieferant gehalten und kann demnach häufig als Indikator für einen gewissen Wohlstand angesehen werden⁷¹. In zeitgleichen Siedlungen machen die Reste der Haussäugetiere insgesamt mehr als 90% der aufgefundenen Tierreste aus⁷². Im vorliegenden Fall erreichen die Anteile dieser Speisereste lediglich 40%. Selbst wenn die Speisereste aus der Kleinfraction nicht eingerechnet werden, übersteigt der Anteil der Haussäugetiere die 70%-Marke

nur wenig. Darauf wird noch einzugehen sein.

Der Hintergrund für diesen vergleichsweise geringen Gebrauch von Rind-, Schaf/Ziegen- und Schweinefleisch liegt in dem hohen Anteil von Hausgeflügel, das offenbar in der Ernährung der Bewohner in Tumegl/Tomils einen grossen Stellenwert hatte. Rund 40% des Gesamtmaterials bzw. 27% der Grossfraction stammen von Hühnern oder Gänsen. In den Vergleichsstationen spielt der Verzehr von Hausgeflügel keine nennenswerte Rolle (Schaffhausen SH, Reischacherhof BS), in sozial besser gestellten Siedlungen werden Werte von maximal 5% erreicht (Lausen BL).

10 Skelettelemente verweisen auf den Verzehr von Tauben (*Columba* sp.), wobei nicht sicher festgestellt werden kann, ob es sich hier um Haus- oder Wildtauben handelt. Ebenso kann bei vier Röhrenknochenfragmenten der Grösse von Hühnern oder Gänsen nicht entschieden werden, ob es sich um Reste von Haus- oder Wildgeflügel handelt. Eindeutig als Wildtiere können dagegen je ein Rest eines Fasans (*Phasianus colchicus*) und eines Rebhuhns (*Perdix perdix*) eingestuft werden. In die Gruppe der verspeisten Wildtiere fallen ebenfalls 317 Fischreste.

Abgesehen von diesen Speiseresten fanden sich im Material drei Reste von Kleinsäugetern. Bei den zwei Schienbeinen und einem oberen Schneidezahn dürfte es sich um Reste von Haus- (*Mus musculus*) oder Feldmäusen (*Arvicola terrestris*) handeln, die anhand dieser Skelettelemente nur schwer voneinander zu trennen sind. Die Überprüfung der zusätzlichen Schlammreste (vgl. oben) konnte sicherstellen, dass es sich bei den identifizierten Mäuseknochen vorrangig um Hausmäuse handeln dürfte. Ferner fanden sich vier

71 HÜSTER PLOGMANN HEIDE/JORDAN P./REHAZEK ANDRÉ/SCHIBLER JÖRG/VESZELI MARCEL, Mittelalterliche Ernährungswirtschaft, Haustierhaltung und Jagd. Eine archäozoologische Untersuchung ausgewählter Fundensembles aus der Schweiz und dem angrenzenden Ausland. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 15, 1999, 223-240.

72 Reischacherhof (MOREL, wie Anm. 70); verschiedene Fundstätten in Schaffhausen (REHAZEK, wie Anm. 69 und Anm. 68); Lausen (HÜSTER PLOGMANN/VESZELI, wie Anm. 66).

Abb. 103: Tumeġl/Tomils,
Sogn Murezi. Nachgewiesene
Tierarten.

Tierart	n (Anzahl)	n% (Anzahl %)	n-Sch/Ei (Anzahl ohne Schuppen und Eier- schalen)	n%-Sch/Ei (Anzahl % ohne Schuppen und Eier- schalen)	n(g) (Gewicht)	D-Gew. (Durch- schnittsge- wicht pro Knochen- fragment)
Bos taurus (Hausrind)	48	2,8	48	3,1	835	17,4
Ovis/Capra (Schaf/Ziege)	284	16,7	284	18,4	978,1	3,4
Sus domesticus (Hausschwein)	341	20,0	341	22,1	841,6	2,5
Gallus gallus (Huhn)	679	39,9	639	41,3	341,5	0,5
Vogel Grösse Huhn-Gans	4	0,2	4	0,3	1,2	0,3
Anser anser (Gans)	7	0,4	7	0,5	12	1,7
Total Haustiere	1363	80,1	1323	85,6	3009,4	
Kleinsäuger	3	0,2	3	0,2		
Phasianus colchicus (Fasan)	1	0,1	1	0,1		
Perdix perdix (Rebhuhn)	1	0,1	1	0,1		
Columba spec. (Tauben)	10	0,6	10	0,6	2	0,2
Total Vögel	12	0,8	12	0,8	2	
Pisces indet (unbestimmbare Fische)	35	2,1	35	2,3	4,9	0,1
Esox lucius (Hecht)	28	1,6	28	1,8	6,5	0,2
Perca fluviatilis (Egli)	21	1,2	0	0,0		
Anguilla anguilla (Aal)	20	1,2	20	1,3	1,4	0,1
Leuciscus cephalus (Alet)	1	0,1	1	0,1	0,5	
Cyprinidae (Karpfenartige)	55	3,2	7	0,5	1,4	0,2
Salmo trutta f. fario (Bachforelle)	13	0,8	13	0,8	0,7	0,1
Salmo trutta f. lacustris (Seeforelle)	98	5,8	98	6,3	23,1	0,2
Thymallus thymallus (Äsche)	46	2,7	0	0,0		
Total Fische	317	18,7	202	13,0	38,5	
Gastropoda (Schnecken)	2	0,1	2	0,1		
Amphibia (Amphibien)	4	0,2	4	0,3		
indet (unbestimmt) grosse Fraktion	411				1056,3	2,6
indet (unbestimmt) kleine Fraktion	2433				861,3	0,3
Total bestimmte	1701	99,9	1546	100	3049,9	

Reste von Fröschen oder Kröten sowie zwei kleine Gehäuse von Landschnecken. Die genannten Arten waren im Mittelalter überall präsent und sind dementsprechend regelmässig im Fundgut vertreten.

Die Haustiere

Betrachten wir die Zahl der gefundenen Knochenreste, so machen unter den Resten

der Haustiere die Geflügelknochen (n=639 ohne Eierschalen) mit 42% den grössten Anteil der Speisereste aus. Dabei ist festzuhalten, dass es sich fast ausschliesslich um Reste von Hühnern handelt, lediglich sieben Elemente waren Gänsen zuzuordnen. Den Geflügelresten folgen die Reste von Schweinen (22%), Schafen oder Ziegen (18%) und Rindern (3%) (Abb. 101; Abb. 103). Auch wenn dieser Betrachtung nur

**Zum frühmittelalterlichen
Speisezettel in Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi**

Skelettelemente	Bos taurus (Hausrind)	%	Ovis/Capra (Schaf/Ziege)	%	Sus domesticus (Hausschwein)	%	Kleinsäuger	Gallus gallus (Huhn)	%	Anser anser (Gans)	Perdix perdix (Rebhuhn)	Phasianus colchicus (Fasan)	Columba spec. (Tauben)	Amphibia (Amphibien)	Gastropoda (Schnecken)
Os cornu															
Cranium	3		17	6	18	5,3		6	0,9					1	
Dentes sup.					21	6,2	1								
Dentes inf.	8		47	16,5	18	5,3									
Dentes sup./inf.			2	0,7	4	1,2									
Mandibula	3		8	2,8	2	0,6		7	1,1						
Hyoid	1		5	1,8											
Total Kopf	15	31,3	79	27,8	63	18		13	2					1	
Epistropheus															
Vert. cerv.	2		13	4,6	2	0,6		45	7				2		
Vert. thor.			17	6	6	1,8		50	7,8						
Vert. lumb.	6		13	4,6	24	7									
Vert. sacrum					1	0,3		17	2,7						
Vert. cand.			15	5,3	3	0,9		10	1,6						
Vert. ind.	1		17	6	16	4,7		13	2				1		
Total Wirbel	9	18,8	76	26,8	52	15,2		135	21,1				2	2	
Costae	11		54	19	121	35,5		99	15,5	4					
Sternum					1	0,3		46	7,2						
Clavicula								26	4,1	1			1		
Coracoid								31	4,9		1	1	5		
Total Rumpf	11	22,9	54	19	122	35,8		202	31,6	5	1	1	6		
Scapula	1		5	1,8				32	5				2		
Humerus	2		6	2,1	1	0,3		14	2,2						
Radius	2		7	2,5	1	0,3		32	5						
Ulna	1		2	0,7	1	0,3		21	3,3						
Radius+Ulna															
Carpale			3	1,1											
Metacarpus	1		1	0,4	8	2,3		27	4,2						
Phalanges ant.								16	2,5						
Total Vorderextremit	7	14,6	24	8,5	11	3,2		142	22,2				2		
Pelvis	4		10	3,5	5	1,5		32	5						
Femur			5	1,8	5	1,5		37	5,8	2					
Patella			3	1,1	2	0,6									
Tibia	2		5	1,8			2	34	5,3					1	
Fibula					4	1,2		14	2,2						
Astragalus			5	1,8	1	0,3									
Calcaneus			6	2,1	1	0,3									
Tarsus			2	0,7	17	5		4	0,6						
Metatarsus					3	0,9		1	0,2						
Phalanges post.															
Total Hinterextremit	6	12,5	36	12,7	38	11,1		122	19,1	2				1	
Carpale/Tarsale															
Metapodia			3	1,1	17	5									
Phalanges			12	4,2	38	11,1									
Sesamoid															
indet (unbestimmt)								25	3,9						2
Gesamttotal	48	100	284	100	341	100	3	639	100	7	1	1	10	4	2

Abb. 104: Tume-gl/Tomils, Sogn Murezi. Verteilung der Skelettelemente (ohne Fische).

die Grossfraktion zugrunde gelegt wird, bleibt die Verteilung aussergewöhnlich. Hier entfallen 27% auf die Reste von Geflügel, 34% auf jene vom Hausschwein, 33% stammen von Schafen oder Ziegen und schliesslich sind 6% Hausrindern zuzuordnen. In den Vergleichssiedlungen dominieren Hausschweine (um 40%), es folgen Rinder, Schafe bzw. Ziegen und in weitem Abstand, mit Werten zwischen 1% und 5%, das Hausgeflügel.

Wird die verbrauchte Fleischmenge zugrunde gelegt, die sich im Knochengewicht spiegelt, so sind die Haussäugetiere etwa zu gleichen Anteilen um 30% vertreten, die extrem leichten Knochen des Hausgeflügels machen aber auch bei dieser Betrachtung noch rund 10% aus (Abb. 102; Abb. 103). In den Vergleichssiedlungen dominieren auf der Basis des Knochengewichtes grundsätzlich die Reste von Rindern mit mehr als 50%.

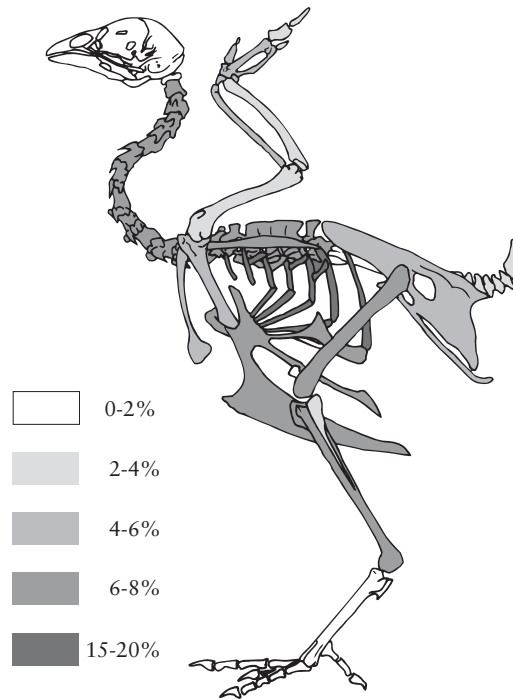
Insgesamt ist damit nach den Artenanteilen festzuhalten, dass dem Hausgeflügel in der Ernährung die grösste, dem Rind dagegen eine nachgeordnete Rolle zukommt. Die ungewöhnliche Präsenz des Hausgeflügels wird auch durch die zusätzlich überprüften Schlammproben deutlich. Eine systematische Aufnahme aller Eierschalenfragmente aus der 1-mm-Fraktion ergab eine Dichte von knapp 11000 Fragmenten pro Liter Sediment. Derartige Werte wurden bislang weder aus römischen noch aus mittelalterlichen Proben erreicht. (Zum Vergleich: Die Dichte der Knochenfunde aus der gleichen Probe liegt bei bekannten 400 Fragmenten pro Liter).

Diese Befunde stehen im Gegensatz zu allen anderen bislang bekannten Fundstellen. Besonders der Verzehr von Hühnerfleisch gilt im gesamten Mittelalter als ausgesprochener Luxus, Rinder waren dagegen preiswerter zu haben und wurden meistens erst im hohen Alter nach dem Einsatz als Arbeitstiere zum Verzehr freigegeben. Demnach spricht die Artenverteilung im Material von Tume-gl/Tomils für Konsumenten von erheblichem wirtschaftlichem Einfluss.

Ein Blick auf die Skelettelementverteilung zeigt weitere Auffälligkeiten (Abb. 104): Die Körperregionen der Haussäugetiere sind nicht gleichmässig vertreten. Doch dominieren nicht - wie erwartet - die Knochen aus dem oberen Extremitätenbereich. Diese liefern die grössten Muskelpakete und gleichzeitig hochwertiges Fleisch. Von ausgewachsenen Tieren finden sich überproportional viele Rippen und Wirbel. Daneben sind von Schwein, Schaf und Ziege Schädelemente und Zähne, vom Schwein darüber hinaus auch die Fussspitzen gut vertreten. Besonders die Rippen, aber auch einige Wirbel zeigen Hack- und Schnittspuren, die auf eine Portionierung der Fleischstücke schliessen lassen. So liegen viele Rippen in 10 cm bis 20 cm grossen Abschnitten vor. Demnach wäre denkbar, dass zumindest ausgewachsene Tiere nicht vollständig, sondern bereits portionierte Fleischstücke verarbeitet wurden. In Frage kämen hier Schaf- bzw. Schweinerücken und -lende, Rippchen, aber auch Hirn und Schweinsfüsse. Das Fehlen der Extremitätenknochen kann auf ausgelöste Fleischportionen weisen, doch ist nicht auszuschliessen, dass Fleisch mitsamt den Knochen zerhackt und verarbeitet wurde. Diese Praxis ist aus spätmittelalterlichen Zusammenhängen bekannt⁷³ und würde das hochfragmentierte

73 RIPP-MANN DOROTHEE, Das tägliche Brot und der Festbraten. In: FRIEDRICH ANNA C. (Red.), Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, Band 2: Bauern und Herren. Das Mittelalter. Liestal 2001, 71-82.

Abb. 105: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Huhn. Vertre-
tung der Skelettbereiche.



unbestimmte Material zwanglos erklären. Jungtiere scheinen vollständig verarbeitet worden zu sein, denn hier finden sich Skelettelemente aus allen Körperbereichen.

Mit einer Einschränkung gilt dies auch für die verzehrten Hühner (Abb. 105). Alle Körperbereiche sind sehr gleichmässig im Fundgut vertreten. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Tiere “pfannenfertig” eingehandelt wurden. So fehlen sämtliche Fussknochen. Eine Ausnahme bildet ein Tarsometatarsus eines sehr jungen Tieres. Unter den 639 Skelettelementen finden sich ferner lediglich sechs Hühnerschädel. Offensichtlich bereitete man also Hühnchen ohne Kopf und Füsse zu.

Bei der Betrachtung der Altersverteilung ist festzuhalten, dass unter den Rinderresten keine Knochenreste junger Tiere festzustellen waren. Allerdings ist die statistische Grundlage mit 48 Fragmenten zu klein, um einen Zufall ausschalten zu können.

Eine Einschätzung des Alters der konsumierten Vögel ist insofern problematisch, als die bei Säugetieren angewandten Kriterien hier nicht anwendbar sind. So existieren bei Vögeln z.B. an Langknochen keine Gelenkenden, die systematisch mit den Knochenschäften verwachsen, und es fehlen die für die detaillierte Altersanalyse so wichtigen Zähne. Es kann lediglich anhand der Knochenstruktur und der Grösse der Knochen in “nicht ausgewachsen” und “ausgewachsen” unterschieden werden. Nach diesen sehr groben Kriterien wird allerdings deutlich, dass unter den verzehrten Hühnern 10% der Knochen auf Jungtiere verweisen. Unter ihnen dürften sich nach der Länge der Extremitätenknochen auch Tiere in eher juvenilem Stadium befinden. Sie mögen mit den heute angebotenen sog. “Stubenküken” vergleichbar sein, die etwa der Grösse einer Wachtel entsprechen.

Die Analyse der Schweineknochen zeigt den Verzehr von Tieren, die wenige Wochen alt waren bis zu ausgewachsenen Exemplaren, die mindestens ein Alter von zwei Jahren erreicht haben dürften. Die Anteile der einzelnen Altersstadien bezeugen eine ausgeprägte kulinarische Qualität des verzehrten Fleisches, denn 40% der verspeisten Tiere waren nicht ausgewachsen (Abb. 106). Unter ihnen machen Schweine in einem Alter zwischen 8 Wochen und 6 Monaten allein 20% aus. Ein Vergleich mit der Altersverteilung der Schweine aus der Siedlung Lausen zeigt, dass Tiere dieses Altersstadiums generell selten verzehrt wurden. Insgesamt liegt der Anteil der geschlachteten Jungtiere um 20% niedriger als in Tumegl/Tomils.

Noch deutlicher wird der hohe Anspruch an die Fleischqualität bei der Betrachtung der Altersverteilung des verwandten Schaf-

Abb. 106: Tume-gl/Tomils,
Sogn Murezi. Hausschwein.
Relative Anteile verschiede-
ner Altersgruppen.

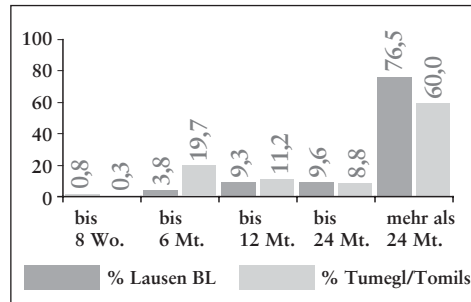
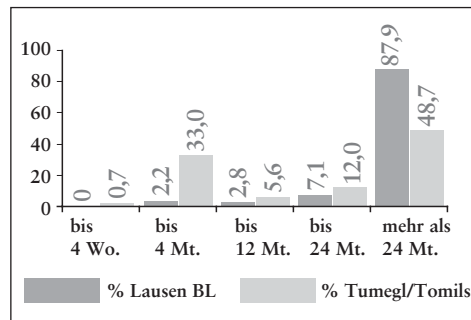


Abb. 107: Tume-gl/Tomils,
Sogn Murezi. Schaf/Ziege.
Relative Anteile verschiede-
ner Altersgruppen.



bzw. Ziegenfleisches (Abb. 107). Es stammt zu mehr als 50% von Tieren unter 2 Jahren. Die Altersgruppe zwischen 4 Wochen und 4 Monaten umfasst allein 33% der nachgewiesenen Tiere. Im Vergleich dazu wurden die Tiere in Lausen nur zu 10% jünger als 2 Jahre geschlachtet.

Insgesamt wird anhand der Haustierknochen also deutlich, dass es sich bei den Konsumenten der in Tume-gl/Tomils geborgenen Speisereste keinesfalls um gewöhnliche Bewohner der Siedlung handeln kann. Die Artenzusammensetzung, die Altersverteilung und auch die Skelettzusammensetzung sind für bislang bekannte, frühmittelalterliche Verhältnisse aussergewöhnlich. Die Ergebnisse deuten auf eine gehobene Gesellschaftsschicht, die mit portionierten, ausgewählten Fleischwaren versorgt wurden.

Fische

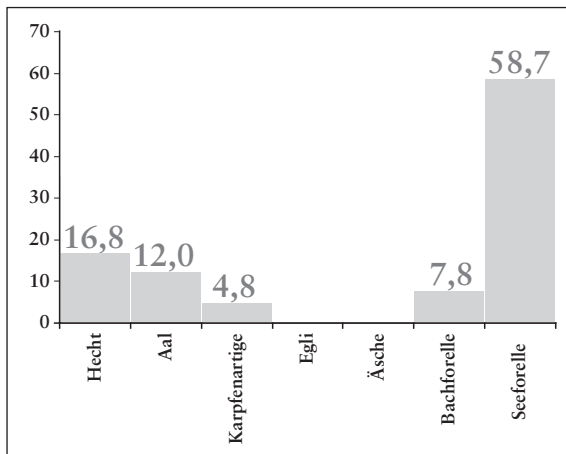
Unter den 317 geborgenen Fischresten konnten 35 keiner Art und keiner Familie zugeordnet werden. Bei diesen Elementen handelt es sich in erster Linie um hoch fragmentierte Skelettelemente sowie um Fragmente von Flossenstrahlen und Rippen. Unter den verbleibenden Resten finden sich 115 Schuppen. Auch wenn sie artspezifisch sind und damit für Artnachweise Verwendung finden können, sind sie aufgrund ihrer recht unterschiedlichen Festigkeit und der unterschiedlichen Präsenz an den einzelnen Arten für quantitative Vergleiche nicht geeignet.

Wenn wir also die verbleibenden 167 Skelettelemente Arten oder doch Familien zuordnen, so wird deutlich, dass der überwiegende Teil der Fischreste von Seeforellen (*Salmo trutta f. lacustris*) stammt (n=98;

Abb. 108). Ihr Fleisch ist, wie das aller Arten aus der Familie der Lachsartigen (Salmonidae), ausgesprochen geschmackvoll. Dementsprechend sind sie als Speisefische sehr geschätzt.

Die Seeforelle ist nahe verwandt mit der Meerforelle (*Salmo trutta trutta*) und dementsprechend nur schwer von ihr zu unterscheiden. Heute bei uns ausgestorben, war die Meerforelle früher im Rheinbecken verbreitet und wanderte zur Laichzeit bis zum Rheinfall, ihrer natürlichen Verbreitungsgrenze. Der Lebensraum der Seeforelle sind die tiefen und kühlen Seen der Alpenregion. Ab August wandern die bis zu 1 m lang werdenden Tiere weit in die Zuflüsse der Seen aufwärts, um zwischen Oktober und Dezember zu laichen. Die Jungfische bleiben 1-3 Jahre im Geburtsgewässer, bevor sie abwärts in die Seen wandern. Oberhalb von Chur waren die Tiere bis vor kurzem nur noch selten anzutreffen, da nach dem Bau des Kraftwerkes Reichenau im Jahr

Abb. 108: Tumegl/
Tomils, Sogn Murezi.
Fische. Relative Anteile
der nachgewiesenen
Arten (ohne Schuppen).



1962 für die Bodensee-Seeforelle (Rheinlanke) der Zugang zu den wichtigen Laichplätzen im Vorder- und Hinterrhein unterbrochen war. Der Bestand drohte auszustarben. Im Jahr 2000 konnte schliesslich eine Fischpassanlage beim Kraftwerk errichtet und somit die freie Fischwanderung wieder hergestellt werden⁷⁴.

Im Frühmittelalter ist mit grösseren Beständen in Vorder- und Hinterrhein zu rechnen, so dass die Fische in unmittelbarer Umgebung der Siedlung gefangen werden konnten. Die Reste der Seeforellen aus Tumegl/Tomils stammen von Tieren der Grösse von 40 cm bis 75 cm (Abb. 110). Allerdings weist der grösste Teil der Fische (n=47) eine Länge von etwa 55 cm auf und dürfte damit rund 2 kg gewogen haben. Unter den Skelettresten überwiegt die Zahl der Wirbel bei weitem (vgl. Abb. 109). Daraus mag geschlossen werden, dass wir es hier mit vorbereiteten Fleischportionen zu tun haben. D.h., die Fische wurden ausgenommen und ohne Kopf verarbeitet. Doch finden sich auch eine Reihe von Kopfknochen. Berücksichtigen wir die extrem fragile Struktur und die damit verbundene schnelle Vergänglichkeit dieser Knochen bei

der Seeforelle, so wird wahrscheinlich, dass regelmässig sogar ganze Tiere aufgetischt wurden.

Ein weiterer nachgewiesener Fisch aus der Familie der Lachsartigen (Salmonidae) ist die Bachforelle (*Salmo trutta* f. *fario*, Abb. 108). Dieser territoriale Standfisch findet sich vorrangig in kühlen, sauerstoffreichen Bächen in den obersten Fließgewässerabschnitten. Er ist auch heute noch im Fundgebiet weit verbreitet. Unter den wenigen Resten (n=13) finden sich Wirbel, aber auch ein Kopfknochen (Dentale, Abb. 109). Die nachgewiesenen Grössen liegen bei etwa 20 cm (n=2), 30 cm (n=4) und 40 cm (n=7) (Abb. 110). Sie dokumentieren einen Fang in Gewässern mit günstigen Umweltbedingungen, denn produktionsarme Bergbäche liefern häufig nur Zwergformen mit 20-25 cm Länge.

Aus der gleichen Ordnung ist die Äsche (*Thymallus thymallus*) im vorliegenden Material nur durch 46 Schuppen belegt. Die sehr harten und widerstandsfähigen Kammschuppen dieser Art stellen im archäologischen Fundgut häufig den einzigen Nachweis von Äschen dar. Der typische Lebensraum der Äsche sind schnellfliessende Flüsse mit ausreichender Wassertiefe und kiesigem Substrat. Der Lebensraum der Äsche dürfte früher den Unterlauf von Vorder- und Hinterrhein und im besonderen den Alpenrhein (ab Zusammenfluss von Vorder- und Hinterrhein in Reichenau) umfasst haben⁷⁵. Die nachgewiesenen Äschen aus Tumegl/Tomils könnten also aus der näheren Umgebung des Fundortes stammen. Damit im Einklang stehen die gleichmässig in allen Stichproben vertretenen Schuppen aus der zusätzlich bearbeiteten Schlammprobe. Sie legen nahe, dass Äschen regelmässig, wenn auch nicht in grosser

74 Freundliche Mitteilung Guido Ackermann, Amt für Jagd- und Fischerei GR.

75 Wie Anm. 74.

Abb. 109: Tumeġl/Tomils,
Sogn Murezi. Fische. Vertei-
lung der Skelettelemente.

Skelettelemente	Esox lucius (Hecht)	Perca fluviatilis (Egli)	Anguilla anguilla (Aal)	Leuciscus cephalus (Alet)	Cyprinidae (Karpfenartige)	Salmo trutta f. fario (Bachforelle)	Salmo trutta f. lacustris (Seeforelle)	Thymallus thymallus (Äsche)	Pisces indet (unbestimmt)
Neurocranium							2		
Vomer							2		
Parasphenoideum							3		
Maxillare							3		
Dentale						1	1		
Articulare							4		
Quadratum	1						2		
Metapterygoideum							1		
Epihyale							1		
Urohyale	1				1				
Praeoperculare							2		
Cleithrum			1						
Vertebrae			18						
Vert.praecaudalis	8					2	17		
Vert.caudalis	18				3	10	43		
Costae							3		
Basypterygium					1				
Schuppen		21			48			46	
Web.App.					1				
Os pharyngeus					1				
Branchialia							1		
Schwanzfl.strahl							4		
Basioccipitale			1	1			2		
Branchiostegalia							7		
indet (unbestimmt)									35
Total	28	21	20	1	55	13	98	46	35

Zahl, an der Herdstelle zubereitet wurden. Kurze Wege zwischen Fang- und Zubereitungsort sind empfehlenswert, da Äschen möglichst lebend transportiert werden sollten. Ihr festes, weisses Fleisch verliert schon kurz nach ihrem Tod den charakteristischen Wohlgeschmack nach Thymian, der für den wissenschaftlichen Namen “Thymallus” verantwortlich ist. Ein “Gaumenkitzel” ist das Fleisch der Äschen also nur eine kurze Zeit. Unter den 56 Resten von Fischen aus der Familie der Karpfenartigen (Cyprinidae) finden sich grösstenteils artlich nicht zuzuordnende Schuppen (n=48). Nur eines der wenigen Skelettelemente ist

bis zur Art zu bestimmen. Das Basioccipitale stammt vom Alet (Leuciscus cephalus). Obgleich die meisten Cypriniden in Stillgewässern heimisch sind, ist der Alet mit seinem fast drehrunden Körper gut an starke Strömungen angepasst. Er bewohnt das gleiche Habitat wie die Äsche (vgl. oben) und dürfte damit ähnlich häufig (oder selten) wie diese Art den Speisezettel in Tumeġl/Tomils bereichert haben. Das Egli (Perca fluviatilis) wird von seinen Habitatsansprüchen her in unmittelbarer Nähe der Siedlung nicht in grösseren Mengen angetroffen worden sein. Ideale Wohngewässer sind für das Egli vegetationsreiche

**Zum frühmittelalterlichen
Speisezettel in Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi**

Abb. 110: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Fische. Verteilung der ermittelten Fischgrössen.

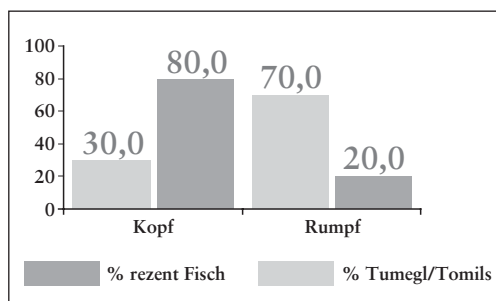
Fischgrösse	<i>Esox lucius</i> (Hecht)	<i>Anguilla anguilla</i> (Aal)	<i>Salmo trutta f. fario</i> (Bachforelle)	<i>Salmo trutta f. lacustris</i> (Seeforelle)
20 cm			2	
30 cm			4	
35 cm				
40 cm	8	1	7	16
50 cm		6		2
55 cm				47
60 cm	17	6		
70 cm				8
75 cm				10
80 cm	3	7		
Total	28	20	13	83

Zonen in Seen und langsam fliessenden Flüssen. Der Fisch ist im Fundgut von Tumegl/Tomils ausschliesslich durch 21 seiner stabilen Kammschuppen nachgewiesen. Wie Äsche und Alet wird auch das Egli nicht häufig zum Speiserepertoire der Konsumenten in Tumegl/Tomils gehört haben.

Der Aal ist ein katadromer Wanderfisch, d. h. er verbringt den grössten Teil seiner Jugendzeit im Süsswasser und wandert zur Fortpflanzung ins Sargassomeer. Die Jungaale erreichen nach dreijähriger Reise durch den Atlantik die europäischen Küsten und steigen dann in die Binnengewässer auf. Im Altrhein werden heute die höchsten Vorkommen bei Landquart festgestellt. Das Fundgut aus Tumegl/Tomils enthält 18

Wirbel und zwei Kopfknochen (Abb. 109), die den Verzehr dieser Art belegen. Dabei handelt es sich kaum um Zufallsfunde, die Skelettelemente belegen verschiedene Individuen in der Grösse zwischen 40 cm und 80 cm (Abb. 110) und gehören zu den drei am häufigsten nachgewiesenen Fischen in Tumegl/Tomils. Neben der Seeforelle und dem Aal gehört der Hecht (*Esox lucius*) zu den bevorzugt verspeisten Fischen in Tumegl/Tomils. Sein natürliches Verbreitungsgebiet umfasst zwar annähernd die gesamte Nordhemisphäre, doch besiedelt die Art in der Schweiz (ausgenommen Besatzmassnahmen) nur tiefer gelegene Seen und langsam fliessende Flüsse. Im Frühmittelalter ist der zu der Zeit sehr populäre Speisefisch in der weiteren Umgebung von Tumegl/Tomils möglicherweise im Churer Rheinthal heimisch gewesen. In der näheren Umgebung von Tumegl/Tomils dagegen waren Hechte kaum zu erwarten. Die 40 cm bis 80 cm grossen Hechte (Abb. 110) aus dem Fundgut sind demnach mit grosser Wahrscheinlichkeit als Delikatessen eingeführt worden. Insgesamt zeigt der Fischkonsum im frühmittelalterlichen Tumegl/Tomils ein Überwiegen von vor Ort vorhandenen Seeforellen. Dabei zeichnet sich eine Vorliebe für den Verzehr von etwa 50 cm grossen Tieren ab. Unter den verbleibenden nachgewiesenen Arten sind nur noch der Hecht und der Aal von grösserer Bedeutung. Beide konnten vermutlich nicht in Siedlungsnähe gefangen werden. Die nächsten natürlichen Habitate der Fische liegen 30-60 km von Tumegl/Tomils entfernt. Seltener nachgewiesene Arten wie der Alet, das Egli und die Äsche sind möglicherweise in kleinerer Zahl im Domleschg vorgekommen. Erstaunlich ist die geringe Repräsentanz der überall gegenwärtigen Bachforelle, wie

Abb. 111: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Fische. Verhältnis von Kopf- und Rumpfbereich im Vergleich zu rezenten Arten.



auch das Fehlen sehr kleiner Fische. Ganz besonders ist in diesem Zusammenhang die Groppe (*Cottus gobio*) zu erwähnen, die in nahezu jeder mittelalterlichen Fundstelle nachweisbar ist und sicher in der Umgebung Tume-gl/Tomils heimisch war (bzw. heute noch ist). Das Auftreten dieser Art, wie auch das einer Mischung verschiedener Jungfische ist für alle bislang bekannten mittelalterlichen Fundzusammenhänge kennzeichnend (Lausen BL, Früh-, aber auch Hoch- und Spätmittelalter; Winterthur ZH, Basel BS, Schaffhausen SH, Münstair). Späteren schriftlichen Quellen ist zu entnehmen, dass der Verzehr kleiner Fische als gesund und nahrhaft galt⁷⁶. Auch nach Durchsicht der zusätzlich genommenen Schlammproben deutet alles darauf hin, dass dieses Ergebnis nicht methodisch bedingt ist und damit reale Essgewohnheiten widerspiegelt. In keiner Stichprobe fanden sich Reste der Groppe oder von Kleinfischen unter 10 cm Gesamtlänge. Die geringe Repräsentanz der Bachforelle kann bestätigt werden.

Während Indizien dafür vorliegen, dass diese kleinen Fische “mit Haut und Schuppe” verzehrt wurden, zeigen die Speisereste grösserer Arten von etwa 30 cm und mehr meistens ein eingeschränktes Skeletteilspektrum. Das deutliche Überwiegen von Skelettelementen aus dem Rumpfbereich weist auf eine Abtrennung und getrennte Entsorgung (oder anderweitige Verwendung) des Fischkopfes. Eine derartige Praxis, die natürlich die Verarbeitung portionierter grosser Fische mit einschliesst, ist auch an den Fischresten von Tume-gl/Tomils nachvollziehbar (Abb. 99). Vergleichen wir die prozentualen Anteile der Knochen aus dem Kopfbereich mit denen aus dem Rumpfbereich, so dokumentieren rezente Fische einen hohen Anteil der Kopfknochen. Rund

80% aller Knochen eines Fisches sind hier lokalisiert. Im Fundgut von Tume-gl/Tomils machen die Kopfknochen jedoch nur 30% aller identifizierten Skelettelemente aus. Selbst wenn eingerechnet wird, dass diese Fischreste fragil sind und dementsprechend leicht vergehen, weist die krasse Unterrepräsentanz doch auf eine selektive Verwendung der fleischreichen Körperbereiche der Fische.

Diskussion

Fragen zur Ökonomie und Ökologie, zur Kultur des Essens und zu verschiedenen gesellschaftlichen Bedürfnissen im Frühmittelalter sind auch heute noch aufgrund einer sehr schmalen Datenbasis nur schwer zu beantworten. Im Gegenteil, jede neue Grabung wirft auch neue Fragen auf. Das ist keinesfalls verwunderlich, haben wir es doch in dieser Zeit mit einer vielschichtigen Gesellschaft zu tun, die sich nur langsam über ihre “Hinterlassenschaften”, also ihren Abfall aus Haus und Hof, erschliessen lässt. Wir sind noch darauf angewiesen, “Denkmodelle” zu entwickeln, die uns helfen, erstaunlich komplexe Strukturen zu verstehen, die z. B. auf so banale Lebensvorgänge wie die Nahrungsaufnahme einwirken. So können Produktion und Konsumation am gleichen Ort stattgefunden haben, sie müssen es aber nicht. Die im heutigen Sinne qualitativ beste (Fleisch-)nahrung mag im Frühmittelalter ähnlich eingestuft und käuflich gewesen sein. Es gibt aber auch Hinweise darauf, dass sich das gesellschaftliche “Ansehen” einiger Nahrungsmittel in den letzten tausend Jahren grundlegend wandelte. “Modetrends” in der Ernährung sind wohl kaum eine Errungenschaft der Neuzeit. Prinzipiell ähnlich dürf-

⁷⁶ Tacuinum sanitatis, 14. Jahrhundert: “Fische aus Wasser mit steinigem Grund, mit dünner Haut und klein sind geeignet, den Leib fett zu machen”. Zitiert in: POIRION DANIEL/THOMASSET CLAUDE, *L'art de vivre au moyen age*. Paris 1995.

te allerdings der Umstand sein, dass es sich nur Teile der Gesellschaft leisten konnten, solchen Trends zu folgen. Betrachten wir vor diesem Hintergrund die Qualität der Ernährung im Mittelalter im Allgemeinen und im Besonderen:

Die bislang untersuchten ländlichen Siedlungen zeigen – in Anlehnung an römische bzw. hochmittelalterliche Strukturen – eine Bevorzugung des Verzehrs von Jungtieren. Darüber hinaus zeigen Korrespondenzanalysen mittelalterlicher Tierknochenkomplexe einen klaren Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Reste von Hauschwein bzw. Huhn und Siedlungsstrukturen, die vom Adel bewohnt wurden⁷⁷.

Bislang zur Verfügung stehende Daten zu Fischresten frühmittelalterlicher Fundstellen aus der Schweiz und dem angrenzenden Ausland⁷⁸ förderten keine oder nur wenige Fischreste zutage. Diese wenigen Reste bezeugen fast ausschliesslich Kleinfische, deren Artenzusammensetzung sich nach den ökologischen Gegebenheiten der jeweiligen Umgebung richtet⁷⁹. Erst ab dem 11./12. Jahrhundert wurde mit einiger Wahrscheinlichkeit mehr Fisch gegessen. Zu den heimischen Kleinfischen gesellen sich nun teure Frischfische aus der Familie der Lachsartigen wie auch Hecht und Aal. Hinzu kommen konservierte Importfische, nämlich Heringe, aus dem Norden. Nun fallen in diese Zeit eine Reihe von Neuerungen und Veränderungen, die von Klimaverbesserung über Stadtentwicklung bis zum Beginn der Kreuzzüge reichen. Alle werden in irgendeiner Form auf Gesellschaft und Ernährung Einfluss genommen haben. Doch es gab auch politische Entwicklungen, die möglicherweise relativ deutlich auf das System der Ernährung durchgeschlagen haben. Mit dem „Gang nach Canossa“ durch Heinrich

IV kommt es nach 1077 zu einem Machtzuwachs des Papstes, der letztlich die Kirche zu einer einflussreichen gesellschaftlichen Institution macht⁸⁰. Damit kann dem Fisch als Fastenspeise für die Oberschicht, also Adel, Angehörige reicher Klöster und das aufkommende Bürgertum, ein wachsender Stellenwert als Statussymbol zugekommen sein.

Betrachten wir unter diesem Blickwinkel die Knochenfunde aus Tumegl/Tomils, so stellt sich zunächst in Anbetracht der ungewöhnlichen Arten- und Altersverteilung der verzehrten Haustierarten die Frage, wer die Konsumenten der luxuriösen Nahrungsmittel waren. Die grosse Zahl bratfertiger Hühnchen, Fleischportionen junger Schweine und Schafe bzw. Ziegen lässt an Personenkreise wie Adel und/oder Kleriker denken. Diese Einschätzung kann durch die geborgenen Fischreste gestützt werden. Zwar fehlen die typischen Kleinfische, und die hohen Anteile wertvoller Speisefische scheinen der Zeit vorauszueilen. Innerhalb von Kirche und Adel mag es aber Vorreiter für die hoch- und spätmittelalterlichen Gepflogenheiten in der Ernährung gegeben haben. Schliesslich ordnete Karl der Grosse 794/95 an, dass auf jedem Königshof Fischweiherr angelegt werden sollen, um die Versorgung mit Frischfisch bei einem etwaigen Besuch des Kaisers und seines Hofstaates zu gewährleisten⁸¹. So könnten in Tumegl/Tomils die heimischen Seeforellen und eingehandelte Aale das Bild einer luxuriösen Küche für verwöhnte Gaumen abrunden. Es stellt bislang ein einzigartiges Zeugnis eines frühmittelalterlichen, exklusiven Lebensstandards dar.

Sehr schwer zu interpretieren ist bislang das weitgehende Fehlen einer ganzen Fundgruppe, der Reste von Vegetabilien. Einzig

77 HÜSTER PLOGMANN ET AL., wie Anm. 71.

78 Schleithelm, Berslingen, Merischausen SH; Reischacherhof BS, Lausen-Bettenach BL, Kloster St. Johann in Müstair GR, Colletière in Charavines (F).

79 HÜSTER PLOGMANN HEIDE, Fische und Fasten. In: RIPP-MANN DOROTHEE/NEUMEISTER-TARONI BRIGITTA (Hrsg.), Gesellschaft und Ernährung um 1000. Eine Archäologie des Essens. Vevey 2000, 239-255.

80 HÜSTER PLOGMANN HEIDE, „Fische – aufgetafelt oder aufgetischt?“ Vortrag Medieval Europe Basel 2002 (MEBS 2002).

81 BRÜHL CARLRICHARD, Capitulaire de villis. Dokumente zur deutschen Geschichte in Facsimiles I. (Stuttgart 1971). Zit. in: AMACHER URS, Zürcher Fischerei im Spätmittelalter. Zürich 1996, 87.

ein Pflaumenstein (*Prunus insititia*) und aus den zusätzlich untersuchten Stichproben eine Linse (*Lens culinaris*) sowie einzelne nicht näher zu bestimmende pflanzliche Makrorestfragmente und Krusten zeugen vom Verzehr von Obst und Gemüse. Nach dem Zustand der erhaltenen Holzkohle zu urteilen, ist dieser Mangel nicht auf ungenügende Erhaltungsbedingungen zurückzuführen⁸². Er hinterlässt Fragen, die das tägliche Leben und die gesellschaftliche Einordnung der Konsumenten der luxuriösen Fleisch- und Fischküche noch rätselhafter erscheinen lassen.

Heide Hüster Plogmann

Überlegungen zu einer Interpretation

Die oben vorgelegten Funde wecken natürlich den Wunsch nach einer Interpretation der frühmittelalterlichen Kirchenanlage von Sogn Murezi und ihre Einbettung in den historischen Rahmen. Die laufenden Ausgrabungen und Untersuchungen zeigen aber, dass die Erkenntnisse gerade der frühmittelalterlichen Befunde und z. T. der Funde noch stark zunehmen werden. Erst die Aus- und Bewertung aller Befunde und Funde des Frühmittelalters werden zeigen, ob es möglich ist, diese Kirchenanlage mit den wenigen schriftlichen Zeugnissen aus dieser Zeit in unserem Gebiet in Verbindung zu bringen.

Wie weiter oben schon erwähnt, ist der nachgewiesene Fleischspeiseplan für das Frühmittelalter eher einer höheren Gesellschaftsschicht zuzuordnen und lässt somit an Adel und/oder Kleriker denken. Die bekannteste (bzw. einzige bekannte) Familie aus der frühmittelalterlichen Führungsschicht in Churrätien ist diejenige der Zacconen (Viktoriden).

Von hier aus drängt sich die Frage auf, ob und inwieweit der Gebäudekomplex von Sogn Murezi mit diesem Geschlecht, das im 7. und 8. Jahrhundert die weltlichen Machthaber (*praesides*) sowie die Churer Bischöfe stellte und somit eine "familiäre Samtherrschaft"⁸³ ausübte, in Verbindung gebracht werden kann. Die Familie der Zacconen verfügte über (wahrscheinlich erheblichen) Besitz im Domleschg (*Tumilasca*, *Tumiliasca*, *Tumuliasca*), das im 9. Jahrhundert eines der zehn Ministerien (Verwaltungseinheiten) Churrätiens bildete (*Tumilasca ministerium*).⁸⁴ Dies ist zum einen durch die quellenmässig gut abgestützte Tatsache belegt, dass Bischof Viktor II. von Chur aus dem Geschlecht der Zacconen, der um die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert amtierte, das Frauenkloster Cazis gründete⁸⁵, das allem Anschein nach der standesgemässen Versorgung von weiblichen Mitgliedern seiner adligen Familie diente (eine Schwester Viktors, *Vespula*, war dort Äbtissin, eine weitere Schwester Viktors, *Ursicina*, war Mitglied des Konvents⁸⁶). Zum zweiten wird es durch die heute verschollene Gründungsurkunde von Cazis bezeugt, die der deutsche Gelehrte Gaspar Brusch (1518–1557) auf seiner Reise durch Rätien im Jahre 1548 noch einsehen konnte, und aus der er berichtet, Bischof Paschalis (2. Hälfte/Ende 7. Jahrhunderts) von Chur habe seinem legitimen Sohn Viktor, der damals noch Priester gewesen sei (*tunc adhuc presbyter*), zum Erben seines gesamten Besitzes im Domleschg (*haeres omnium bonorum suorum in Tumiliasca*) und anderer Liegenschaften am Rhein eingesetzt.⁸⁷ Dazu könnten (oder dürften) auch Besitzungen in Tumezl/Tomils gehört haben. Ist diese Überlegung zutreffend, dann könnte es sich bei Sogn Mu-

82 Freundliche Mitteilung Christoph Brombacher, Archäobotanisches Labor der Ur- und Frühgeschichte Basel.

83 KAISER REINHOLD, Churrätien im frühen Mittelalter. Ende 5. bis Mitte 10. Jahrhundert. Hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung, Chur und der Gedächtnisstiftung Peter Kaiser (1793–1864), Vaduz. Basel 1998, 45f.

84 KAISER, wie Anm. 83, 209f. mit Karte 26; vgl. BUB I, 413 (Stichwort Domleschg).

85 BUB I, 10, Zeile 15ff. (Nr. 13: Untergegangene Inschrift zu einem Stifterbild in Cazis); MAYER-MARTHALER ELISABETH, Der Liber de feodis des bischöflichen Archives Chur und der Churer Bischofskatalog von 1388. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 45, 1951, 57, Zeile 2 (Churer Bischofskatalog); vgl. auch LIEB HANS, Die Gründer von Cazis. In: MAURER HELMUT (Hrsg.), Churrätisches und st. gallisches Mittelalter. Festschrift für Otto P. Clavadetscher zu seinem 65. Geburtstag. Sigmaringen 1984, 37–52; MAYER-MARTHALER ELISABETH, Zur Frühgeschichte der Frauenklöster im Bistum Chur. In: Festgabe Hans Nabholz zum 70. Geburtstag, Aarau 1944, 3f.

86 LIEB, wie Anm. 85, 43f.

87 Zitiert bei LIEB, wie Anm. 85, 43; 51 mit Anm. 96.

rezi um eine Kirchenstiftung oder Eigenkirche⁸⁸ der Zacconen handeln.

Dass die Güter im Domleschg nicht unbedingt zu den Stammgütern der Zacconen gehört haben müssen, hat schon Otto P. Clavadetscher angedeutet. In seiner Abhandlung zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien macht er darauf aufmerksam, dass man ausser über das führende Geschlecht der Zacconen kaum etwas über die übrige Führungsschicht weiss⁸⁹. Nur in einem Fall wagt er eine vorsichtige Aussage, welche für das Domleschg und somit auch für Tumegl/Tomils von grosser Bedeutung sein könnte. Weil Esopeia, die Gattin von Paschalis, und ihr Sohn (Bischof Viktor II.) zusammen als eigentliche Stifter des Klosters Cazis erscheinen, zieht er den durchaus plausiblen Schluss, dass Esopeia einem im Domleschg begüterten Geschlecht angehört haben dürfte, welches ebenfalls zur rätischen Führungsschicht zu zählen ist⁹⁰. Somit könnten über ihre Verbindung mit Paschalis Güter im Domleschg in den Besitz der Zacconen gekommen sein.

Ein weiterer, allerdings recht vager Hinweis könnte sich aus der Vita des heiligen Viktor von Tumegl/Tomils ergeben⁹¹. Die Lebensbeschreibung dieses Heiligen, der erst seit dem 17. Jahrhundert nach einer Erhebung seiner Gebeine am 28. Mai 1496 durch den Churer Bischof Heinrich VI. von Hewen und einer zweiten Öffnung seines Grabes in Cazis am 24. November 1639 durch Bischof Johann VI. Flugi von Aspermont im Domleschg verehrt wird, findet sich erstmals in dem von Johann VI. Flugi herausgegebenen Churer Proprium von 1646 unter dem 28. Mai⁹². Hans Lieb hat überzeugend aufgezeigt, dass der Heilige nach Abzug aller legendarisch ausschmückenden Elemente darin Züge trägt, die auf den Bi-

schof Viktor von Chur passen und wohl von diesem auf den bis dahin unbekannten heiligen Viktor von Tumegl/Tomils übertragen wurden⁹³: Beide sind Priester, beide erben von ihrem Vater (der Bischof dessen ganzen Besitz im Domleschg, der Heilige ein Landgut in Tumegl/Tomils), beide haben zwei leibliche Schwestern im Kloster Cazis (der Bischof Vespula und Ursicina, der Heilige Aurora und Eulalia), beide finden ihr Grab im Kloster Cazis. Von dem Heiligen heisst es in seiner Lebensbeschreibung, er sei als Seelsorger an die Marienkirche in Tumegl/Tomils berufen worden. Das ist jedoch ein Anachronismus, da die erstmals 1486 als Pfarrkirche bezeugte Marienkirche in dieser Funktion Sogn Murezi ablöste. Er erklärt sich aber daraus, dass das Proprium von 1646 nichts mehr von der älteren Kirche Sogn Murezi wusste.⁹⁴ Wenn nun der Verfasser der Lebensbeschreibung des heiligen Viktor auch diesen Zug von seiner priesterlichen Tätigkeit in Tumegl/Tomils von Bischof Viktor auf den Heiligen übertragen hätte, dann wäre jener vor seiner Einsetzung zum Bischof von Chur als Priester in Tumegl/Tomils an Sogn Murezi tätig gewesen. Schlüssig beweisen lässt sich dies allerdings nicht.

Vorerst noch offen ist die Bestimmung der Funktion, die der frühmittelalterliche Kirchenkomplex von Sogn Murezi hatte. Der früher formulierte Gedanke, es könnte sich bei dieser Kirchenanlage um eine Frühform eines Klosters, einen Wallfahrtsort oder um ein Hospiz handeln⁹⁵, kann nun also um die Möglichkeit einer adligen Kirchenstiftung erweitert werden.

Wenn man die oben besprochenen frühmittelalterlichen Speisereste als repräsentativ für den Speisezettel der Bewohner des Komplexes ansehen darf, dann scheidet we-

88 Die Existenz von Eigenkirchen in Churrätien vor der divisio von 806 ist allerdings stark umstritten. Vgl. BORGOLTE MICHAEL, Der churrätische Bischofsstaat und die Lehre von der Eigenkirche. Ein Beitrag zum archäologisch-historischen Gespräch. In: BRUNOLD URSUS/DEPLAZES LOTHAR (Hrsg.), Geschichte und Kultur Churrätien. Festschrift für Pater Iso Müller OSB zu seinem 85. Geburtstag, Disentis 1986, 83–103. Zuletzt KAISER, wie Anm. 83, 170f.

89 CLAVADETSCHER OTTO P., Zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien. Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 42, 1990, 1, 63–70. Zweitdruck in: CLAVADETSCHER OTTO P., Rätien im Mittelalter. Verfassung, Verkehr, Recht, Notariat. Ausgewählte Aufsätze. Festgabe zum 75. Geburtstag. Hrsg. von BRUNOLD URSUS/DEPLAZES LOTHAR. Sigmaringen 1994, 21–31.

90 CLAVADETSCHER, wie Anm. 89, 67 bzw. 28.

91 BERTHER VIGIL/MÜLLER ISO, Der heilige Viktor von Tomils. Bündner Monatsblatt 11/12, 1971, 238–252; MÜLLER ISO, Die churrätische Wallfahrt im Mittelalter. Ein Überblick. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 43, Basel 1964, 73f.; LIEB, wie Anm. 85, 49–52.

92 Abgedruckt in BERTHER/MÜLLER, wie Anm. 91, 239–241.

93 LIEB, wie Anm. 85, 51.

94 BERTHER/MÜLLER, wie Anm. 91, 241f.

95 Jb ADG DPG 2001, 106.

gen der Luxuriosität der Speisen und wegen des Vorkommens von Schwein und Rind ein klösterliches Ambiente mit hoher Wahrscheinlichkeit aus. Denn eine Durchsicht der frühen monastischen Texte (die hier nicht ausführlich dokumentiert werden kann) zeigt, dass die Mönche in aller Regel Getreideprodukte, Gemüse, Obst und Fisch assen, selten und nur im Notfall Geflügel, während sie sich des Fleisches, das zu essen nur den Kranken gestattet war, allgemein enthielten. Auch für ein Hospiz oder Xenodochium dürften die Speisen wohl allzu luxuriös und exklusiv gewesen sein. Gleiches gilt ebenso für einen Wallfahrtsort. Hohe Wahrscheinlichkeit hat dagegen die Annahme einer Kirchenstiftung durch eine Adelsfamilie wie diejenige der Zacconen für sich,

an der möglicherweise sogar ein Familienmitglied als Priester seinen Dienst versah. Inwieweit eine solche Kirchenstiftung zugleich auch die Funktion einer Pfarrkirche hatte, muss offenbleiben.

Wegen der Exklusivität der Fleischspeisen die Möglichkeit eines frühen Klosters, eines Wallfahrtsortes oder Hospizes gänzlich ausschliessen zu wollen, wäre allerdings verfrüht, da man nicht vergessen darf, dass dieser Speiseplan bisher nur für eine kurze Zeit in der Geschichte der frühmittelalterlichen Kirchenanlage bezeugt ist. Funktionswechsel oder Funktionskombinationen innerhalb des Frühmittelalters sind weiterhin nicht auszuschliessen.

Michael Durst/Bruno Caduff

Der Nachweis römischer Wege und Karrengeleise durch Funde von Hufschuhfragmenten (Julier, Septimer, Maloja, Lenzerheide)

Einleitung

Armon Planta hat in Graubünden eine grosse Zahl historischer Wege aufgespürt, untersucht und dokumentiert⁹⁶. Hypothetisch blieb die Datierung der von ihm kartierten Wegstücke, ein Problem, das der Wegforschung allgemein anhaftet. Ein Passheiligtum oder ein Verwahrfund kann zwar das Alter einer Route anzeigen, nicht aber das Alter von Wegstücken, die nebeneinander und übereinander immer wieder neu angelegt worden sind. Die Arbeit mit einem Metallsuchgerät⁹⁷ ermöglicht es, zeitspezifische "Wegbegleiter" zu finden: für die römische Epoche sind es abgebrochene Stücke von Hufschuhen (Hipposandalen; Abb. 113,1). Etwa ab dem 10./11. Jahrhundert sind Hufnägeln (viel seltener auch Hufeisen) Leitfunde⁹⁸.

Im folgenden Beitrag wird die römische Benutzung von Routen zum Malojapass, über den Julier, Septimer und die Lenzerheide anhand von Hufschuhfragmenten auf Wegstücken und Karrengeleisen nachgewiesen, welche teils schon von Planta gefunden, teils durch Prospektion neu entdeckt wurden (Abb. 112)⁹⁹. Mit diesen neuen Untersuchungen wurden auch Wegabschnitte vermessen und datiert, die dem projektierten Neubau der Julierstrasse zum Opfer fallen werden.

Bei den Prospektionen wurden 50 Hufschuhfragmente gefunden. Fast immer lagen sie wenig tief, direkt unter der Grasnarbe. Dafür ist die geringe Bodenbildung in den untersuchten Höhenlagen verantwortlich. Erosion und Aufbau des Bodens halten sich in etwa die Waage. Viele dieser Hufschuhfragmente sind gut erhalten, was mit der alpinen Bodenchemie und den niedrigen Temperaturen zusammenhängt.

Hufschuhe (Hipposandalen)

Die Zuordnung der Fragmente stützt sich auf den Vergleich mit Hufschuhen in Museen und archäologischen Sammlungen (z. B. von Windisch AG und Avenches VD¹⁰⁰), und auch auf der Via Claudia Augusta (A) sind Parallstücke gefunden worden.¹⁰¹

In römischer Zeit war Huf-Nagelung unbekannt. Pferden und Maultieren band man "Hipposandalen" an die Hufe, für Ochsen gab es aufbindbare Schutzplatten für den einen Teil des Paar-Hufes und auch menschlichen Schuhen dienten aufbindbare Eisen, in funktionaler Ähnlichkeit mit Steigeisen heutiger Berggänger. Die Sammlungen zeigen verschiedene Konstruktionsarten dieser hochstehenden Schmiedeprodukte, es gibt

Abb. 112: Karte Raum Lenzerheide bis Oberengadin mit den untersuchten Wegabschnitten. Mst. 1: 400 000.

- 1 Tiefencastel, Plaz
- 2 Savognin, Cresta
- 3 Bivio, Tgesa Brüscheda
- 4 Bivio, Bögia
- 5 Bivio, Punt Brüscheda
- 6 Bivio, Sur Gonda
- 7 Bivio, Julierpass
- 8 Silvaplana, Julierpass
- 9 Bivio, Plang Camfer
- 10 Bivio, unterhalb Sur Cresta
- 11 Stampa, Maloja-Splüga
- 12 Parpan, Stätzerbach

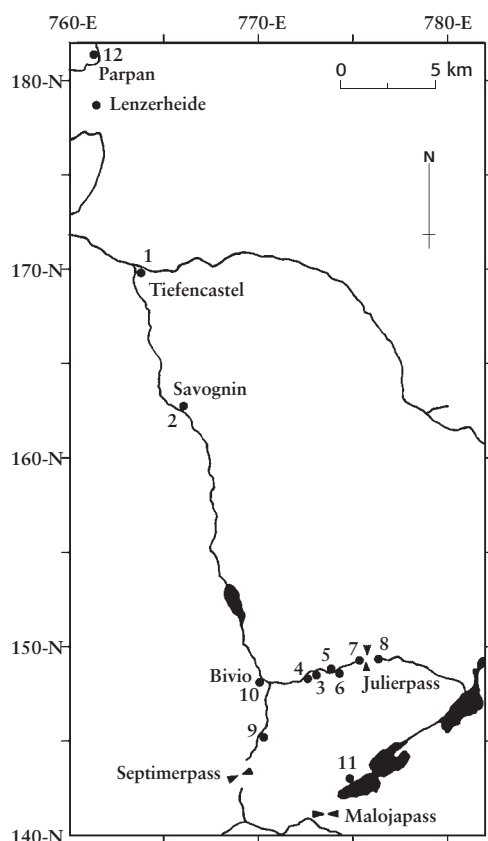
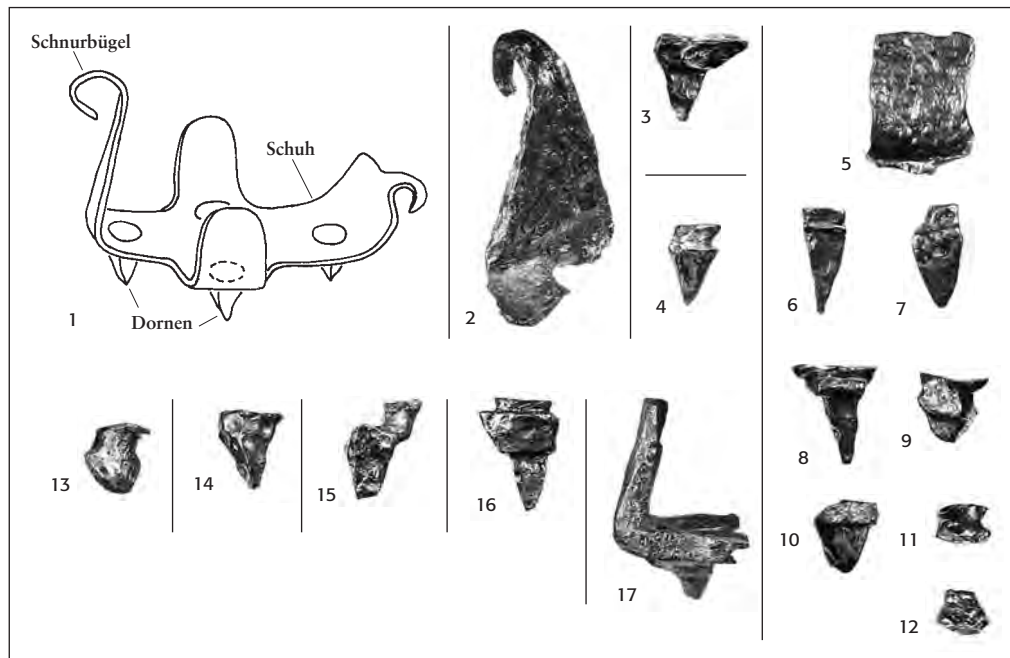


Abb. 113: Skizze eines Hufschuhs (1) und repräsentative Beispiele gefundener Seitenteile (2.5.17) und Dornen (3.4.6-16). 2 Savognin, Cresta; 3 Bivio, Tgesa Brüscheda; 4 Bivio, Bögia; 5-12 Bivio, Punt Brüscheda; 13 Bivio, Sur Gonda; 14 Bivio, Julierpass; 15 Silvaplana, Julierpass; 16 Bivio, Septimerpass/Plang Camfer; 17 Stampa, Maloja-Splüga. Mst. 2:1.

- 96 PLANTA ARMON, Verkehrswege im alten Rätien (4 Bände; Band 2 Julier-Route). Terra Grischuna, Chur 1986.
- 97 Der Autor dankt dem ADG für die gewährte Bewilligung. Die gefundenen Objekte sind im ADG archiviert.
- 98 Müller-Lhotska stiess auf eine erste schriftliche Nachricht vom "genagelten Eisen" in einem Abgabeverzeichnis des Klosters St. Gallen für das Jahr 826: MÜLLER-LHOTSKA URS A., Zur Verkehrsgeschichte von Windisch. Von der Prähistorie bis ins 19. Jahrhundert. Verlag Cartographica Helvetica, Murten 1993, 34. Eisen war gleichwertig mit einer Geldzahlung; für Eisen als Verbrauchsmaterial in Massen ist wohl eine etwas spätere Zeit anzunehmen.
- 99 Die Detailpläne im Mst. 1:5000 können beim ADG eingesehen werden.
- 100 Elisabeth Bleuer, Kantonsarchäologie Aargau, und Anne Hochuli-Gysel, Museum Avenches VD, sei für die Möglichkeit der Besichtigung der Sammlungen gedankt.
- 101 POLL JOHANNES, in: WALDE ELISABETH (Hrsg.) Via Claudia. Neue Forschungen. Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck, Innsbruck 1998, 11-15.
- 102 LAWSON ANNABEL K., Studien zum römischen Pferdegeschirr. Jb RGZM 25, 1978, 131-172.
- 103 MÜLLER-LHOTSKA, wie Anm. 98, 14.



leichte und schwere Ausführungen mit 2-5 mm Materialdicke, und anscheinend erfolgte auch eine Anpassung an die regionalen Geländearten. So gibt es flache Bodenplatten, solche mit Rillen, mit spitzen Dornen oder mit flachen Stollen. In einem Übersichtswerk¹⁰² werden drei Typen unterschieden, doch zeigen die Exemplare von Sammlungen in der Schweiz eine grössere Vielfalt. Für den Julier lassen die Fragmente nur auf einen, den in Abb. 113,1 gezeichneten Typ, schliessen. Nach einer Zeichnung bei Müller-Lhotska¹⁰³ erscheint der hohe Schnurbügel vorne am Huf, nach einer Zeichnung im Musée du cheval in La Sarraz VD ist er hinten, wobei jedoch der niedrige Vorderteil ebenfalls senkrecht aufsteht. Das ist wichtig, weil Pferde den Huf mit der Vorderkante aufsetzen. Hufschuhe von der Via Claudia Augusta (A), vom Julier und von Windisch AG tragen Dornen (Stollen), während diese in Avenches VD fehlen. Die in die Bodenplatten genieteten Dornen konnten ausbre-

chen, und heute bilden vor allem solche Dornen für uns die "römischen Visitenkarten". Es gibt auch Hufschuhe mit Löchern in der Bodenplatte, welche von verlorenen Dornen zeugen. Kennzeichen für Dornen sind Reste von Niet-Rillen, welche etwa bei Geschosspitzen, neuzeitlichen aufsteckbaren Hufstollen und anderen Objekten fehlen, während Stockspitzen schlanker geformt sind. Auch die aufgebogenen Seitenteile konnten abbrechen, sind aber weniger häufig zu finden. Noch seltener treten abgebrochene Hörner (Haken) der Schnürung auf, und ihre Zuordnung ist weniger sicher. Ganze Hufschuhe fehlen bisher, man hat sie wohl gesehen und aufgelesen.

Abb. 113 zeigt eine repräsentative Auswahl von Fragmenten. Bei wenigen Stollen bleibt unsicher, ob sie von Hipposandalen oder von Schuheisen stammen. Ihre geringe Grösse ist kein Hinweis, da Abnutzung und Rost zu einer massiven Verkleinerung führen kann. Fast alle Dornen sind etwas

asymmetrisch geformt, was handwerkliche Gründe haben dürfte. In zwei Fällen ist jedoch die Achse der Stollen-Pyramide relativ zu derjenigen des Niet-Schafts besonders stark verschoben, was auf Absicht schließen lässt (Abb. 113,15.). Das Verbindungsstück vom Nietschaft zum Dorn wirkt in einer Richtung, die man gemäss der stärksten Beanspruchung wählen konnte, als über-grosse Auflagefläche. Statt Biegekräften auf ein Stück des Nietrandes, treten dann Zugkräfte in der Nietachse auf. Man hat also versucht, die Schwachstelle zu verbessern. Bei einem der gewinkelten Seitenteile ist statt eines rechten Winkels ein solcher von etwa 80 Grad vorhanden, als Anpassung an die konische Form des Hufs (Abb. 113. 17.). Die Dornen sind teils lange spitzige und teils kurze abgeflachte quadratische Pyramiden. Dabei handelt es sich nicht nur um blosser Abnutzung, es bleibt aber unbekannt, ob Zeit- oder Werkstatt-spezifische Formen vorliegen. Schmiede im Süden konnten die Verhältnisse in Schnee und Eis vielleicht nur vom Hörensagen und mussten die Hufschuhe nach ihrem Gutdünken gestalten.

Auch bei den Schuheisen in Sammlungen und Publikationen sind verschiedene Macharten festzustellen. Es gibt massige rechteckige Bodenplatten oder leichte, aus gekreuzten Bändern bestehende. Sie tragen lange spitzige Dornen oder kurze flache Stollen.

Wege bei Tiefencastel, Plaz

Im lokalen Sprachgebrauch gibt es einen Römerweg, der auf der rechten Talseite von Tiefencastel zur Ebene Plaz hinaufführt (Abb. 112,1). Tatsächlich ist in diesem Gebiet ein schwer entwirrbares Netzwerk hi-

storischer Wege vorhanden. An zwei Stellen wurden Fragmente von Hufschuhen gefunden. Von archäologischer Seite ist bisher nur auf der westlichen Talseite ein Weg über Mon ins Oberhalbstein angenommen worden¹⁰⁴.

Wege bei Savognin, Cresta

Im Zusammenhang mit dem Strassenneubau¹⁰⁵ konnten bei Cresta südöstlich von Savognin (Abb. 112,2) Dornen geborgen werden, etwas weiter südöstlich davon kamen ein Vorderteil eines Hufschuhs (Abb. 113,2), ein Fibel-Fragment sowie eine eisenzeitliche Potin-Münze¹⁰⁶ zum Vorschein. Damit wird ein römischer Weg wenige Meter bergseitig und parallel zur jetzigen Kantonsstrasse angezeigt. Ein massiver Felsriegel, der diese Linie in Richtung Tinzong-Rona behindert, ist für die heutige

Abb. 114: Bivio, Tgesa Brüscheda. Ein römisch und in späterer Zeit begangener Hohlweg im Anstieg zur Ebene westlich von Tgesa Brüscheda. Hufnägelfanden sich im Hohlweg wie auch auf dem anschliessenden Wiesenstreifen (links im Bild). Es ist einer der längsten geradlinigen Abschnitte der Julier-Route. Blick von Osten.



Strasse abgesprengt worden; der römische Weg muss ihn etwa an gleicher Stelle auf einem kleinen Band traversiert haben. Im Mittelalter genügte dies nicht mehr, und man nahm einen Abstieg/Wiederaufstieg in Kauf, um den Felsen talseitig zu umgehen. Eine stückweise noch vorhandene Stützmauer sowie Hufnägel zeigen diesen bis zum Bau der Kommerzstrasse benützten Weg an. Bemerkenswert ist ein Wegkreuz an der Stelle, ab welcher der spätere Weg vom vorrömischen abzweigt. Es dürfte sich um ein tradiertes Merkmal aus dem Mittelalter handeln.

Wege bei Bivio, Tgesa Brüscheda und Bögia

Manche Literaturstelle spricht von "römischer Bauart" von Wegen, der erste Satz in einem schönen Bildband¹⁰⁷ lautet "alle alpinen Saumwege sind gebaute Anlagen", und das IVS dokumentiert gemäss den Richtlinien nur erkennbar gebaute Wege. Im Falle des Juliers sind das idealisierte Sichtweisen.

Bei der Suche nach modernen Hufnägeln auf der 1837 erbauten "Kommerzstrasse" in Bivio, westlich von Tgesa Brüscheda (Abb. 112,3), kam auch ein Hufnagel des 11./13. Jahrhunderts zum Vorschein, was auf Umlagerungen von Erdmaterial aus der Umgebung schliessen lässt. Es fanden sich weitere Nägel dieses Typs auf einem ca. 10 m breiten Streifen der Wiese an der nördlichen Seite der Kommerzstrasse, auch ein Dorn kam zutage (Abb. 113,3). Nägel aus späterer Zeit bis zum Bau der Kommerzstrasse liegen in einem Band bis 30 m Breite in der Wiese. Dagegen sind in der Talebene östlich von Tgesa Brüscheda gekofferte Wege vorhanden, die nach einer Furt zu



Brüscheda hin keine Fortsetzung haben. Man hatte also bis zum Bau der Kommerzstrasse nicht die Mittel für den durchgehenden Ausbau der Route und ging streckenweise über die Wiese. Die Verteilung der Funde in einem Band schliesst eine Rossweide aus. Die Beobachtung machte andere Situationen verständlich, bei denen ein Weg "plötzlich verschwand". - Planta hatte für dieses Gebiet ein römisches Trasse im schattigen und steilen Abhang zur Julia hin postuliert¹⁰⁸, den wir als Hilfsweg aus der Bauzeit der Kantonsstrasse deuten.

Im westlich anschliessenden Hang in Richtung Bivio, Bögia (Abb. 112,4) sind zwei Trampelpfade zu erkennen, deren obere Verlängerungen zur beschriebenen Wiesenpassage führen. Ausserdem gibt es einen Hohlweg (Abb. 114), in welchem römische Dornen (Abb. 113,4) sowie Hufnägel des 15. bis 18. Jahrhunderts erschienen, während Nägel des 11./13. Jahrhunderts fehlen. Diese Lücke ist ungewöhnlich, üblicherweise sind Dornen und dieser erste Nageltyp vergesellschaftet. Vielleicht wurde der rö-

Abb. 115: Bivio, Punt Brüscheda (Bildmitte unten) und Ebene östlich davon. Die Prospektion ergab zwei Wege inmitten natürlicher Runsen. Ein erster römischer Weg (1) wurde durch einen zweiten (2) ersetzt, der bis in die Neuzeit benutzt wurde. Blick von Südwesten.

104 Siehe Kurzbericht S. 151.

105 RAGETH JÜRIG, Frühromische Siedlungsreste von Savognin, Jb ADG DPG 1999, 43-52; , Jb ADG DPG 2001, 98-100.

106 Jb ADG DPG 2001, 104-105.

107 SCHWEIZERISCHE VERKEHRSZENTRALE ZÜRICH (Hrsg.) Saumpfade. Basel 1994.

108 PLANTA, wie Anm. 96, Abb. 51, Pfeil links.

mische Weg durch Naturgewalt blockiert, und die Freilegung erfolgte erst viel später. Hufnägeln fanden sich nicht nur im Hohlweg, sondern auch in einem anschliessenden Streifen der Wiese. Auch hier hat man in allen Epochen abwechselnd die Wiese dem wohl aufgeweichten Hohlweg vorgezogen.

Wege bei Bivio, Punt Brüscheda

Der Blick auf die Ebene östlich von Bivio, Punt Brüscheda (Abb. 112,5), zeigt Linien, die natürliche Runsen oder gebaute Wege sein können (Abb. 115). Die Prospektion zeigte folgendes: zwei Hohltrasseen sind begangen. Einer dieser Wege ist auf längerer Strecke gekoffert, gut erhalten und lieferte mehrere Hufschuhfragmente, aber keine Hufnägeln. Im unteren Teil ist der Weg ausgewaschen und versumpft. Der andere Weg ist heute als durch den Talboden führende Wanderroute markiert. Er zeigt fast überall einen guten Zustand und lieferte mehrere Fragmente (Abb. 113,5-12) sowie alle Hufnageltypen aus der Zeit vor der Kommerzstrasse. Anscheinend hatten die römischen Erbauer des erstgenannten Weges den direkten Zugang zu einer günstigen Furt bei Punt Brüscheda im Auge, die zerstörerische Gewalt der Wasserläufe aber unterschätzt. Noch in römischer Zeit muss der zweite Weg angelegt worden sein, der zu einer Furt mit steilerem Ufer führt, aber höher und in grösserer Entfernung von der Julia liegt. Im Frühsommer ist furten unmöglich. Etwas weiter abwärts ist auf der linken Seite bei einer Verengung der Julia ein Brückenkopf unbekannten Alters vorhanden. Querung an dieser Stelle bedeutete einen leichten Umweg und eine geringe Gegensteigung.



Abb. 116: Bivio, Punt Brüscheda. Brückenkopf am östlichen Ende der Ebene zur Umgehung des Felssturzesgebietes unterhalb Sur Gonda. Blick von Westen.

Am östlichen Ende des Talbodens ist die Julia überquert worden, wie ein zweiter Brückenkopf unbestimmten Alters auf der linken Seite der Julia zeigt (Abb. 116). Damit hat man die Felssturzhänge unterhalb der Alp Sur Gonda umgangen, während Planta angibt, man habe diese durchgangen (auch die Wanderwegzeichen führen - weglos - durch dieses schwierige Gelände). Als Bestätigung des Uferwechsels zeigten sich im letzten Teil des Anstiegs nach Sur Gonda (Abb. 112,6) hin zwei nebeneinander liegende Hohlweg-Varianten (sie führen durch eine kleine Aufforstung). Beide erbrachten Hufnägeln ab dem 11./13. Jahrhundert, aber auch ein römischer Dorn kam zum Vorschein (Abb. 113,13). Nach Erreichen der Anhöhe hat man die Julia erneut überquert und gelangte dann über Sur Gonda zu den bekannten Geleisen bei Bivio, La Veduta. Insgesamt wird auf der kaum 2 km langen Strecke zwischen Punt Brüscheda und La Veduta der Wasserlauf viermal überquert, um Sumpf oder Stein Schlag und Lawinen auszuweichen.

Wege am Julierpass

Beidseits der heutigen Passhöhe (Abb. 112,7.8) wurden Dornen (Abb. 113,14.15) und Hufnägel gefunden. Sie belegen die kontinuierliche Benützung von der römischen Epoche bis in die Neuzeit einiger Wegstücke, die Planta noch nicht bekannt waren. So gibt es im westlichen Teil der Ebene auf der Passhöhe einen Weg (Abb. 112,7; Abb. 117), der sich in Richtung Bivio, La Veduta, in einem massiven Blockfeld verliert. Etwa 600 m östlich des Passes verläuft ein Weg, der noch weiter östlich von der Kantonsstrasse und von der Kommerzstrasse gekreuzt wird und der sich dann in einer versumpften Ebene verliert (Abb. 112,8; Abb. 118). Er ist dort von etwa 30 cm Humus überwachsen, darunter liegen etwa 40 cm Kieselkoffierung. In seiner Fortsetzung in Richtung zum Pass hin ist ein moderner Fahrweg vorhanden, der offenbar beim Bau der Kantonsstrasse als Materialzubringer aus einer Geröllhalde gedient hat. Aus diesem Weg löst sich ein römisch begangener Trampelpfad, wie der mit einem Pickel markierte Fund eines Dorns zeigt (Abb. 119). Er ist zu schmal für den römischen Fahrweg. Möglicherweise liegt dieser unter dem jetzigen Zubringerweg, während der Trampelpfad für Begleit- und Hilfstiere im Seilzug gedient haben könnte.

Zusammenfassende Bemerkung zu den behandelten Strecken

Vor dem Bau der Kommerzstrasse wechseln sich qualitativ verschiedenartige Wegstücke ab, die Koffierung variiert zwischen "inexistent" und einer Mächtigkeit von 40 cm, längere geradlinige Segmente (die andern-



Abb. 117: Bivio, Julierpass. Römisch/mittelalterlicher Weg westlich der Passhöhe (punktiert). Nach Westen zu La Veduta hin verliert sich der Weg im Blockfeld eines Bergsturzes. Blick von Westen.



Abb. 118: Bivio, Julierpass. Römisch/mittelalterlicher Weg 600 m östlich der Passhöhe (1). Links im Bild wird er von der Kommerzstrasse überquert (2), rechts verliert er sich in der sumpfigen Ebene. Im Hintergrund die Kantonsstrasse. Blick von Westen.

Der Nachweis römischer Wege und Karrengeleise durch Funde von Hufschuhfragmenten

Abb. 119: Bivio, Julierpass.
Neuzeitlicher Strassenbau-
Hilfsweg (1) und römischer
Trampelpfad (2). Im Hinter-
grund die Passhöhe. Der
Pfad ist als Fahrweg zu
schmal, möglicherweise
wurde er durch Begleittiere
ausgetreten. Der römische
Fahrweg könnte unter dem
neuzeitlichen Hilfsweg lie-
gen. Blick von Osten.



orts als “typisch römisch” gelten) wie auch Serpentinien sind unbekannt, sanfte Steigungen kommen ebenso vor wie “Direttissima-Stücke”, und es gibt Wechsel der Talseiten innerhalb kurzer Distanz mit Furten und Brücken. Manchmal sind mehrere Linienvarianten realisiert, die wohl nach Jahreszeit ihre Vorzüge oder Nachteile hatten. Die Geleise sind gemeisselt¹⁰⁹. Der Fahrverkehr konnte stellenweise sicher nur mit viel Hilfspersonal bewerkstelligt werden, und er widerspiegelt vielleicht mehr das militärische Prestigedenken der Römer als effizienten Warentransport (wichtiger blieb wohl die Säumerei). Nach unseren Untersuchungen und Beobachtungen entstand die Route durch stete und stückweise Verbesserung aus prähistorischen Trampelpfaden. Sie “funktionierte immer”, weshalb keine (römische) Autorität veranlasst war, sich intensiv mit ihrem Ausbau zu befassen und zu identifizieren, wie sich das etwa bei der Via Claudia Augusta (A) namengebend ausgewirkt hat. Das könnte auch die lückenhafte Erwähnung in den Itinerarien und das Fehlen von Meilensteinen erklären. Erst die Kommerzstrasse (ca. 1837) zeigt einen Ausbau von gleichbleibender Qualität. Sie folgt vielerorts einer früheren Linie und bestätigt damit den sicheren Blick für das Terrain, den die ersten Begeher hatten.

Ein Weg der Septimer-Route bei Bivio

Auf der Strecke vom Pass nach Bivio löst sich in nördlicher Richtung aus der Ebene Plang Camfer ein Weg aus dem jetzigen Fahrsträsschen, der den Eindruck von “Entstehung durch rezenten Gebrauch” macht und sich kaum von der Wiese abhebt (Abb. 112,9). Die Prospektion ergab einen Hufschuh-Dorn (Abb. 113,16) und Hufnägel aller Typen bis in das 19. Jahrhundert. Nach Bivio hin teilt sich dieses Wegstück in einer versumpften Wiese in mehrere unsichere Spuren, zum Pass hin ist unklar, ob es eigenständig weiterführt oder von der jetzigen Fahrstrasse überbaut wurde.

Südöstlich von Bivio, unterhalb Sur Cresta, hat Planta einige in gerader Linie gesetzte Steine gesehen, die er als Abschlusssteine des römischen Weges interpretierte¹¹⁰ (Abb. 112,10). Diese Vermutung konnte durch den Fund eines Seitenteiles eines Hufschuhs bestätigt werden. Hufnägel zeigen die fortgesetzte Benützung dieses (jetzt ausgewaschenen) Trassees an und lassen es in Richtung Bivio noch etwas weiter verfolgen.

Karrengeleise auf der Maloja-Route

Die Karrengeleise am Julier hat Planta als römisch betrachtet und sie gezielt als Datierungsbeweis gesucht. Es gibt aber im Jura, im Tirol und an anderen Orten auch neuzeitliche Geleise. Den Schluss auf ein hohes Alter der Julier-Geleise erlaubten bisher nur die Verwitterung, die Erfahrung, dass im Mittelalter gesäumt und nicht gefahren wurde sowie die Beschreibung Campell aus dem Jahre 1572, welche den Weg über den Julier als Heerstrasse aus ältester Zeit aufführt¹¹¹. Etwa 1,5 km nordöstlich von Stampa, Maloja, unterhalb der Alp Splüga, musste vor

109 BRUNNER GEORG O., Karrengeleise: ausgefahren oder handgemacht, antik oder neuzeitlich? BM 4, 1999, 243-263; BRUNNER GEORG O., Sind Karrengeleise ausgefahren oder handgemacht? HA 30/1999-117, 31-41.

110 PLANTA, wie Anm. 96, Wegkarte Nr. 6 im Anhang.

111 PLANTA, wie Anm. 96, 39-41.

seiner neuzeitlichen Sprengung ein Felsriegel bergseitig oder seeseitig umgangen werden (Abb. 112,11). Bergseitig hat Planta ein etwa 15 m langes Geleisestück freigelegt¹¹², seeseitig sind Andeutungen von Geleisen erkennbar. Als Bestätigung der römischen Geleisebenützung konnte direkt neben dem bergseitigen Geleise ein Winkelstück eines Hufschuhs gefunden werden (Abb. 113,17), in der westlichen Geleiseverlängerung zeigte sich ein Dorn, in der östlichen ein flaches Seitenstück eines Hufschuhs.

Für das bergseitige Geleise lässt sich das Alter als Terminus ante abschätzen. Um eine Steigung auszugleichen, ist das jetzt vorhandene Gehniveau offenbar im Mittelalter so angelegt worden, wie ein kleines Hufeisen und Hufnägeln zeigen, die unter der Grasnarbe lagen. Eine Geleiserinne für das eine Rad liegt auf einer Felsrippe mehr als einen Meter höher als dieses Gehniveau, während für das andere Rad gar keine Auflage mehr besteht. Das Geleise muss daher schon im Mittelalter ausser Gebrauch gewesen sein. Abb. 120 zeigt die Situation. Offensichtlich ist der frühere Fahrverkehr zugunsten der Säumerei im Früh- oder Hochmittelalter aufgegeben worden. Bereits Planta hatte bei Bivio, La Veduta, beobachtet, dass Geleiserinnen mit ortsfremdem Material gefüllt waren, um sie für die Säumerei begehbar zu machen¹¹³.

Ein Weg der Lenzerheide-Route bei Parpan, Stätzerbach

Planta hat betont, dass Wege, die im Volksmund "Römerwege" heissen, in der Regel viel jünger seien¹¹⁴. In den Augen von Einheimischen ist der jetzige Wanderweg von Parpan nach Churwalden aufgrund von stellenweise vorhandenen Platten ein Rö-



merweg (Abb. 112,12). Das liess sich für die ungefähre Linie bestätigen. Nördlich von Parpan beginnt der Wanderweg annähernd parallel zur Kantonsstrasse, quert den Stätzerbach und wird dann auf seiner Westseite von einer Trockenmauer begleitet. Oberhalb derselben ist sehr schwach ein Trasse angedeutet, aus welchem ein römischer Dorn geborgen werden konnte.

Abb. 120: Stampa, Maloja-Splüga. Römische Karrengeleise. Die Umrisse eines Karrens sind mit Latten nachgebaut. Ein Rad steht auf einer Geleiserinne, das andere hat keine Auflage. Hufnägeln zeigen, dass diese Terrainsituation spätestens seit dem 11. Jahrhundert nach der Aufgabe des Fahrverkehrs bestand. Blick von Nordosten.

112 PLANTA, wie Anm. 96, Spezialkarte 1.

113 PLANTA, wie Anm. 96, Spezialkarte 2.

114 PLANTA, wie Anm. 96, 7-25.

Kurzberichte

Andeer, Roflaschlucht

LK 1235, 751 999/160 797, 1133 m ü. M.

Am 18. Juni informierte die Kantonspolizei (Polizeiposten Andeer) den ADG über einen Schädel Fund in der Roflaschlucht. Dieser war bei Sanierungsarbeiten an der Strasse oberhalb des Restaurants Roflaschlucht zum Vorschein gekommen und durch die Baufirma Mainetti Gebr. AG, Thusis, der Kantonspolizei gemeldet worden.

Tags darauf führte der ADG eine Untersuchung vor Ort durch. An der Fundstelle befand sich nur noch ein Fragment des Schädels, weitere Skeletteile waren keine vorhanden. Unter und neben dem Schädel Fragment wurden nur moderne Funde geborgen. Offenbar ist der Schädel im Zusammenhang mit dem Bau oder bei einer späteren Sanierung der Strasse an diese Stelle gelangt.

Gemäss anthropologischer Untersuchung handelt es sich um den Schädel eines 55- bis 60-jährigen Mannes¹¹⁵. Es kann sich deshalb nicht um den 21-jährigen Mann handeln, der seit 42 Jahren in der Region vermisst wird. Ausserdem meint der Anthropologe Bruno Kaufmann, dass einige Merkmale auf eine längere Liegezeit hindeuten. Vom Schädeltypus her sei "eine Herkunft aus historischer oder sogar prähistorischer Zeit nicht auszuschliessen". Eine genauere Altersbestimmung wäre durch eine C14-Datierung möglich. Da die primäre Fundlage unbekannt ist, wurde auf eine solche verzichtet.

Bruno Caduff

Ausserferrera, nördlich Dorf

LK 1235, 753 340/159 050, 1270 m ü. M.

Im Sommer teilte Urs Leuzinger (Amt für Archäologie Thurgau, Frauenfeld) dem



Abb. 121: Ausserferrera, nördlich Dorf. An der Talstrasse vorspringender Fels mit Symbolen und Zeichen. Blick von Süden.

ADG mit, dass Monika Zephier, Üesslingen TG, seiner Amtsstelle mehrere Polaroid-Aufnahmen abgegeben habe, die sie vor rund 10 Jahren im Kanton Graubünden, irgendwo zwischen der Autostrassenausfahrt Avers (San-Bernardino-Route) und Innerferrera gemacht habe¹¹⁶; an die genaue Fundstelle könne sie sich leider nicht erinnern. Auf diesen Farbaufnahmen sind auf einer markanten Felspartie deutlich rote "Haus-" und "Steinmetzzeichen" zu erkennen.

Anschliessend an eine Dienstfahrt ins Misoix unternahmen wir auf der Rückfahrt einen kurzen Abstecher ins Ferreratal, mit dem Ziel, den Felsen mit den Inschriften ausfindig zu machen. Auf der Rückfahrt

¹¹⁵ Bruno Kaufmann, Anthropologisches Forschungsinstitut (Aesch, BL). Bericht vom 8.7.2002.

¹¹⁶ Monika Zephier und Urs Leuzinger sei für die Unterlagen und die Mitteilung gedankt.

von Innerferrera in Richtung Andeer fanden wir die von Monika Zephier angegebene Stelle.

Die "Zeichen" sind an einem vorspringenden, markanten Felsen angebracht, der unmittelbar östlich der Talstrasse und des "Ferrera-Rheins" liegt, und leicht in die Strasse hineinragt (Abb. 121). Der Fels befindet sich rund 800 m nördlich der Gemeinde Ausserferrera.

Auf der nach Süden gerichteten relativ glatten Partie befinden sich auf einer Höhe von 2 – 3,5 m über dem Strassenniveau Symbole und Zeichen, einzeln und in Gruppen, die an Monogramme von Steinmetzen erinnern (Abb. 122).

Auch auf der flusswärts gerichteten Seite der Felspartie befinden sich in einer nischenartigen Felspartie solche Zeichen, die in der Regel in roter Farbe aufgetragen sind (Abb. 123). Heute sind sie stark verwachsen und ausgebleicht, so dass sie z. T. kaum mehr zu erkennen, geschweige denn zu lesen sind.

Die meisten Symbole und Zeichen sind geometrisch, mit Buchstaben, wohl Initialen, gekoppelt und deshalb als Monogramme zu deuten (Abb. 124).

Daneben gibt es auch Zahlen, die wir als Jahreszahlen interpretieren. So lesen wir einmal 1600, zweimal 1618 und einmal 1674 (?), wobei hier die 6 verkehrt geschrieben wäre und das letzte Zeichen (4) einem A näher steht als einer 4.

Im Zusammenhang mit den einzelnen Monogrammen lassen sich die Buchstabenfolgen R T, H B, S H, D H (?), R Z (?), L S, P B, aber auch zahlreiche einzelne Buchstaben und andere schwer identifizierbare Lettern erkennen. Daneben gibt es auch verschiedene Kursivschriften, die in der Regel kaum lesbar sind. Einen einzelnen, recht



Abb. 122: Ausserferrera, nördlich Dorf. Gruppe von Symbolen und Zeichen an der Südseite des Felsen. Blick von Süden.

schwungvollen Schriftzug (Abb. 125) lasen wir bei der ersten Begehung als den Namen Palli. Doch anlässlich einer zweiten Begehung konnte dieser Schriftzug als der Familienname Polti identifiziert werden. Unmittelbar unter diesem Schriftzug befindet sich ein zweiter, den man als Giorgio oder dergleichen lesen kann.

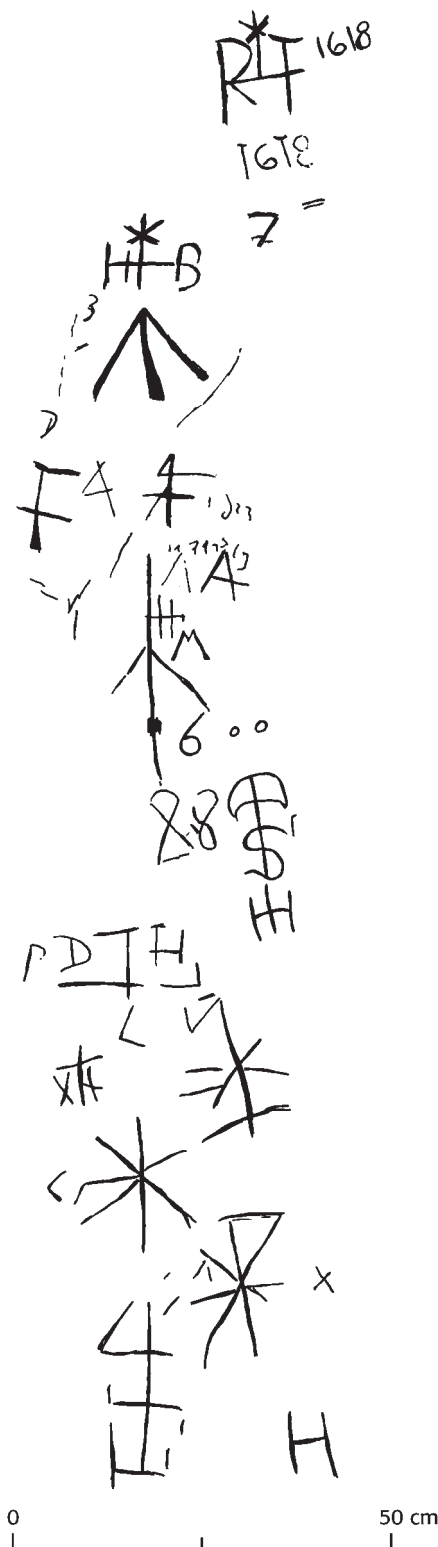
Die einzelnen Monogramme und geometrischen Zeichen mit Initialen erinnern stark an "Steinmetzzeichen", wie sie als persönliches Signum, Gütezeichen oder auch Meisterzeichen von Steinmetzen an Kirchen und andern Bauten vom 12. Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit verwendet wurden¹¹⁷. – Was sollen nun hier am Eingang des Aversertales Steinmetzzeichen? Wir können uns nur vorstellen, dass es sich um Monogramme von Handwerkern und Arbeitern handelt, die am Bau der Averser-Ferrera-Talstrasse im frühen 17. Jahrhundert beteiligt waren, in einer Zeit also, wo

Abb. 123: Ausserferrera, nördlich Dorf. Gruppe von Symbolen und Zeichen an der Nordseite des Felsen. Blick von Norden.

117 BINDING GÜNTHER, Architektonische Formenlehre, Darmstadt 19872, 82. – ders. in: Lexikon des Mittelalters VIII, München 1997, 106.

Abb. 124: Ausserferrera, nördlich Dorf. Zeichnung der Symbole und Zeichen.

Mst. 1:10.



118 Freundliche Mitteilung von Hansjürg Gredig vom Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS).

119 STÄBLER HANS, Bergbau im Schams, im Ferreratal und im vorderen Rheinwald. JHGG 1976, 1-77, speziell 22-25, 30, 53-57.

120 STÄBLER, wie Anm. 119, 30.

121 STÄBLER, wie Anm. 119, 30.

in unserer Region beim Strassenbau die Sprengtechnik mit Schwarzpulver noch kaum ausgeübt wurde und Felsriegel entweder umgangen oder von Hand abgebaut werden mussten. Historische Quellen zum Strassenbau im Ferreratal aus dem früheren 17. Jh. sind uns nicht bekannt¹¹⁸.

Ein Zusammenhang dieser Monogramme und Daten mit dem Bergbau im Ferreratal (Eisen- und Silberbergbau) scheint uns unwahrscheinlich. Die nächstgelegene Schmelzanlage von Ausserferrea (Val Sassam) liegt zu weit von unserer Fundstelle entfernt (etwa einen Kilometer). Der Bergbau stand im frühen 17. Jh. zudem erst in seinen Anfängen¹¹⁹. Doch kann nicht ausgeschlossen werden, dass der Ausbau der Averser/Ferrea-Talstrasse im frühen 17. Jh. gerade im Zusammenhang mit diesem Bergbau vorangetrieben wurde; dies ist zu vermuten, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass unter Thomas I. von Schauenstein die Herrschaft Haldenstein im frühen 17. Jh. "aus dem Schams", zu dem auch das Ferreratal zu rechnen ist, monatlich 80 Zentner Erze zur Verhüttung nach Filisur liefern liess¹²⁰. Zwischen 1611 und 1614 soll durch die Herren von Haldenstein die erste urkundlich belegbare Schmelze "im Schams" errichtet worden sein, bei der es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um die Anlage von Ausserferrera handelte¹²¹.

Unter den Inschriften von Ausserferrera befinden sich zweifellos auch "Nachahmer-Inschriften", d. h. Inschriften von Leuten, die beim Durchwandern des Ferreratales diese Inschriften sahen und sich dann auch an dieser Stelle verewigten. Die jüngsten dieser Nachahmer-Inschriften datieren ins 20. Jahrhundert.

Anlässlich unserer Begehungen in Ausserferrera erstellten wir eine Dokumentation



dieser Inschriften, diese ist jedoch nicht vollständig und damit auch nicht definitiv. Da der Felsen leicht überhängt und sich die Inschriften 2-3,5 m über dem Boden befinden, mussten die Pausen von einer Leiter aus gemacht werden, wobei sich das Fixieren von Pausfolien auf dem Felsuntergrund, besonders bei Föhn, als recht schwieriges Unterfangen erwies. Zudem ermöglichten die z. T. stark ausgebleichten und verwachsenen Monogramme und Inschriften selten eine exakte Aufnahme. Jürg Rageth

Fläsch, Fläscherberg-Ancaschnal

LK 1155, 756 880/213 100, 615 m ü. M.

Am 21.5.02 wurde der ADG durch die Kriminalpolizei GR darüber orientiert, dass am Fläscherberg Pfadfinder während dem Pfingstlager ein Kinderskelett gefunden hätten. Unklar sei, ob es sich dabei um ein Objekt kriminalistischer oder archäologischer Bedeutung handle. Da im Raum Graubünden/Fürstentum Liechtenstein keine Vermisstenanzeige vorläge, könne nicht

ausgeschlossen werden, dass ein Fund von archäologischer Bedeutung vorliege. Der ADG wurde gebeten, sich die Knochenfunde in der Rechtsmedizinischen Abteilung am Kantonsspital GR in Chur näher anzusehen. Eine erste Durchsicht der Skelettreste ergab, dass die Knochen, die z.T. in sintrig-kalkigem Material "verbacken" waren, nicht allzu jung sein können.

Im Juni wurde mit dem Rechtsmediziner Dr. Walter Marty, Chur, Vertretern der Kriminalpolizei GR, Franz Bürzle vom Forstdienst Balzers (FL) und weiteren Interessierten eine Begehung der Fundstelle durchgeführt. Der Fundort befindet sich etwa einen Kilometer südlich der Fraktion Balzers, Mäls (FL), im nördlich auslaufenden Teil des Fläscherberges im Bereich der Fluren Ancaschnal/Stockwald.

Die Überreste des Kinderskelettes fanden sich in einer kleinen Felsnische in unmittelbarer Nähe zu einem leicht überhängenden Felsdach (Abb. 126), das wenig oberhalb des heutigen Forstweges liegt¹²²; die Skelettreste waren dabei lediglich durch Steinplatten unterschiedlicher Grösse abgedeckt. Dr. Marty wies uns darauf hin, dass sich unter den geborgenen Knochen auch Skeletteile eines Erwachsenen befänden. Nach Förster Bürzle ist der Forstweg vor etwa 20 Jahren neu angelegt und das Gelände dabei um ca. 4 m abgetieft worden. Es sei wahrscheinlich, dass das alte Wegniveau ursprünglich ungefähr auf der Höhe der Skelettfunde verlaufen sei. Anschliessend wurde der Schreibende gebeten, aus der Sicht der Archäologie Stellung zu nehmen. Wir argumentierten, es sei höchst unwahrscheinlich, dass die Leichen in den letzten Jahren an der Fundstelle begraben worden seien. Die stark sintrig-kalkigen Krusten an den Knochen wiesen auf eine länger zurück

Abb. 125: Ausserferrera, nördlich Dorf. Einzelne Inschrift auf der Südseite des Felsen. Mst. 1:5.

¹²² Der Kriminalpolizei GR sei für den Einblick in ihre Fotodokumentation gedankt.

Abb. 126: Fläsch, Fläscherberg-Ancaschnal. Felsabri oberhalb des Forstweges. Blick von Osten.



Abb. 127: Fläsch, Fläscherberg-Ancaschnal. Grabanlage (Grab 1). Blick von Norden.



liegenden Deponierung und Bedeckung dieser Gebeine hin. Dies spreche dafür, dass die Skelette schon vor mehr als 20 Jahren unter dieses Felsdach gelangt seien. Die Argumentation überzeugte den Rechtsmediziner und die Vertreter der Kriminalpolizei GR. Die Skelettreste wurden deshalb dem ADG zur weiteren Bearbeitung übergeben. Am 3.7. begingen wir die Fundstelle ein zweites Mal, um nach weiteren “Spuren” zu suchen.

Im Bereich der Felsnische, wo sich das Kinderskelett befunden hatte, waren keine Knochen mehr vorhanden.

Unterhalb der Felsnische bargen wir neben zahlreichen kleinen Schnecken weitere menschliche Knochen, die bei der Befundaufnahme der Kriminalpolizei übersehen worden waren. Nördlich der Felsnische begannen wir das lockere Steinmaterial abzubauen. Dabei zeichnete sich entlang der von Norden nach Süden verlaufenden Felspar-

tie eine Steinsetzung aus kleinen plattigen Steinen und mehrere vertikal gestellte Steinplatten ab (Abb. 127 und 128). Wir sind davon überzeugt, dass es sich dabei um die Überreste eines “Steinplattengrabes” handelt. Die Grabgrube von Grab 1 dürfte ursprünglich 1,95 m lang gewesen sein. Während sich im südlichen Teil des Grabes noch zwei Knochen, ein Schulterblatt und das Fragment einer Elle in situ vorfanden, kamen im nördlichsten Teil noch zwei Fussknochen ans Tageslicht, die sich leider nicht mehr in der ursprünglichen Lage befanden (Abb. 128). Aufgrund der in situ vorgefundenen Knochen war die erwachsene Person in Grab 1 mit Blick nach Norden bestattet.

Grab 1 ist vor rund 20 Jahren beim Wegbau durch den Bagger der Länge nach halbiert worden, d. h. die östliche Hälfte des Grabes wurde beim Anböschten zerstört.

Unmittelbar nördlich des Grabes bargen wir noch zwei Rippenknochen und ein Schulterblatt oder Beckenfragment (Abb. 128). Ob sich hier ein zweites Erwachsenengrab befand, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da hier keine Anzeichen einer Grabkonstruktion vorhanden waren.

Die Knochenreste wurden zur Untersuchung ans anthropologische Forschungsinstitut in Aesch BL gesandt.

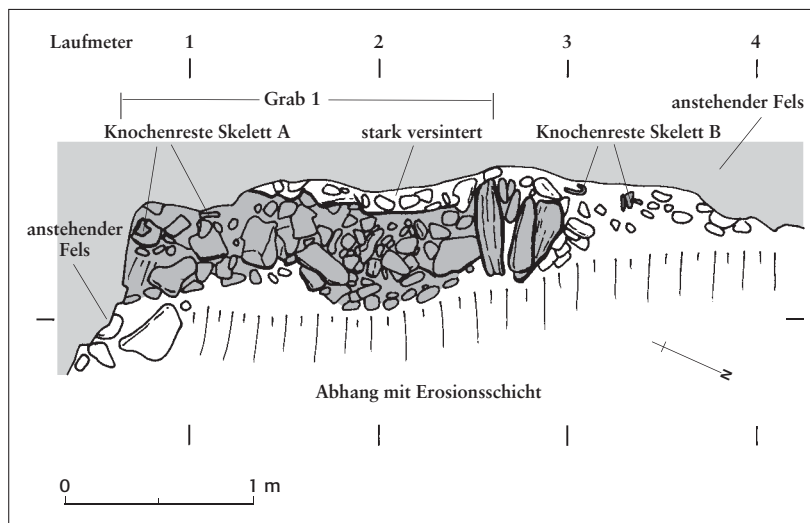
Anfang Oktober 2002 erreichte uns der Bericht des Anthropologen Bruno Kaufmann, den wir hier als Zusammenfassung wiedergeben¹²³.

Gemäss Kaufmann stammt das Skelett von einem Kind. Besonders auffällig sei am Schädel "das Vorkommen von zahlreichen Zacken in der Schuppennaht", was äusserst selten sei und möglicherweise auf eine nicht einheimische Herkunft des Kindes schliessen lasse. Kaufmann schliesst anhand der Skelettmerkmale auf ein Kleinkind im Alter zwischen 2 und 4 Jahren, das Geschlecht des Kindes sei nicht zu eruieren.

Zur Datierung des Kinderskelettes hält Kaufmann fest, dass am Gebiss die alte Zahndurchbruchfolge auffalle, die nach 1600 n. Chr. kaum mehr vorkomme. Der Hirnschädel sei als lang-schmal (dolichocran) zu bezeichnen, wie er nach 1200 n. Chr. in Graubünden nur sehr selten belegt sei. Unter diesen Gesichtspunkten stellt der Anthropologe die Kinderbestattung in die Zeit vor 1600 n. Chr.

Kaufmann unterscheidet im weiteren eine Erwachsenenbestattung A, die zum oben beschriebenen Grab 1 gehört, von der durch den ADG nur noch einzelne Knochen geborgen werden konnten. Von dieser Bestattung sind nach Kaufmann mit Ausnahme des Schädels Teile des ganzen Skelettes vorhanden. Bei der Bestattung A (Grab 1) handle es sich um eine etwa 30 bis 40 Jahre alte weibliche Person von 158 cm Körpergrösse. Die grazil gebaute Frau habe wahrscheinlich harte Arbeit verrichtet und litt an Vitamin-C-Mangel (Periostitis). Die Hockerfacette am Schienbein lasse bei weiblichen Skeletten auf eine Bestattung vor 1600 schliessen.

Kaufmann unterscheidet ausserdem eine Erwachsenenbestattung B, dabei handelt es



um die wenigen Skelettteile, die nördlich von Grab 1 gefunden wurden (Abb. 128). Diese Knochen werden von Kaufmann einer eher weiblichen, über 40 Jahre alten Person zugeordnet, deren Rippengelenke Ansätze einer leichten Arthrose erkennen liessen. Zusammenfassend ist nach Bruno Kaufmann die Datierung des Kinderskelettes und der beiden erwachsenen Individuen nach 1600 n. Chr. äusserst unwahrscheinlich. Eine genaue Altersbestimmung wäre durch eine C14-Datierung möglich, aus finanziellen Gründen unterblieb eine solche bisher.

Jürg Rageth

Fläsch, St. Luzisteig/Prasax

LK 1155, 758 600/211 000, 707 m ü. M.

Im Frühjahr 2002 machte Daniel Berger, der zurzeit an der Universität Bern den Fundkomplex von Fläsch, St. Luzisteig/Prasax im Rahmen seiner Lizentiatsarbeit aufarbeitet, den ADG darauf aufmerksam, dass sich im frisch gepflügten Acker eine brandige Verfärbung abzeichnet.

Auf der Flur Prasax wurden 1934 durch

Abb. 128: Fläsch, Fläscherberg-Ancaschnal. Grab 1 und weitere Skelettreste A und B ausserhalb der Grabeinfassung. Mst. 1:40.

¹²³ Bruno Kaufmann, Anthropologisches Forschungsinstitut (Aesch, BL). Bericht vom 7.10.02.

Abb. 129: Fläsch, St. Luzisteig/Prasax. Brandige Verfärbung im frisch gepflügten Feld. Blick von Süden.



- 124 KELLER-TARNUZZER KARL, Römische Kalköfen auf der Luzisteig, JHGG 1937, 33-62.
- 125 CONRADIN ELSA, Das spät-hallstätische Urnengräberfeld von Tamins – Unterm Dorf in GR. JbSGUF 61, 1978, 65-155, speziell 120-124. – Zürcher Andreas, Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe RM, 27, Chur 1982, 27, Nr. 68.
- 126 METZGER INGRID R., Der bronzene Neptun von Fläsch. In: Archäologie in Gebirgen, Festschrift für Elmar Vonbank, Bregenz 1992, 211-215.
- 127 Freundliche Mitteilung Stefanie Martin-Kilcher.
- 128 KELLER-TARNUZZER, wie Anm. 127, 57.
- 129 KRÄMER WERNER, Prähistorische Brandopferplätze. In: Helvetia Antiqua, Festschrift Emil Vogt, Zürich 1966, 111-122. – GLEIRSCHER PAUL, Alpine Brandopferplätze. In: Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, 591-634. – RAGETH JÜRIG, Scuol, Motta Sfondraz, ein Kultplatz der Bronzezeit. HA 31/2000-121, 10-25. – RAGETH JÜRIG, Ein eisenzeitlicher Kultplatz in Scuol-Russonch (Unterengadin GR). JHGG 1997/98, 1-59.
- 130 HILD ADOLF/MERHART GERO VON, Vor- und frühgeschichtliche Funde von Gutenberg-Balzers. JbHVFL 33, 1933, 11-46. – WYSS RENÉ, Fruchtbarkeits-, Bitt- und Dankopfer vom Gutenberg. HA 9/1978, 151-166. – PRIMAS MARGARITA et al., Wartau, Ur- und frühgeschichtliche Siedlungen und Brandopferplatz im Alpenrheintal. Wartau I. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 75, Zürich / Bonn 2001.
- 131 POESCHEL ERWIN, KdmGR II, 34; ders. KdmGR VII, 429.

Walo Burkart vier Kalkbrennöfen freigelegt, die von ihm und Karl Keller-Tarnuzzer als römisch eingestuft wurden; daneben entdeckte man auch eine bronzene Neptunstatuette, 11 römische Münzen des 1.-4. Jh. n. Chr., mehrere rechteckige Bronzebleche, zwei verzierte Klapperbleche, römische, spätbronzezeitliche und eisenzeitliche Keramik, etwas Knochenmaterial und Bergkristall¹²⁴. Keller-Tarnuzzer nahm damals an, dass man es in Prasax mit römischen Kalköfen und "Siedlungsmaterial" zu tun habe, das in eisenzeitlicher Ausprägung bis weit in die römische Zeit hinein überdauert habe.

In der Zwischenzeit wurde aber erkannt, dass in Prasax neben römischem Fundgut auch spätbronzezeitliches, ältereisenzeitliches und jüngereisenzeitliches Material vorhanden ist¹²⁵.

Es ist letztlich das Verdienst von Stefanie Martin-Kilcher von der Universität Bern, erkannt zu haben, dass wir es mit der Neptunstatuette von Praseax¹²⁶, den römischen Münzen, einem Kristallfragment und den rechteckigen, mit einem Schlitz versehenen Bronzeblechen höchstwahrscheinlich mit Votivgaben eines Kultplatzes zu tun haben¹²⁷.

Anlässlich einer Begehung der Flur Prasax

war im frisch aufgebrochenen Erdreich sehr schön die brandige Verfärbung von 20x20 m Durchmesser zu erkennen (Abb. 129). Im Bereiche des Verfärbung konnten auch kalzinierte Knochen neben gebranntem Lehm, gebranntem Kalk und einzelnen Keramikfragmenten beobachtet werden.

Da nach Aussage des Grundeigentümers Theobald Tanner, St. Luzisteig, auf diesem Gelände seit Jahrzehnten, wenn nicht gar seit Jahrhunderten gepflügt und auch angebaut wird, dürfte es schwierig sein, bei einer Nachgrabung noch irgendwelche stratigraphischen Resultate zu erzielen, insbesondere weil bereits Keller-Tarnuzzer 1937 in seinem Artikel bemerkt, dass in der Fundschicht "sowohl oben als unten gelegentlich Scherben der frühesten Epochen wie der spätesten zutage traten"¹²⁸.

Insbesondere mit der Beobachtung der kalzinierten Knochen, die offensichtlich 1934 weder von Burkart noch von Keller-Tarnuzzer wahrgenommen wurden, ist klar, dass wir es mit einem Brandopferplatz zu tun haben, der vermutlich von der Spätbronzezeit bis in die römische Epoche bestand. Solche Brandopferplätze sind uns vor allem aus dem Südtirol (I) und Unterengadin¹²⁹, vereinzelt aber auch aus dem Alpenrheintal¹³⁰ bekannt.

Dass die vier Kalkbrennöfen der Luzisteig in römische Zeit zu setzen sind, bleibt zu bezweifeln; sie könnten auch mit dem Bau der benachbarten Steigkirche (erste Erwähnung 831)¹³¹ in Zusammenhang stehen.

Jürg Rageth

Flims, Fidaz

LK 1195, 742 620/189 380, 1080 m ü. M.

Am 10.9.02 wurde dem ADG durch Yves Mühlemann vom RM eine römische Mün-

ze überbracht, die kurz zuvor von Elfie Schaer, Tamins, abgegeben worden war. Nachfragen bei Elfie Schaer ergaben, dass die Münze bereits 1984 in Flims, Fidaz, gefunden worden war. Die Münze lag auf der Dorfstrasse neben mehreren Lehmklumpen, die vermutlich von einem Lastwagen mit Aushubmaterial gefallen waren.

Bei der Münze (Durchmesser 29-30 mm, Gewicht 17,6 Gramm) handelt es sich um einen Sesterz der Faustina II, Gattin des Kaisers Marcus Aurelius. Dieser liess die Münze für seine Gemahlin in der Periode 161-176 n. Chr. in Rom prägen¹³².

Auch wenn der primäre Fundort der Münze nicht bekannt ist, so ist es doch wahrscheinlich, dass die Münze aus dem Raum Flims stammt.

Jürg Rageth

Mesocco, Kirche San Pietro

LK 1274, 738 015/139 030, 790 m ü. M.

Ende August 2002 wurde der ADG durch das Architekturbüro Attilio Bruni in Mesocco darüber orientiert, dass zurzeit an der Pfarrkirche San Pietro Renovationsarbeiten durchgeführt würden (Abb. 130). Beim Ausheben eines Trockenlegungsgrabens sei man südlich der Sakristei auf das Gewölbe einer Gruft gestossen.

Gemäss den Angaben von Erwin Poeschel¹³³ in den Kunstdenkmälern des Kantons Graubünden wird die Kirche erstmals 1219 erwähnt. Anlässlich der Visitation durch Carlo Borromeo 1583 war der alte Bau, eine einschiffige Saalkirche mit zwei gewölbten halbrunden Apsiden¹³⁴, offenbar noch intakt, was auch durch die Grabungen von Walter Sulser im Jahre 1959 bestätigt werden konnte¹³⁵. Der Zweiapsidenbau wurde ins 10./11. Jahrhundert datiert. 1611 bis 1638 kam es nach Poeschel zu ei-



Abb. 130: Mesocco, Kirche San Pietro. Kirche während der Renovationsarbeiten. Blick von Westen.

nem grösseren Umbau, bei dem der Chor neu erbaut und höchstwahrscheinlich auch die nördliche Seitenkapelle erstellt und weitere bauliche Massnahmen ergriffen wurden (z. B. Erhöhung des Campanile und Verlängerung des Schiffes). Die Erhöhung des Chores dürfte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgt sein. Die zweite, südliche Seitenkapelle wurde wohl zwischen 1773 und 1783 erbaut. Weitere Renovationsarbeiten fanden 1856, 1923, 1937/38, 1941 und 1959 statt.

Bei unserer Begehung vom 28.8.02 stellten wir im Graben an der Südseite der Kirche ein Gewölbe fest, das 2,70 m über die Südfassade der Sakristei hinausragte und eine Bogenweite von über 3 m aufwies (Abb. 131). Der Scheitelpunkt des Gewölbes lag unmittelbar auf der Höhe des aktuellen Gehniveaus. Das Gewölbe selbst war durch frühere Renovationsarbeiten leicht beschädigt.

132 RIC III, 345, Nr.1645 (Typ: IVNO SC). Bestimmung Yves Mühlemann RM.

133 POESCHEL ERWIN, KdmGR VI, 348-353.

134 POESCHEL, wie Anm. 133, 348.

135 OSWALD FRIEDRICH, SCHAEFER LEO, SENNHAUSER HANS RUDOLF, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, München 1966, 209.

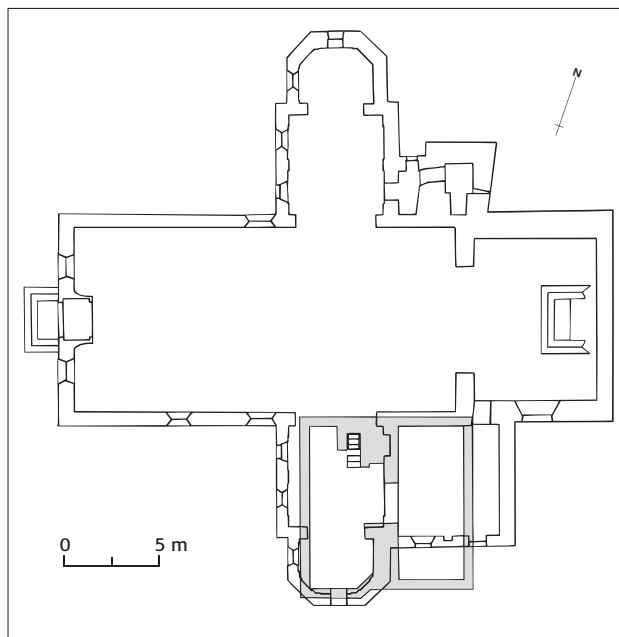
Abb. 131: Mesocco, Kirche San Pietro. Gewölbe südlich der Sakristei. Blick von Süden.



Dieses Gewölbe gehört zu einer Gruft, die vom Kircheninnern her zugänglich ist. Im Nordbereich der Südkapelle ist eine Steinplatte von 0,80x0,70 m Grösse im Boden eingelassen, auf der ein Totenschädel, ein Kreuzzeichen, das seitlich von den Buchstaben S und C begleitet wird, und darunter die Jahrzahl 1774 eingemeisselt sind. Unter dieser Steinplatte führt eine steile Treppe mit sieben Stufen in die Gruft hinunter.

Bei der Gruft handelt es sich um einen Raum mit den Innenmassen von 8,60x8,00

Abb. 132: Mesocco, Kirche San Pietro. Kirchengrundriss mit Lage der Gruft (Grau). Mst. 1:400.



m, der unter der Sakristei und unter der Seitenkapelle liegt. Der Raum ist in zwei Gewölberäume von je 3,50x8,60 m Innenmass unterteilt (Abb. 132)¹³⁶. Die Scheithöhe des Gewölbes beträgt 2,10 m. Im westlichen Gewölberaum sind längs der Westwand zahlreiche kleine Holzkreuze deponiert, die offensichtlich zum Bestattungsritus gehörten. Ansonsten liegen im westlichen Raum nur vereinzelt menschliche Gebeine. In der Südwand des westlichen Raumes ist ein zugemauerter Eingang von 0,95 m Breite und 1,85 m Höhe zu erkennen, bei dem es sich um den ursprünglichen Zugang handelt, durch den die Gruft von aussen her betreten werden konnte.

Im östlichen Gewölberaum befinden sich zahlreiche Gebeine, Textilreste sowie vermoderte Holzreste von Särgen und Totenbrettern. Eine grobe Schätzung ergab die Zahl von über 40 Schädeln.

Mit der beschrifteten Steinplatte in der Südkapelle ist anzunehmen, dass die Gruft 1774 erstellt worden ist, die Benutzung dürfte bis ins 19. Jahrhundert gedauert haben. Die Südkapelle ist nach Poeschel in der Bauetappe 1773-1783 erstellt worden¹³⁷. Die Errichtung der Sakristei könnte auch noch zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt sein.

Die Beisetzung der Verstorbenen in Gemeinschaftsgrüften ist ein Brauchtum, das uns in Graubünden vor allem aus dem Miso und Calancatal bekannt ist. Gemeinschaftsgrüfte wurden anlässlich von Kirchenrenovationen und Ausgrabungen auch in den Kirchen von Verdabbio¹³⁸, Arvigo¹³⁹, Buseno¹⁴⁰ und Sta. Maria i.C.¹⁴¹ beobachtet. Bei diesen handelt es sich meistens um kleinere Grüfte, wobei des öfteren auch eine Aufteilung in Frauen-, Männer-, Priester- und Kindergrüfte erfolgte¹⁴². Auch

im Puschlav soll es solche Gräfte (catacombe) gegeben haben, zumindest in Poschiavo und auch in Brusio¹⁴³. Die Gräbtbestattung ist vom 17. bis ins 19. Jahrhundert ein typischer Brauch der Katholiken im italienischsprachigen Kulturraum.

Jürg Rageth

Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus LK 1236, 762 675/164 825, 1492 m ü. M.

Im Herbst 2001 wurde der ADG durch die DPG darüber orientiert, dass die Kapelle St. Bartholomäus im kommenden Jahr einer Teilrenovation unterzogen werde. Im Frühjahr 2002 wurden wir durch den Architekten und Bauleiter Willi Cajochen, Savognin, über die bevorstehenden Arbeiten, Gräben zur Trockenlegung der Mauern, informiert.

Die Kapelle St. Bartholomäus (Abb. 134) liegt etwa einen Kilometer nordwestlich der Kirche St. Nikolaus von Parsonz, jenseits des Adontbach-Tobels, auf der landschaftlich sehr schönen Geländeterrasse von Salaschigns, die einen Überblick über das untere Oberhalbstein gestattet.

Die Kapelle wird nach Erwin Poeschel um 1508 mit dem Patrozinium St. Bartholomäus und St. Mauritius erwähnt¹⁴⁴. Sie soll ursprünglich am Südrand der "Val da Morts", auf dem Nordgrat des Adontbach-Tobels, gestanden haben, wo heute noch gemäss Volksmund die Flurbezeichnung "Plaz Baselgia" oder "Plang Baselgia" überliefert ist¹⁴⁵. Wegen Rutschgefahr soll die Kapelle später nach Norden auf Salaschigns verlegt worden sein¹⁴⁶. Die Weihe eines Neubaus mit drei Altären wird für den 20. Juli 1595 erwähnt; sie dürfte dem Baudatum der Kapelle entsprechen. Eine Restaurierung der Kapelle erfolgte 1662 (Inscription

über dem Eingang in die Sakristei). Der Glockenturm wurde 1665 erstellt.

Anlässlich unserer Begehungen am 15./16.5.02 waren die Gräben zur Trockenlegung der Mauern um die Kirche herum bereits teilweise maschinell geöffnet und der Aussenverputz bis auf eine Höhe von 1-1,20 m über dem Aussenniveau abgeschlagen. Die Kapellenfundamente reichen bis in eine Tiefe von 1,10-1,30 m unter das heutige Gehniveau.

In der Südwand der Kapelle war zu erkennen, dass die beiden Fenster des Schiffes ursprünglich bis knapp 50-60 cm über das heutige Gehniveau hinunterreichten und schmaler als die heutigen Fenster waren. Zu einem späteren Zeitpunkt (1662?) wurden sie bis auf eine Höhe von 1,60-1,80 m über Gehniveau zugemauert (Abb. 135). Die ursprüngliche Form und Grösse der Fenster konnte nicht festgestellt werden, da der Verputz im oberen Teil der Schiffswand nicht entfernt wurde.

An der Südwand der Kapelle war zwischen dem Schiff und der Sakristei eine deutliche Stossfuge zu erkennen (Abb. 136). Sie dokumentiert klar, dass die Sakristei sekundär an die Kapelle angebaut wurde. Die im Kir-



Abb. 134: Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus. Kapelle während der Renovationsarbeiten. Blick von Südosten.



Abb. 133: Mesocco, Kirche San Pietro. Östlicher Gruft-raum. Blick von Westen.

136 Den Architekten Attilio und Devis Bruni sei herzlich für die Überlassung der Plan- und Fotounterlagen gedankt.

137 POESCHEL, wie Anm. 133, 348-353.

138 CLAVADETSCHER Urs, Die Gräfte in der Pfarrkirche San Pietro in Verdabbio. In: AiGR 1992, 266-268.

139 Dokumentationen ADG 1980 und 1982.

140 CLAVADETSCHER Urs, Buseno S.S. Pietro e Antonio Abate. Ergebnis einer Teilgrabung. In: AiGR 1992, 295-297, speziell Abb. 2.

141 POESCHEL, wie Anm. 133, 284-289, speziell 288.

142 CLAVADETSCHER, wie Anm. 138.

143 Freundliche Mitteilung Nando Iseppi, Chur. – Siehe diesbezüglich auch die Beschreibung eines solchen Bestattungsritus: LARDELLI TOMMASO, La mia Biografia con un po' di Storia di Poschiavo nel secolo XIX, Poschiavo 2000, z.B. 36.

144 POESCHEL ERWIN, KdmGR III, 256-258.

145 GEMEINDE RIOM-PARSONZ (Hrsg.) Heimatbuch Riom-Parsonz, Chur 2001, Beilage Flurnamenplan, Planquadrant E4, wobei eine nähere Lokalisierung auf dieser Karte nicht möglich ist.

146 POESCHEL, wie Anm. 144, 257.

Abb. 135: Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus. Zugemauertes Fenster an der Südseite des Schiffes. Blick von Süden.

Abb. 136: Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus. Mauerfuge zwischen Schiff und Sakristei. Blick von Westen.

Abb. 137: Riom-Parsonz, Kapelle St. Bartholomäus. Mauerfuge zwischen Turm (links) und Schiff (rechts). Blick von Norden.



cheninnern über dem Sakristeieingang sichtbare Inschrift mit der Jahrzahl 1662¹⁴⁷ dürfte massgebend für das Baudatum der Sakristei sein.

Im Bereich des Rechteck-Chores waren knapp über dem heutigen Aussenniveau mehrere Balkenlöcher im Mauerwerk zu erkennen. Die Holzbalken sind infolge der Bodenfeuchtigkeit vollständig vergangen. Durch den Einbau dieser Ankerbalken verstärkte man die Chormauern.

Auch in der Schiffs-Nordwand liess sich auf einer Höhe von über 2,00 m über dem Gehniveau ein Ankerbalken im Mauerwerk erkennen, das Holz war hier noch erhalten.

An der Ostseite des Turmes liess sich zwischen der Turm- und der Chormauer eine Fuge fassen. An der Nordseite war eine solche zwischen Turm und Schiff erst auf einer Höhe von 2,10 m zu erkennen (Abb. 137). Diese Fugen bestätigen, dass der Turm erst in einer späteren Phase (1665) erbaut worden ist¹⁴⁸. Damals wurde die nordöstliche Ecke des Schiffes und ein Teil der Chor-Nordwand abgebrochen und anschliessend der Turm erstellt.

Im Zusammenhang mit der Überlieferung

eines Vorgängerbaus südlich der “Val da Morts” und der Verlegung der Kapelle nach Salaschigns¹⁴⁹ stellt sich die Frage nach dem Standort der abgegangenen Kapelle, die durch die Flurbezeichnung “Plaz Baselgia” im Volksmund als einigermassen gesichert gilt¹⁵⁰. Giatgen Peder Demarmels, Riom-Parsonz, und Gion Men Schmidt, Sur, wiesen uns darauf hin, dass auf einer alten Ansicht der Gemeinde Riom-Parsonz aus der Zeit um 1850 die Kapellenruine nördlich des Adontbach-Tobels möglicherweise noch zu erkennen sei¹⁵¹. Auf der Ansicht lässt sich tatsächlich auf dem Nordabbruch des Tobels ein Gebäude oder eine Ruine erkennen; ob es sich dabei um die alte Kapelle handelt, ist nicht zu entscheiden.

Im Anschluss an unsere Untersuchungen an der Kapelle St. Bartholomäus suchten wir den Geländesporn auf, wo sich die Flur “Plang Baselgia” oder “Plaz Baselgia” befindet. Gebäuderuinen sind heute im Gelände nicht zu erkennen. Lediglich an einer Stelle fällt nahe dem Tobelrand eine Mulde auf, wo man sich eine abgegangene Kapellenruine vorstellen kann.

Jürg Rageth

147 Die Inschrift lautet: HAC BASILICAM BENE COLLABET, RESTAURADA CVRAVI, F. VIATOR A CLARIS MISS. ANO D. MDCLXII

148 POESCHEL, wie Anm. 144, 257.

149 POESCHEL, wie Anm. 144.

150 GEMEINDE RIOM-PARSONZ, wie Anm. 145.

151 GEMEINDE RIOM-PARSONZ, wie Anm. 145, 39.

Roveredo, Valasch

LK 1314, 729 261/121 250, 293 m ü. M.

Das Nationalstrassenprojekt A 13c, Umfahrung Roveredo, sieht vor, mit dem Ausbruchmaterial des geplanten Tunnels San Fedele die vorgelagerte Ebene zu überdecken. 1965 waren beim Autobahnbau auf der Flur Tre Pilastrì (Abb. 138, 1), die 200 m vom neuen Strassenprojekt entfernt liegt, 30 römische Gräber zum Vorschein gekommen¹⁵². Aus diesem Grunde führte der ADG 2002 im betroffenen Gebiet archäologische Untersuchungen durch.

Die Sondierungen fanden auf der Flur Valasch und im Bereich des projektierten Südportals des Tunnels statt. Im März wurden in der Ebene geomagnetische Messungen durchgeführt¹⁵³, die zum Ziel hatten, archäologische Strukturen ohne aufwendige Bodeneingriffe zu orten. Im Juli und August fanden archäologische Sondierungen (insgesamt neun Sondiergräben) in der Ebene (Abb. 138, 2) und im Bereich des geplanten Südportals (Abb. 138, 3) statt.

In der Ebene ergaben die Magnetikmessungen und die Sondierungen keine Hinweise auf archäologische Strukturen. Aus einer humos-sandigen Schicht in 1,5 m Tiefe wurden Holzkohlestücke geborgen. Zwei C14-Datierungen, am Institut für Teilchenphysik an der ETH Zürich durchgeführt, ergaben spätmittelalterliche bis frühneuzeitliche Daten (Abb. 139, ETH-26258 und ETH-26259). Das heisst, dass zumindest die oberen 1,5-2 m Ablagerungen in der Ebene aus den letzten fünf Jahrhunderten stammen.

Anders verhält es sich im Bereich des geplanten Südportals des Tunnels. Dieses kommt am südlichen Abhang des Hügels Bel bzw. auf der Flur Valasch zu liegen, wo



aufgrund der Topographie mit archäologischen Befunden gerechnet werden konnte. Tatsächlich wurde im untersten der drei im Abhang angelegten Sondiergräben ein Steinplattengrab aus dem Hochmittelalter entdeckt. Zwei C14-Daten von Knochen machen eine Datierung der Bestattung um 1000 n. Chr. wahrscheinlich (Abb. 139, ETH-26266.1 und ETH-26266.2). Die anthropologische Untersuchung hat ergeben, dass es sich um eine knapp 50-jährige Frau handelt.¹⁵⁴

Im obersten der drei Sondiergräben konnten zwei Gruben gefasst werden. Ihre Verfüllung besteht aus humos-brandigem Material und durch Hitze geplatzten Steinen. Die wenigen Keramikfragmente aus diesen Gruben können typologisch in die jüngere Eisenzeit datiert werden. Dies wird durch die C14-Daten bestätigt, die zwischen 400 und 200 v. Chr. liegen (Abb. 139, Grube 62: ETH-26262 und ETH-26263; Grube 63: ETH-26264 und ETH-26265).

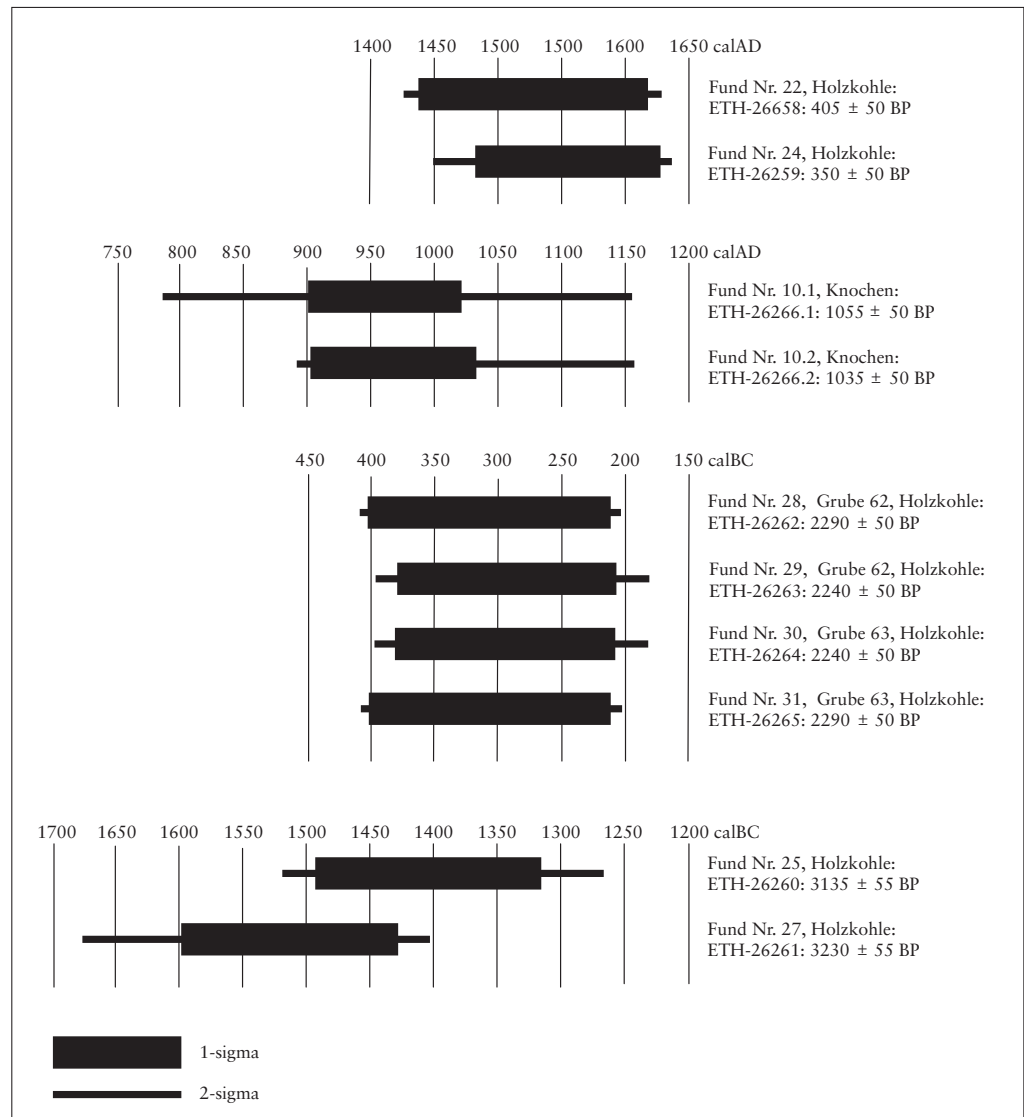
Abb. 138: Roveredo, Valasch. Roveredo mit Blick in die Val Traversagna. Blick nach Südosten. 1 Tre Pilastrì; 2 Ebene; 3 geplantes Südportal.

¹⁵² SCHWARZ GEORG THEODOR, Römische Villa und Gräberfeld bei Roveredo im Misox GR. Ur-Schweiz XXIX, 1965, 2/3, 38-46; MEZTGER INGRID R., Roveredo-Tre Pilastrì. Ausgrabungen des Rätischen Museums von 1965. (in Vorbereitung, erscheint voraussichtlich in JbSGUF 88, 2004).

¹⁵³ Jürg Leckebusch, Prospektion Kantonsarchäologie Zürich. Job 50029. Bericht vom 4.4.2002.

¹⁵⁴ Bruno Kaufmann, Anthropologisches Forschungsinstitut (Aesch, BL). Bericht vom 23.1.2003.

Abb. 139: Roveredo, Val-
lasch. Die kalibrierten
C14-Daten.



Unter diesen Gruben befand sich eine humos-sandige Schicht mit hohem Holzkohleanteil. Aus dieser Schicht konnten keine Funde geborgen werden. Es ist deshalb nicht klar, ob es sich um eine Kulturschicht oder Reste eines Wald- oder Flurbrandes handelt. Zwei C14-Daten weisen ins 16./15. Jh. v. Chr. (Abb. 139, ETH-26260 und ETH-26261).

Die Resultate der archäologischen Sondierungen machen im Bereich des geplanten

Tunnelportals eine Flächengrabung von etwa 3000 m² notwendig. Bruno Caduff

Sent, Soblantin

LK 1199, 820 840/188 440, 1220 m ü. M.

Im Herbst 2002 erhielt der ADG durch Nicolin Bischoff, Ramosch, die Mitteilung, Carl Mosca aus Sent habe vor kurzem den Standort der Valentinskirche entdeckt. In der kurz nach 1570 von Ulrich Campell

verfassten Chronik “Raetiae alpestris topographica descriptio” werden in der Beschreibung der Gemeinde Sent die “Valentinswiesen” erwähnt. Nach Campell sind dort die Ruinen einer Valentinskirche zu finden. Seiner Beschreibung zufolge fliesst auch ein Bach durch die Wiesen, wo “Übeltäterinnen” ersäuft worden sind. Auf dem nahe gelegenen Hügel namens “Chünettas” befand sich nach seinen Angaben die Richtstätte¹⁵⁵.

Erwin Poeschel weist in den Kunstdenkmälern des Kantons Graubünden darauf hin, dass unterhalb von Sent auch eine Flurbezeichnung “Val San Valentin” und eine Brücke “Punt San Valentin” vorhanden sind¹⁵⁶. Er wirft zugleich die Frage auf, ob es sich bei der von Campell erwähnten Ruine nicht doch eher um die Kapelle St. Nikolaus handelt. Die Valentinskirche könnte sich nach seinen Überlegungen im Dorf Sent befunden haben.

Auf den 14. Oktober vereinbarten wir mit Nicolin Bischoff und Carl Mosca eine Begehung der Flur “Soblantin”. Diese liegt rund 200 Höhenmeter unterhalb der Gemeinde Sent auf einer breiten, leicht ansteigenden Terrasse des Inns¹⁵⁷. Die heute noch in der Landeskarte verwendete Flurbezeichnung “Soblantin” dürfte ein sprachlicher Zusammenzug der ursprünglichen Flurbezeichnung “San Valentin oder Son Valentin” sein¹⁵⁸.

Die Mauerreste befinden sich zwischen der Kantonsstrasse und einem tiefer gelegenen Feldweg, bei dem es sich möglicherweise um die ehemalige Talstrasse handelt. Nur 300-350 m südlich der Gebäudereste wurden in den 1960er Jahren in der Flur Spejel bescheidene Reste einer eisenzeitlichen und einer römischen Siedlung ausgegraben¹⁵⁹.

Der Grundriss liegt auf einer markanten



Abb. 140: Sent, Soblantin.
Die markante Terrasse mit
den eingewachsenen Mau-
ern der Kirche St. Valentin.
Blick von Norden.

Terrasse, von wo aus man einen prächtigen Überblick über die Innterrasse von Soblantin und Spejel bis nach Scuol hat. Die Mauerreste sind von Gestrüpp eingewachsen. Der Grundriss hat ein Ausmass von 12 x 6 m, wobei sich insbesondere die Südmauer markant abhebt. Carl Mosca fiel der Grundriss erstmals im Frühjahr durch unterschiedliche Bewuchsmerkmale auf. Im Bereich der Mauerreste war der Grasbewuchs viel karger als im umliegenden Gelände.

In einem Sondierschnitt wurde die gut gemörtelte Südmauer gefasst; aus diesem Schnitt stammen auch mehrere Mörtel- und zwei Verputzfragmente. Westlich des Grundrisses ist im Abhang eine markante, schräg verlaufende Trockenmauer sichtbar, bei der es sich möglicherweise um die Flankenmauer des Zugangsweges handelt.

Mit diesem Befund scheint mit grosser Wahrscheinlichkeit die Valentinskirche gefasst worden zu sein. Die im Volksmund gut verbürgten Flurnamen “Soblantin”, “Valentinswiesen”, “Valentinsbrücke” und auch der Begriff “Val San Valentin” lassen die Vermutung Poeschels, dass es sich bei der von Campell beschriebenen Ruine um die abgegangene Kapelle St. Nikolaus handelt, als wenig wahrscheinlich erscheinen.

Jürg Rageth

155 CAMPPELL ULRICH, Zwei Bücher rätischer Geschichte. Erstes Buch, topographische Beschreibung von Hohenrätien, Chur 1851 (deutsch bearbeitet von Conradin von Mohr), Kapitel 27, 102.

156 POESCHEL ERWIN, KdmGR III, 491.

157 Nicolin Bischoff und Carl Mosca sei herzlich für die Mitteilung und Begleitung gedankt.

158 SCHORTA ANDREA, Rätisches Namenbuch, Bern 1964, I, 301a, respektive III 603.

159 JbSGU 44, 1954/55, 94. – Grabungsberichte von Armon Planta von 1963 und Dokumentation RM.

Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen
LK 1215, 754 110/174 100, 683 m ü. M.

Im Jahre 2002 unterzog die Gemeinde Sils i. D. ihr Hauptstrassennetz einer gründlichen Sanierung. Dabei sollten nicht nur Kofferungen und Beläge erneuert, sondern auch in den Strassen verlegte Leitungen ausgewechselt werden. Die von Frühling bis Herbst dauernden Arbeiten wurden etappiert; ab Juni war der Bereich des Dorfplatzes mit dem zentralen Brunnen und der nach Norden (Fürstenau) führende Hauptstrassenarm an der Reihe. Dem geistesgegenwärtigen Handeln von Rudolf H. Künzler, Anstösser an die Hauptstrasse, ist es zu verdanken, dass bei diesen Bauarbeiten nicht leichtfertig bauliche Zeugen einer früheren Zeit für immer verschwanden. Er hatte erkannt, dass die Bagger dicht neben dem heutigen Dorfbrunnen auf ältere Mauern gestossen waren.

Ein Grundrissplan des Dorfes, den Künzler schon vor Jahren im Silser Gemeindearchiv fand, dokumentiert den Wiederaufbau von

Abb. 141: Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen. Der neue Dorfplatz nach dem Brand von 1887. Blick von Norden.



Abb. 142: Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen. Freilegung des Abwasserkanals unmittelbar nördlich des Dorfbrunnens. Blick von Norden.

Sils nach dem grossen Brand vom 30. April 1887 (Abb. 146)¹⁶⁰. Auf diesem Plan ist ersichtlich, dass sich der Dorfplatz (mit damaligem Brunnen) vor dem Brand südwestlich des heutigen befand, indes der heutige Dorfplatz (mit bestehendem Brunnen) war bis 1887 grösstenteils überbaut. Die Bagger waren offensichtlich auf Mauern von Häusern gestossen, welche beim Wiederaufbau des Dorfes, der aus Brandschutzgründen breiter angelegte Freiräume vorsah, dem neuen Gefüge geopfert wurde¹⁶¹. Wie sich jetzt herausstellte, blieb immerhin den Kellergeschossen dieser Gebäude das Schicksal ihrer Oberbauten erspart. Mit Schutt aufgefüllt, verschwanden sie mit der gleichzeitigen Anhebung der Strassenniveaux aus dem Blickfeld (Abb. 141). Um die historisch wertvollen Zeugen eines aus dem Mittelalter heraus gewachsenen, dörflichen Siedlungsgefüges nicht zu zerstören, waren die Strassenbauer bereit, die ursprünglich geplante Kofferungstiefe im Bereich des Dorfplatzes anzuheben, womit sämtliche noch erhaltene Gebäudemauern unversehrt blieben.



Nicht vollumfänglich, aber doch in grossen Teilen konnte ein gemauertes Kanalsystem erhalten werden (Abb. 142). Dieses wurde nach dem grossen Brand von 1887 in die neue Strasse verlegt und führte sowohl Wasser aus dem damals neu errichteten Dorfbrunnen wie auch Traufwasser des damaligen Hauses Nr. 18 – heute Nr. 43 – ab (Abb. 146). Ein kleiner Abzweiger im Osten leitete zudem Wasser aus dem Hof des Hauses Nr. 18 dazu (Abb. 143). An jener Stelle, an welcher der Abzweiger unter der Hofmauer hervortritt, befand sich bis 1887 der Eingang zum betreffenden Grundstück. Infolge der nachbrandzeitlichen Erhöhung des Strassentrasses wurde dieser Zugang aber geschlossen und nach Süden verlegt.

Am Punkt, an dem die beiden grösseren Kanalarmlen in der Strasse aufeinandertreffen, befand sich möglicherweise ein Reinigungsschacht. Weiter westlich stösst der nun vereinigte Kanal auf eine ebenfalls 1887 nach dem Brand neu errichtete Mauer (rote Linie auf dem Plan). Diese in Nord-Süd-Richtung verlaufende Mauer bildete die Grenze zwischen der verbreiterten Strasse im Westen und dem etwa drei Meter tiefer liegenden,



westlich angrenzenden Obstgarten. In die Stützmauer integriert ist ein senkrechter Schacht, welcher das Wasser aus dem Kanalsystem in den Obstgarten hinunter leitete, wo es durch eine Öffnung ins Freie floss (Abb. 144)¹⁶². Sehr viel Wasser dürfte aber, ausser bei starken Niederschlägen, nicht durch dieses Kanalsystem geflossen sein. Der eigentliche Brunnenüberlauf wurde nämlich von den Eigentümern des damaligen Hauses Nr. 25 – heute Nr. 61 “Restaurant Post” – genutzt. Nur das nicht verwendete Restwasser, der Überlauf vom Überlauf sozusagen, floss durch den gemauerten



Abb. 145: Sils i.D., Sanierung Hauptstrassen. Blick von Süden ins Innere des Abwasserkanals.

Abb. 143: Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen. Der Abwasserkanal westlich des Hauses Nr. 18 (heute Nr. 43). Blick von Osten.

Abb. 144: Sils i. D., Sanierung Hauptstrassen. Der Abwasserkanal zwischen dem Haus Nr. 18 (heute Nr. 43) und der früheren Stützmauer zum Obstgarten. Im Vordergrund die Stelle mit dem senkrechten Wasserabflussschacht. Blick von Westen.

160 Originalplan im Gemeindearchiv Sils.

161 CAVIEZEL NOTT: Dorfbrände in Graubünden 1800 - 1945. Schriftenreihe Chesa Planta Zuoz, Heft 4, Zuoz 1998, 96.

162 Diese und folgende Informationen verdanken wir Rudolf H. Künzler, Landwirt in Sils i. D.

163 Wir bedanken uns bei Rudolf Künzler, dipl. Kulturingenieur und Kreisgeometer in Paspels, für die Ausführung der Vermessungsarbeiten, die guten Fotos und die erbauliche Zusammenarbeit.

Abb. 146: Sils i.D., Sanierung Hauptstrassen. Grundrissplan des Silser Dorfkerns, auf den der freigelegte Abwasserkanal projiziert ist. Als Grundlage diente ein aquarellierter Plan aus dem Jahre 1887, der den Wiederaufbau des Dorfes nach dem grossen Brand vom 30. April 1887 dokumentiert. Mst. 1:1000.

Kanal in der Strasse ab. Mit dem Bau der Kanalisation 1929 wurde das alte, gemauerte System aufgehoben, verblieb aber als Relikt im Boden. Seit 1984 steht an der Stelle des Obstgartens die neue Post von Sils. Die Stützmauer mit dem Senkrechtschacht verschwand unter der Parkbucht für den Postautoverkehr. Die Seitenmauern der Silser Wasserkanäle wurden einhäuptig, das heisst von der Kanalinnenseite her, in die Strassenkoffering gebaut¹⁶³. Die dazu vorwiegend verwendeten

Bruchsteine sind mit etwas Mörtel verbunden worden. Als Kanalsohle dienen flache, liegende Steinplatten. Grössere, massive Bruchsteinplatten decken den Kanal ab. Diese wurden aber nicht vermörtelt, sondern trocken auf die Seitenmauern des Kanals gelegt. Der so entstandene Innenraum misst etwa 30x30 cm (Abb. 145). Über den Platten lag das Strassentrassee, welches den Kanal nicht sichtbar liess (Abb. 141). Standen Ausbesserungs- oder Wartungsarbeiten an, konnten die nicht vermörtelten Abdeck-



platten aber mit geringem Aufwand freigelegt und entfernt werden. Parallelen zu Weisswasserkanälen¹⁶⁴ dieser Art sind beispielsweise in der Altstadt von Chur zu finden. Dort wurde im Jahre 1824 ein ganzes Netz solcher Kanäle gebaut und damit erstmals Churer Abwasser in den Untergrund verlegt¹⁶⁵.
Manuel Janosa

Sils i. E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia

LK 1277, 778 035/145 135, 1800 m ü.M.

Im Herbst 1964 stiess man beim Bau eines Wohnhauses (Haus Suhner) in Sils i. E./Segl, Baselgia, etwa 80 m südöstlich der Kirche St. Lorenz, auf vier römische Altäre aus Laveststein, die der Diana (Göttin der Jagd), dem Silvanus (Gott des Waldes), dem Mercurius (Gott des Handels) und den Pastores (Hirtengötter) geweiht sind¹⁶⁶. – Die Fundumstände waren alles andere als ideal: Die Altäre fanden sich beim Aushub eines Hausfundamentes in einer Tiefe von gut 2 m Tiefe unter der Oberfläche¹⁶⁷. Die Bauarbeiter, die den Graben von Hand aushoben, brachten die Altäre ans Tageslicht, ohne sich der Bedeutung der Fundobjekte bewusst zu sein. Höchstwahrscheinlich wurden die Altäre mehrfach durch Pickelschläge beschädigt, wobei auch einzelne Fragmente verloren gingen.

Erst einige Zeit später wurden die Altäre durch Anwohner entdeckt, sichergestellt und dem RM gemeldet.

Nach dem Fundprotokoll sollen sich die Votivaltäre in einer fundfreien, siltigen Schicht befunden haben, die gemäss Gutachten von Francis de Quervain von der ETH Zürich eindeutig als "Siltmaterial mit Feinsand" bestimmt ist. Diese Schicht wurde deshalb als Seeablagerung interpretiert¹⁶⁸.

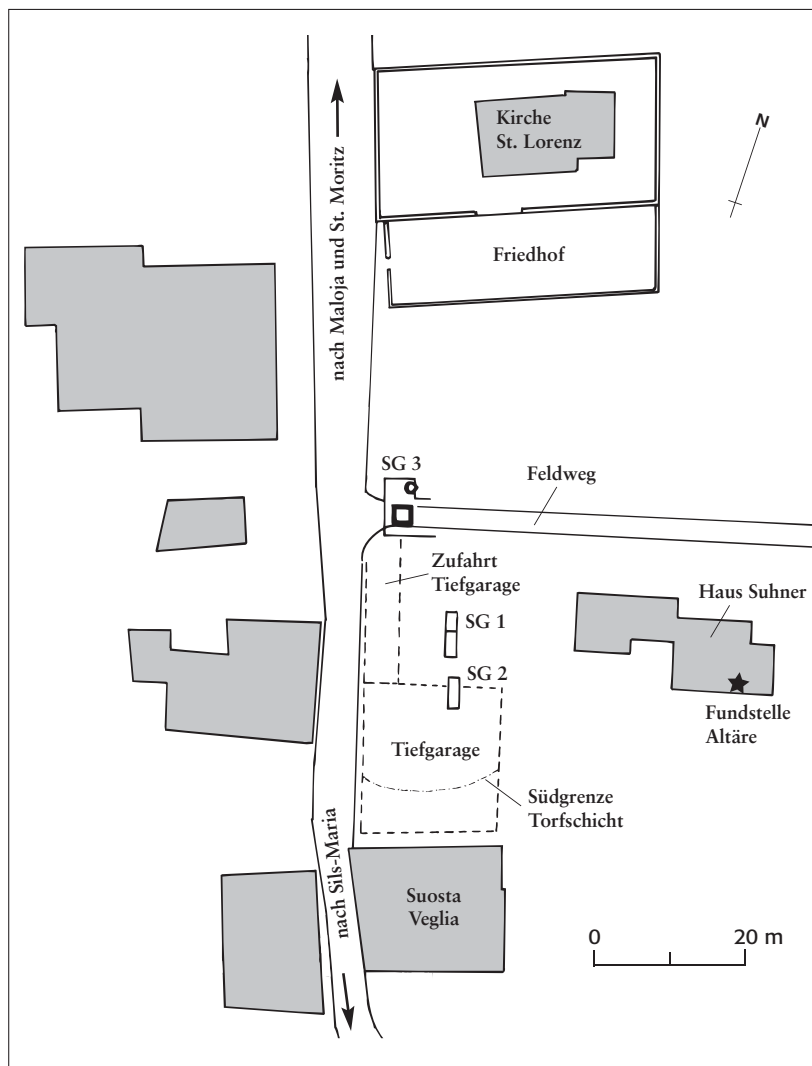


Abb. 148: Sils i.E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. Übersicht der Baustelle am Beginn der Ausführung. Blick von Norden.

Abb. 147: Sils i.E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. Situationsplan mit der Lage der Baugrube für die Tiefgarage und den SG 1-3. Der Stern bezeichnet die ungefähre Stelle, an der 1964 die römischen Altäre gefunden wurden.

Mst. 1:1000.

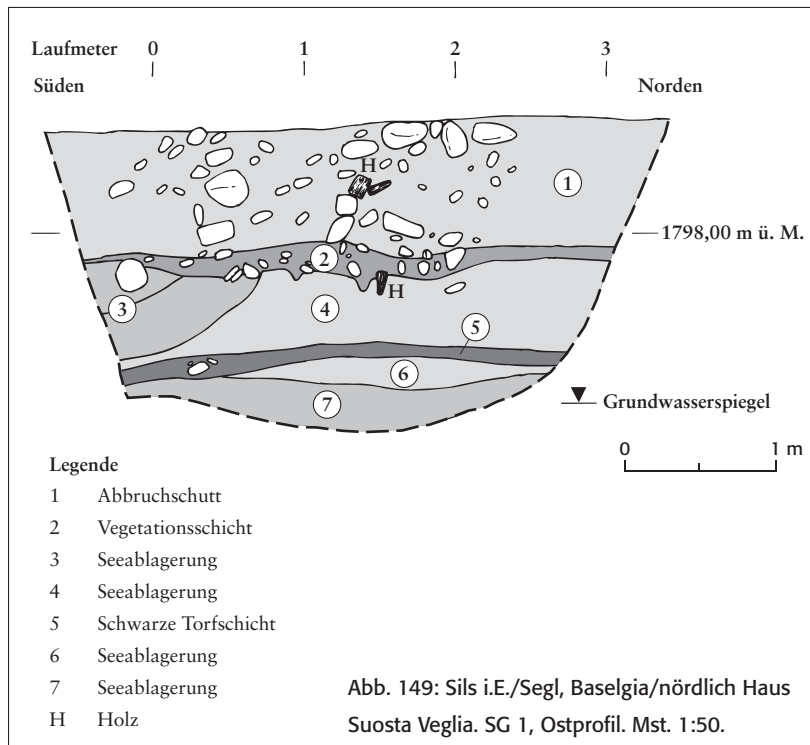


Abb. 149: Sils i.E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. SG 1, Ostprofil. Mst. 1:50.

Anfang Juni 2002 erfolgte eine erste Begehung der Baustelle durch den ADG, nachdem die Verlegung bestehender Kanalisationen und Leitungen durchgeführt worden war.

Unmittelbar nördlich der Suosta Veglia war bereits ein 3 m breiter, von Ost nach West verlaufender Graben geöffnet worden. In diesem waren aber ausser mehreren kiesigen Schichten keine weiteren Ablagerungen zu erkennen. Im übrigen Bereich war in der Zwischenzeit der Humus abgestossen und die Baupiste erstellt worden. Bereits oberflächlich liess sich eine moderne Schicht mit Abbruchschutt, in der sich auch Holzbretter mit Eisennägeln befanden, erkennen.

Im Bereich der geplanten Tiefgarage und nördlich davon liess der ADG zwei Sondiergräben ausheben (Abb. 147, SG 1 und SG 2); das übrige Areal war zu diesem Zeitpunkt teilweise mit Materialdeponien belegt und durfte wegen der noch in Gebrauch stehenden Leitungen nicht tangiert werden.

Unmittelbar nördlich der geplanten Tiefgarage wurde SG 1 (Abb. 147) mit einer Länge von 4 m und einer Breite von 1,40 m geöffnet.

Im SG 1 (Abb. 149) zeichnete sich zuoberst eine 80 cm starke hellbraune, steinig-humose Schicht ab, die stellenweise viel neuzeitlichen Abbruchschutt und Geschirrkemik des 19. Jahrhunderts enthielt (Abb. 149,1). Bei der Schicht handelt es sich zweifellos um eine Aufschüttung jüngeren Datums. Die weiteren, von oben nach unten folgenden Schichten können folgendermassen beschrieben werden:

- eine 15-20 cm starke hellbraune, steinig-humose Schicht, möglicherweise eine Vegetationsschicht (Abb. 149,2).
- eine grünlich-graue, 50-60 cm dicke leh-

164 Mit "Weisswasser" wird sog. Meteowasser bezeichnet, also aus Brunnen, von Dächern und aus Strassenschächten, nicht aber aus Toiletten.

165 CORRINS BETTINA: Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Jb ADG DPG 1994, 70-77.

166 ERB HANS/BRUCKNER AUGUSTE/MEYER ERNST, Römische Votivaltäre aus dem Engadin und neue Inschriften aus Chur. Helvetia Antiqua, Festschrift für Emil Vogt, Zürich 1966, 223-232. – Jb SGUF 54, 1968/69, 146.

167 ERB/BRUCKNER/MEYER, wie Anm. 166, 223. – Dokumentation RM; Aufnahmeprotokoll der Kantonspolizei GR vom 26.12.1964.

168 Gutachten von Francois de Quervain (ETH Zürich) vom 9.8.1965.

169 ERB/BRUCKNER/MEYER, wie Anm. 166, 223.

Aufgrund dieses Gutachtens nahm der damalige Konservator des RM, Hans Erb, an, dass die Altäre in römischer Zeit entweder von einem Schiff in den See gefallen oder von einem nahen Heiligtum in den See hinein gelangt seien¹⁶⁹. Aufgrund der sekundären Lage in einer Seeablagerung verzichtete der ADG später darauf, für das Fundareal der Altäre eine "Archäologiezone" auszuscheiden.

Im Frühjahr 2002 erfuhr der ADG durch die DPG von einem geplanten Umbau des ehemaligen Sustgebäudes Suosta Veglia und dem Neubau einer Tiefgarage an der Nordseite.

Wegen der geringen Entfernung von 30 m zur Fundstelle der Altäre vereinbarten wir in Absprache mit dem beauftragten Architekturbüro Hans-Jörg Ruch in St. Moritz und der Gemeinde Sils i. E./Segl die Überwachung des Aushubes für die Tiefgarage.

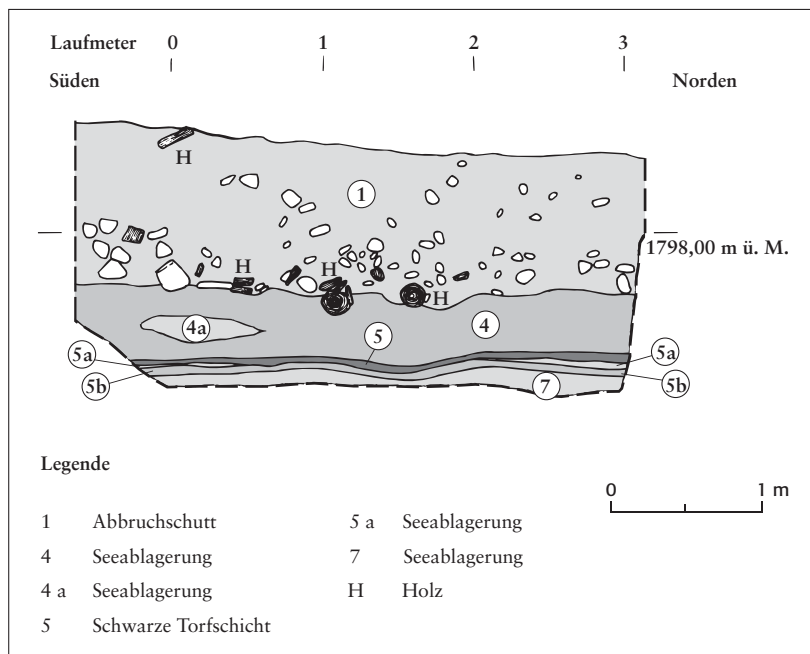
mig-siltige Schicht mit ockerfarbenen, wohl organischen Einschlüssen, zweifellos eine Seeablagerung (Abb. 149,4). Im nördlichen Profilteil eine Mulde, verfüllt mit grau-grünlichem, fein-kiesigem Material (ohne Steine) (Abb. 149,3).

- eine 5-15 cm starke, schwarze Schicht mit viel organischen Einschlüssen, die auch stark glimmerhaltig und etwas holzkohlehaltig (kleine Holzkohlesplitter) war. Bei der Schicht handelt es sich eindeutig um eine Torfschicht. Sie enthielt eine Lavescherbe, ein Eisenobjekt und kleine Knochenfragmente (Abb. 149,5).
- eine hellbräunlich-graue, siltig-feinkiesige Schicht (Abb. 149,6) und mit grau-grünlichen, sandig-siltigen Materialien von 40 cm und mehr Dicke (Abb. 149,7). Bei diesen Schichten handelt es sich eindeutig um Seeablagerungen.

Innert kurzer Zeit begann sich der SG 1 mit Grundwasser zu füllen. Da die schwarze Schicht (Abb. 149,5) in SG 1 beim Baggeraushub grösstenteils durchschlagen worden war, erweiterten wir den Graben nach Norden um 2,50 m bis auf deren Oberfläche. Anschliessend wurde die schwarze, 20 cm starke Schicht von Hand abgebaut. Sie enthielt organisches Material (auch Holz), aber auch Steine. Auf eine Fläche von etwa 3 m² enthielt die Schicht 10 Knochenfragmente (einzelne verbrannt), ein Lavezfragment und einen Ziegelsplitter. Aufgrund dieser Funde kann die Schicht in römischer Zeit entstanden sein.

Im Nordbereich der Baugrube wurde SG 2 (Abb. 147) angelegt, der 1,40 m breit und 4 m lang war.

Auch in SG 2 (Abb. 150) zeichnete sich die hier maximal 1 m starke hellbraune, steinig-humose Abbruchschuttschicht mit Holzresten ab (Abb. 150,1), bei der es sich zwei-



fellos um eine Planie des 19. Jahrhunderts handelt. Darunter konnten folgende Schichten festgestellt werden:

- eine grau-grünliche, lehmig-siltige Seeablagerung, die partiell sandige Einschlüsse aufwies (Abb. 150,4.4a).
- die schwarze, glimmerhaltige Torfschicht, die hier nur noch 2-5 cm stark war, in südlicher Richtung auszudünnen schien und die weder Steine noch Funde enthielt (Abb. 150,5).
- zwei dünne lehmig-siltige Seeablagerungen (Abb. 150,5a.5b).
- eine graue sandig-siltige Seeablagerung (Abb. 150,7).

Im Südbereich der Baugrube war die schwarze Torfschicht nicht vorhanden. Anfang Juli wurde der ADG informiert, dass man demnächst mit einem Teilaushub für die Tiefgarage beginnen werde. Doch wurde vorerst nur die Planie des 19. Jahrhunderts abgebaut und die Wände der Baugrube mit Spundbohlen gesichert, da man we-

Abb. 150: Sils i. E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. SG 2, Westprofil. Mst. 1:50.

gen dem hohen Wasserdruck mit Profileinbrüchen rechnen musste. Gleichzeitig waren nördlich der Tiefgarage, im Bereich des Feldweges, zwei Regulierschächte erstellt worden, um das eindringende Grundwasser aus der Baugrube abzupumpen. Im Profil dieser Baugrube (SG 3, Abb. 147) konnte wieder folgende Schichtabfolge beobachtet werden (Abb. 151):

- unter dem Asphalt der Strasse eine knapp 30 cm starke Kofferung (Abb. 151,1).
- eine graue, siltig-lehmige Seeablagerung mit organischen Einschlüssen (20 cm) (Abb. 151,2).
- eine grau-beige, siltig-sandige Seeablagerung mit wenig Kies (50-60 cm stark) (Abb. 151,3).
- eine hellbeige, siltig-sandige, steinhaltige Seeablagerung (15-20 cm) (Abb. 151,4).
- die schwarze Torfschicht mit Einschlüssen von Holzkohle und organischen Materialien (15 cm dick) (Abb. 151,5).

- eine dunkelgraue, lehmig-siltige Seeablagerung mit Holzeinschlüssen (10 cm) (Abb. 151,7).
- eine hellbeige, siltig-sandige Seeablagerung (Abb. 151,8).

Funde wurden während der Profilreinigung nicht beobachtet. Mitte Juli begann die zweite Aushubetappe bis in eine Tiefe von maximal 2,20 m.

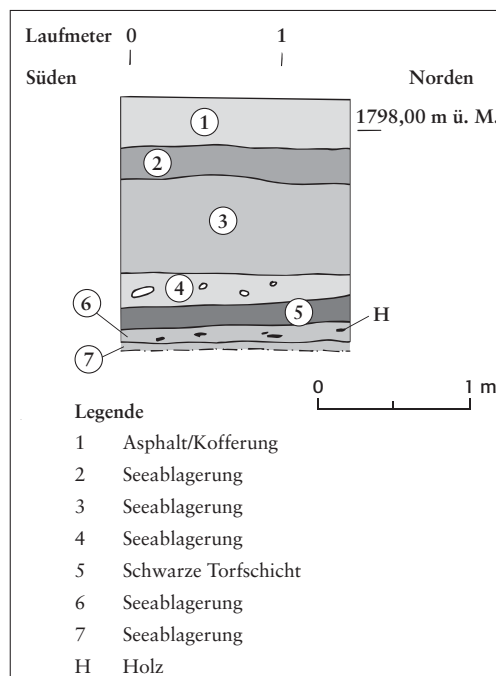
Bei diesen Arbeiten stellten wir fest, dass die schwarze Torfschicht unmittelbar nördlich der Suosta Veglia nicht vorhanden war. Erst im nördlichen Bereich der Baugrube wurde die Schicht in einer Dicke von 5-12 cm gefasst. Im Bereich der Tiefgaragenzufahrt war sie bis 15 cm stark, wieder vermehrt von steinigem Material durchsetzt und nahm nahezu den Charakter einer "Kulturschicht" an. Funde konnten während der maschinellen Aushubarbeiten nicht beobachtet werden. Lediglich aus dem Aushubmaterial, das auf dem Gebiet der Gemeinde Vicosoprano deponiert worden war, konnten einige Funde geborgen werden, so zwei möglicherweise römische Ziegelfragmente, ein Lavezfragment, ein Fragment römischer Gebrauchskeramik und vereinzelte Knochen, die aus der schwarzen Torfschicht stammen können.

Da nach grösseren Regenfällen der Grundwasserspiegel in der Baugrube auf bis zu 50 cm anstieg (Abb. 152), mussten die Aushubarbeiten Mitte Juli für mehrere Wochen eingestellt werden.

Die weiteren Bauarbeiten konnten erst in der ersten Hälfte August fortgesetzt werden, wurden aber von meiner Seite wegen Ferienabwesenheit nicht mehr überwacht. Nach Aussagen des Baupoliers waren aber keine weiteren Funde oder auch Befunde zu beobachten.

Nach unserem letzten Besuch am 19.8.

Abb. 151: Sils i.E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. SG 3, Westprofil.
Mst. 1:50.



stellten wir unsere Bauüberwachung definitiv ein, da die Baugrubenwände nicht mehr zugänglich waren.

Im Handbuch der Bündner Geschichte postuliert Stefanie Martin-Kilcher in ihrem Beitrag zu Graubünden in römischer Zeit¹⁷⁰ im Zusammenhang mit den Altarfunden ein römisches Heiligtum. Dieses lag nach ihrer Ansicht auf einer von Süden her zugänglichen Halbinsel, die in den Silser- und Silvaplanersee, die in römischer Zeit wahrscheinlich noch einen einzigen See bildeten, hinein ragte¹⁷¹. Martin-Kilcher nimmt aus diesem Grunde auch an, dass sich die römische Fahrstrasse – entgegen den Ansichten des Strassenforschers Armon Planta¹⁷² – eher auf der südlichen, sanfteren Seeseite befunden habe.

Unsere Beobachtungen in Sils i. E./Segl, Baselgia, haben anderweitige Resultate ergeben: Mit Stefanie Martin-Kilcher nehmen wir an, dass Silser- und Silvaplanersee in römischer Zeit noch verbunden waren. Die schwarze Torfschicht, die auf der Baustelle gefasst wurde, weist unserer Ansicht nach für die römische Zeit aber eher auf eine Halbinsel an der Nordseite des Sees, etwa im Bereich der Kirche St. Lorenz, hin. Diese Halbinsel dürfte durch Bergstürze von den steilen Südabhängen des Piz-Lagrev- oder des Polaschin-Massives gebildet worden sein. Die Landzunge wird aber kaum bis in den Bereich der im Hochmittelalter erbauten Suosta Veglia gereicht haben. Auf dieser Halbinsel könnte sich eine römische Station mit einem Heiligtum und im Frühmittelalter die im karolingischen Reichsgutsurbar von 840 n. Chr. erwähnte Station „de stabulo Silles“¹⁷³, vermutlich ein Wirtshaus oder eine Herberge, befunden haben. An diesem Ort befände man sich auch in unmittelbarer Nähe der von Armon



Abb. 152: Sils i. E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia. Baugrube nach Anstieg des Grundwasserspiegels. Blick von Norden.

Planta nachgewiesenen Karrengeleise der römischen Fahrstrasse. Unserer Meinung nach kann es keinen Zweifel geben, dass sich die römische Fahrstrasse, wie dies schon Planta postulierte, im Steilabhang nördlich des Silser- und Silvaplanersees befand: Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, fand jüngst in diesem Strassenabschnitt römische Hufschuhfragmente (siehe S. 116).

Auch wir haben uns gefragt, warum die römische Fahrstrasse ihren Weg auf der äusserst steilen, durch Bergsturz und Lawinen-niedergänge bedrohten, nördlichen Hangseite des Oberengadins suchte und nicht die sanftere Südseite wählte. Dies hängt nach unserer Beurteilung damit zusammen, dass man in römischer Zeit von Maloja her kommend so rasch wie möglich zum Julierpass hinauf an Höhe gewinnen und keinen grösseren Umweg um den Silser- und Silvaplanersee (und den Champfêrer-See) in Kauf nehmen wollte. Im übrigen weisen wir darauf hin, dass auch mehrere Bäche auf der Südseite der Seenlandschaft immer wieder Rufen-niedergänge auslösten (so z. B. Aua da Fedoz, Val Fedoz; Fedocla, Val Fex; verschiedene Bäche im Raum Surlej). Doch möchten wir damit nicht ausschliessen, dass in urgeschichtlicher oder römischer Zeit auch auf der Südseite der Seen zumin-

170 MARTIN-KILCHER STEFANIE/SCHAER ANDREA, Graubünden in römischer Zeit. Handbuch der Bündner Geschichte, Bd.1, Chur 2000, 61-67, speziell 92.

171 MARTIN-KILCHER/SCHAER, wie Anm. 170, Abb. S. 92.

172 PLANTA ARMON, Verkehrswege im alten Raetien, Bd. 2, Chur 1985, 23-39.

173 BUB I, 394,22.44.

dest eine Geh- oder Saumwegvariante vorhanden war, die unter anderem in Zeiten von Fels- oder Lawinnenniedergängen auch als Ersatzweg verwendet werden konnte.

Da bei der Bauüberwachung in Sils i. E./Segl, Baselgia/nördlich Haus Suosta Veglia, neben der schwarzen Torfschicht und den wenigen Kleinfunden keine eindeutigen archäologischen Strukturen fassbar waren, wurde auf eine Flächengrabung verzichtet. Hingegen soll das noch nicht überbaute, offene Wiesland zwischen der Suosta Veglia und der Kirche St. Lorenz im Rahmen des Ortsplanungsverfahrens als Archäologiezone ausgeschieden werden. Jürg Rageth

Stampa, Maloja

Keine Koordinatenangabe¹⁷⁴

Im Sommer 2002 teilte uns Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, mit, dass er auf Gemeindegebiet von Stampa, Maloja, an einem Felsabri (Felspartie mit Felsvorsprung) Balkenlöcher und eine antike Inschrift entdeckt habe, die unter Umständen auf eine urgeschichtliche Siedlung oder einen Rastplatz hinweise. Da wir zu diesem Zeitpunkt eine Baustelle in Sils/Segl i. E., Baselgia (siehe S. 141), überwachten, vereinbarten wir mit dem Entdecker einen Begehungstermin.

Bei der Fundstelle handelt es sich um ein 5-6 m langes und 3,7 m hohes Felsdach in einem langgezogenen Felsband, das einen Überhang von 1,5–2 m aufweist (Abb. 153).

In diesem Felsabri sind auf einer Höhe von 3,2 m über dem Gehniveau vier rechteckige Balkenlöcher (Nr.1-4) vorhanden, die in einem Abstand von 1,3-1,4 m nebeneinander angeordnet sind. Die Balkenlöcher sind 15 x20 cm bis maximal 17x25 cm gross. Nach unserer Beurteilung stehen die Balkenlöcher mit einer Dachkonstruktion für einen Holzbau in Zusammenhang.

Ein fünftes Balkenloch befindet sich nur 1,2 m über dem Gehniveau. Unmittelbar unter diesem Balkenloch ist eine kaum lesbare Inschrift (Name oder Initialen eines Namens) jüngsten Datums angebracht.

Im östlichen Teil des Abris befindet sich eine Feuerstelle mit neuzeitlichem Abfall.

4-4,50 m südlich der Felswand zeichnet sich im Gelände eine schwache Erhebung ab, die man als Trockenmauerkonstruktion oder Materialaufschüttung deuten kann.

Unmittelbar über den Balkenlöchern 1 und 2 befindet sich auf einer Höhe von 3,5 m über dem Gehniveau im überhängenden Bereich des Abris eine eingemeisselte, aber schlecht erhaltene Inschrift von 145 cm Länge und 8-9 cm Breite (Abb. 154-156). Die Inschrift umfasst 15-18 Zeichen, die schlecht erkenn- und lesbar sind. In der Inschrift fällt im Mittelteil das Zeichen (kh = Vogelfuss) auf, wie man es z. B. aus westgriechischen, etruskischen, aber auch aus venetischen und rätischen Inschriften (Alphabet von Bozen, respektive Sanzeno, und Magrè (I)) kennt¹⁷⁵. Im vorderen Teil der Inschrift ist ein weiteres Zeichen vorhanden, das als L gelesen werden kann. Weitere Ritz- oder Schriftzeichen sind wegen der schlechten Erhaltung nicht zu entziffern.

Abb. 153: Stampa, Maloja. Übersicht des Felsabri. Gut erkennbar sind die Balkenlöcher und die Rille. Blick von Süden.



Interessant ist am Schluss der Inschrift ein Zeichen in Form eines Doppelpunktes, wie wir sie auch als Worttrenner von andern Inschriften auf Stein und Bronze kennen¹⁷⁶.

Unmittelbar rechts der Inschrift, über den Balkenlöchern 2, 3 und 4, ist eine breite horizontale Rille von 15 cm Breite vorhanden (Abb. 153), die ebenfalls verschiedene "Bearbeitungsspuren" aufweist.

Die zeichnerische Aufnahme musste von einer Leiter aus durchgeführt werden. Dies erwies sich als höchst schwieriges Unterfangen, da sich auf der stark erodierenden Felsoberfläche eine Folie weder mit Klebändern noch mit andern Hilfsmitteln fixieren liess und es auf der Felsoberfläche während des Durchpausens praktisch permanent "rieselte".

Während uns die Entdeckung der eisenzeitlichen Inschrift zunächst tief beeindruckte, zweifelten wir von Anfang an bei den Balkenlöchern an einer eisenzeitlichen Datierung. Georg O. Brunner entdeckte eine weitere Inschrift, die sich ebenfalls 1,10-1,20 m über dem Gelniveau befindet. Sie kann eindeutig als IV 85 gelesen werden und bestätigte unseren Verdacht auf eine Nutzung des Abris in jüngerer Zeit. Abklärungen beim Kreiskommando Graubünden ergaben, dass es sich bei IV 85 um die militärische Abkürzung eine Glarner Füsiliereinheit des Bataillons IV handelt, die immer wieder im Raum Stampa, Maloja, Militärdienst leistete. Abklärungen beim Kreiskommando Glarus ergaben leider keine weiteren Informationen. Wir können uns vorstellen, dass im Bereich dieses Felsabris während eines länger dauernden Militärdienstes (während der Weltkriege oder in einer Verlegung) eine Holzbaracke erstellt wurde. Georg O. Brunner versuchte mit dem Metalldetektor abzuklären, ob mit ur-

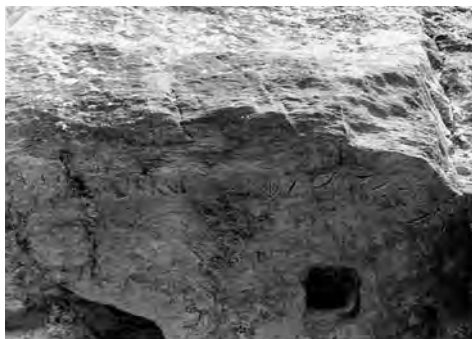


Abb. 154: Stampa, Maloja.
Die Inschrift über einem
neuzeitlichen Balkenloch.
Blick von Süden.

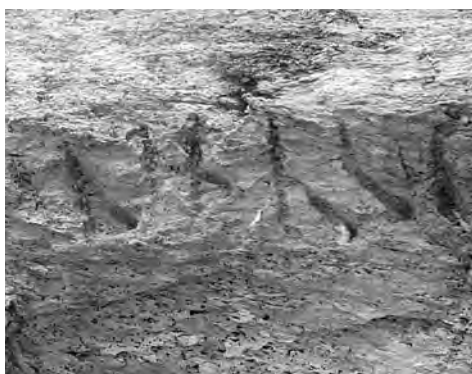


Abb. 155: Stampa, Maloja.
Ausschnitt der Inschrift.
Blick von Süden.

geschichtlichem Fundmaterial im Bereich des Abris zu rechnen sei, stiess aber nur auf rezentes Fundgut (Blehbüchsen, Nägel). Von der gleichen Fragestellung ausgehend legten wir einen Sondierschnitt von 2 m Länge und 1 m Breite an. Bei dieser Sondierung konnte weder eine eigentliche Kulturschicht festgestellt noch Fundmaterial geborgen werden. Bereits in einer Tiefe von 10-20 cm stiessen wir auf Fels. Ob es sich dabei um den anstehenden Fels oder um abgebrochene Blöcke der Felswand handelt, bleibt ungeklärt. Eine hellbräunliche Schicht, die ebenfalls in der Sondierung gefasst wurde, sprechen wir als anstehendes Grundmaterial an.

Wir vertreten vorläufig die Meinung, dass das Felsabri aufgrund der vorrömischen Inschrift in der Eisenzeit als Rastplatz genutzt wurde. Gleichzeitig lässt sich belegen, dass

174 Zum Schutz vor böswilliger Zerstörung werden die Koordinaten nicht veröffentlicht.

175 RISCH ERNST, Die Räter als sprachliches Problem. Jb-SGUF 55, 1970, 127-134. – Ders., Die Räter als sprachliches Problem. In: Schriftenreihe des RM, 28, 1984, 22-32, speziell die Tabelle auf S.23, Abb.1. – SCHUMACHER STEFAN, Die rätischen Inschriften. Geschichte und heutiger Stand der Forschung. Archaeolingua, Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Innsbruck 1992. – Ders., Das Etruskische und die "rätischen" Inschriften. HA 24/1993, 33-50.

176 RISCH ERNST 1984, wie Anm. 175, Abb. 3-5;12.

der Platz unter diesem Felsdach auch im 20. Jahrhundert als Standort für einen Holzbau und als Rast- und Grillplatz verwendet wurde.

Im östlichen Teil des Abris sind an einer leicht überhängenden Felspartie 1,70-2,50 m über dem Gehniveau 8-9 rundliche bis ovale Schalen vorhanden, die mit grosser Wahrscheinlichkeit künstlich in den Felsen eingearbeitet wurden. Die runden Schalen weisen einen Durchmesser von 6-9 cm und eine Tiefe von 3,8 cm auf; die ovalen sind grösser: 12x11 cm, 15x20 cm und 25x10 cm gross und 4,5-10 cm tief. Einzelne Schalen erinnern formal an "Fussabdrücke".

"Schalensteine" der gefundenen Art sind in Graubünden bekanntlich sehr zahlreich¹⁷⁷. Sie weisen auch ein recht grosses Datierungsspektrum auf¹⁷⁸. Für den bündnerischen Alpenraum neu ist die Lage an der Unterseite eines überhängenden Felsens. Sie wirft in Hinblick auf die Interpretation solcher Schalensteine¹⁷⁹ neue Fragen auf. Gerade im Zusammenhang mit der weiter oben beschriebenen Inschrift kann eine urgeschichtliche Datierung dieser Schalen nicht von vornherein ausgeschlossen werden. In der Umgebung der Fundstelle gibt es weitere Schalen auf Felspartien und auf Felsblöcken.

In welcher Richtung die Inschrift gelesen werden muss, ist vorläufig unklar. Dem Spezialisten für rätische Inschriften, Stefan Schumacher, Freiburg i. Breisgau (D), wur-



Abb. 157: Stampa, Maloja. Eingetiefte Schalen im Ostbereich des Abris. Blick von Süden.

de eine Kopie der Inschrift zur Begutachtung zugestellt. Schumacher teilte uns mit, dass die Inschrift von Stampa, Maloja, sehr wohl "alt" sein könne. Sie sei aber offenbar so stark erodiert, dass eine Lesung oder nähere Analyse der Inschrift kaum möglich sei. Vergleichbare Inschriften seien ihm auch aus dem Nordtirol bekannt¹⁸⁰.

Jürg Rageth

Stampa, Maloja/unterhalb Splüga

LK 1276, 775 045/142 980, 1840 m ü. M.

Im Herbst 2000 wurde der ADG durch Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, darüber orientiert, dass er bereits im August nördlich des Silsersees, unterhalb des Weilers Splüga im Bereiche der "Römerstrasse", die an dieser Stelle eine Felskuppe um-

Abb. 156: Stampa, Maloja.

Pause der Inschrift.

Mst. 1:10.

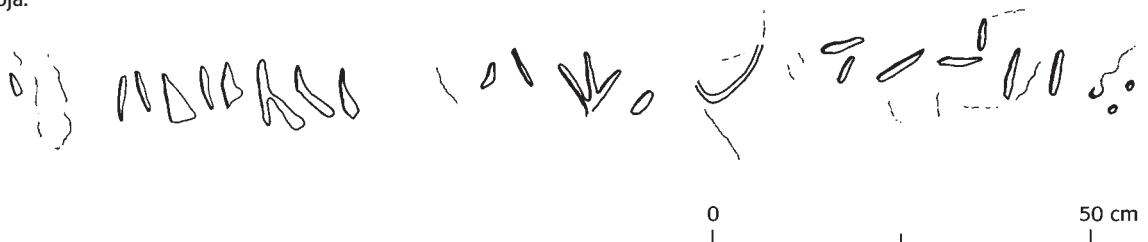




Abb. 158: Stampa, Maloja/unterhalb Splüga. Kupferkuchen, Ansicht der flachen Oberseite (links) und der konvexen Unterseite (rechts). Mst. 1:3.

geht, ein grösseres Bronze- oder Kupferobjekt gefunden habe.

Das Objekt gelangte an Walter Fasnacht vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich, der es reinigen liess. In seinem Auftrag wurde es an der EMPA (Eidgenössische Materialprüfungs- und Forschungsanstalt in Dübendorf) mittels ICP-OES (optische Emissions-Spektroskopie mit gekoppeltem Plasma) analysiert (Probe Nr. 90-93). Beim Objekt handelt es sich um einen sogenannten "Kupfer-" oder "Gusskuchen". An der Oberseite ist er flach und zeigt unruhige Fliesstrukturen, die Unterseite weist eine deutliche Kalottenform auf (Abb. 158). An der Oberseite ist eine Vertiefung vorhanden, die vermutlich von einem Vierkantholz stammt, mit dem man den noch glühenden Kuchen aus der Gussstelle hob.

Der Metallanalyse der EMPA¹⁸¹ entnehmen wir, dass der Gusskuchen aus praktisch reinem Kupfer besteht (82-96 Massenprozent), Blei fällt nur noch mit 1,5% ins Gewicht, weitere Elemente sind nur noch in geringsten Spuren vorhanden. Nach Fasnacht¹⁸² kann der "Kupferkuchen" aufgrund der Metallanalyse nicht aus dem Oberhalbstein stammen und lässt sich auch

nicht mit anderen Gusskuchen der Schweiz verbinden.

Da es sich beim Gusskuchen um einen isolierten Fund handelt, kann er zeitlich nicht eingeordnet werden. Das heisst, dass das Stück in römische oder frühmittelalterliche Zeit datieren könnte; doch kann auch eine ältere Datierung nicht ausgeschlossen werden, da an der Fundstelle bereits der urgeschichtliche Weg verlief. Walter Fasnacht und den Mitarbeitern des Schweizerischen Landesmuseums und der EMPA und auch Georg O. Brunner sei an dieser Stelle herzlich für den grossen Einsatz bei der Untersuchung des Fundobjektes gedankt.

Jürg Rageth

Tarasp, Gondas

LK 1199, 813 360/183 720, 1480 m ü. M.

LK 1199, 813 695/183 680, 1520 m ü. M.

Im Herbst 2002 wurde der ADG durch Johann Peder Fanzun, Tarasp, darüber orientiert, dass er schon vor rund 20 Jahren im Wald oberhalb Vallatscha eine ofenartige Anlage entdeckt habe, bei der es sich aber kaum um einen Kalkbrennofen handeln könne, da es in dieser Region kaum Kalkstein gebe.

177 SCHWEGLER URS, Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1992., Katalogteil, 161-192 (Kt. Graubünden mit über 300 Objekten). – BÜCHI ULRICH UND GRETI, Die Megalithe der Surselva, Bd.I-VI, 1980-1990.

178 wie Anm.177, 53-91.

179 wie Anm.177, 26-29.

180 Stefan Schumacher sei für seine Information gedankt.

181 Analyse-Serie 200029, Proben 90-93.

182 Bericht vom 16.12.2002.

Abb. 159: Tarasp, Gondas.
Eingewachsene Überreste
des Kalkbrennofens 2.
Blick von Osten.



Am 13.10.02 begingen wir zusammen mit Johann Peder Fanzun die Fundstelle.

Die Anlage liegt rund einen Kilometer südwestlich der Fraktion Tarasp, Vallatscha, 100-200 m südwestlich der Flur Palüds.

Im Wald von Gondas zeichnet sich eine mächtige Ruine von runder Form ab, die einen Aussendurchmesser von 6-7 m und eine Höhe von 2-2,50 m aufweist. Auf der Südseite sind noch zwei Zungenmauern von 2-3 m Länge erhalten. Die ganze Anlage ist stark eingewachsen. Auf der Mauerkrone stehen Tannen, die ein Alter von 100-150 Jahren aufweisen dürften. Die Anlage könnte vor dem 19. Jahrhundert, im Spätmittelalter oder in der frühen Neuzeit erbaut worden sein. An den Mauern sind auf der Innenseite deutliche Brandspuren zu erkennen, womit die Nutzung als Ofen offenkundig ist. Mörtelreste weisen darauf hin, dass die Mauern im Mörtelverband standen.

Auch wenn derzeit keine gebrannten Kalkreste sichtbar sind, gehen wir davon aus, dass es sich um einen Kalkbrennofen handelt¹⁸³. Wir sind davon überzeugt, dass

man bei einer Sondage im Ofenmundbereich (Feuerloch) auf gebrannten Kalk stossen würde.

Ein zweite, gleichartige Anlage befindet sich 200-250 m östlich des ersten Ofens (Abb. 159). Sie weist einen Aussendurchmesser von etwa 6 m auf und ist ebenfalls 2-2,50 m hoch erhalten. Mit dem Vorbau, der sich bei diesem Ofen auf der Nordseite befindet, ist der Ofen 10-11 m lang. Auch hier lagen keine gebrannten Kalkreste offen, wir möchten dennoch auch bei dieser Anlage von einem Kalkbrennofen ausgehen. Auch dieser zweite Ofen ist sehr stark eingewachsen; auf der Mauerkrone stehen mehrere Tannen, von denen die ältesten 150-200 Jahre alt sein dürften. Zudem sitzt ein mächtiger Steinblock auf der Mauerkrone, der wahrscheinlich von der nahe liegenden Felswand verstürzt und am "Ruinenhügel" zum Stillstand gekommen sein dürfte. Auch diese Ofenanlage datiert mit Sicherheit in die frühe Neuzeit zurück.

Eine im Unterengadin immer wieder gehörte Äusserung, hierbei handle es sich um keine Kalkbrennöfen, da in der Nähe kein Kalkstein anstehe, überzeugt nicht. Gemäss der geologischen Karte der Schweiz¹⁸⁴ sind in der Region Kalksteinvorkommen (Malmkalk, Sulzfluhkalk) vorhanden, in dem nicht allzu weit entfernten Val Plavna sind grössere Vorkommen belegt. Eine Art Hohlweg, der im Gelände in unmittelbarer Nähe neben den beiden Ofenanlagen erkennbar ist, könnte darauf hinweisen, dass Material von weiter her zu den Öfen transportiert wurde. Zum Kalkbrennen wurde nicht nur Kalkstein, sondern auch viel Holz gebraucht, wobei nicht jederzeit und überall Holz geschlagen werden durfte.

Da südlich von Tarasp, Fontana, mehrere Kalkbrennöfen nachgewiesen sind, möch-

183 Zu Kalköfen allgemein: JENNY GEORG, Vom Kalkstein zum Baukalk, in: *Applica* 93, 1986-10, 7-13. – CLAVADETSCHER URS, Kalkbrennöfen, erhalten oder zerstören? In: *AiGR* 1992, 437-440. – RUDOLF BETTINA, in: *Ai GR* 1992, 431-433. – WETTER MATHIAS, La chalcera a Valchava, Samedan 1982.

184 BUXTORF ALFRED, Geologische Generalkarte der Schweiz, Blatt 4, St. Gallen-Chur, Bern 1959.

ten wir annehmen, dass die Öfen im Wald von Gondas am ehesten mit der Siedlung von Vallatscha in Zusammenhang stehen.

Jürg Rageth

Tiefencastel, Plaz

LK 1236, 763 850/168 800, 1050 m ü. M.

Im Herbst 2002 überbrachte Roland Müller, Trimmis, dem ADG drei Fundobjekte, die er im Sommer auf der Flur Plaz, die etwa einen Kilometer südlich von Tiefencastel, oberhalb des Dorfes und der Julierstrasse liegt, entdeckte.

Beim ersten Objekt handelt es sich um eine sogenannte Bleibulle, d. h. um ein päpstliches Urkundensiegel aus Blei. Die Bulle besteht aus einer rundlichen Bleischeibe von 3,2–3,35 cm Durchmesser und 45–58 mm Dicke; sie wiegt 32,4 Gramm. Die Bulle ist beidseitig gestempelt. Auf der Vorderseite (Abb. 160, oben) ist im oberen Teil die Inschrift SPA SPE zu erkennen; darunter befinden sich zwei bärtige Häupter mit Nimbus (Perlkranz), zwischen denen ein Kreuz steht. Auf der Rückseite (Abb. 160, unten) befindet sich die Inschrift INNO/CENTIVS /PP.II.

Papst Innozenz II. residierte mit einigen Unterbrüchen von 1130–1143 in Rom. Bei den bärtigen Häuptern auf der Bulle handelt es sich um St. Paulus und St. Petrus, welche die Papstresidenz von Rom symbolisieren.

Dass es sich bei dieser Bulle tatsächlich um ein "Siegel" handelt, belegen auch zwei kleine Schlitzlöcher oben und unten, in denen sich ursprünglich die Seiden- oder Hanfschnur befand, mit der das Siegel an der päpstlichen Urkunde befestigt war¹⁸⁵.

Im Bündner Urkundenbuch ist eine Urkunde Papst Innozenz II. mit einer Bleibulle erwähnt¹⁸⁶, die sich im bischöflichen Ar-

chiv¹⁸⁷ in Chur befindet. Der Vergleich mit der Bleibulle von Tiefencastel zeigt denselben Typus, ein leicht differierendes Schriftbild und eine abweichende Punktsetzung. Die Bulle von Tiefencastel wurde zweifellos mit einem andern Stempel geprägt als jene im bischöflichen Archiv. Dies erstaunt keineswegs, da bei der 13-jährigen Amtszeit Innozenz II. mit mehreren Stempeln zu rechnen ist.

Die Bleibulle von Tiefencastel fand sich im obersten Teil der Strassenböschung der Julierstrasse (Abschnitt Tiefencastel Süd–Crap Ses), die zurzeit saniert wird. Sie wurde in einer Tiefe von 10–15 cm unter dem "Gehniveau" gefunden.

Gerne wüsste man, wie diese Bleibulle Papst Innozenz II. an den Fundort gelangte. Bullen finden sich normalerweise in Archiven und nicht im freien Gelände. Es stellt sich die Frage, ob diese Bulle von einem Boten verloren oder ob hier ein päpstlicher Gesandter überfallen und beraubt wurde.

Auch die beiden anderen Funde sind aus Blei (Abb. 161). Sie sind lanzettförmig mit rundlichem Querschnitt, ihre Form gleicht einem Dattelkern. Beide sind 3,8 cm lang, das eine wiegt 55,2, das andere 46,3 Gramm. Das erste weist einen kleinen rechteckigen Stempeleindruck mit der Inschrift L.III auf (Abb. 161,1), das zweite ist mit dem Stempel L.XII versehen, auf der Rückseite ist ein weiterer Stempeleindruck in Form eines Andreaskreuzes angebracht (Abb. 161,2). Bei den Stempeln mit den Buchstabenfolgen handelt es sich um Marken der 3. (Legio III) und 12. (Legio XII), römischen Legion.

Zunächst dachten wir an Gewichte. Eine Umfrage bei Fachkollegen ergab aber, dass es sich bei diesen Objekten um römische Schleuderbleie handelt¹⁸⁸.



Abb. 160: Tiefencastel, Plaz.
Bleibulle Innozenz II.

Mst. 1:1.

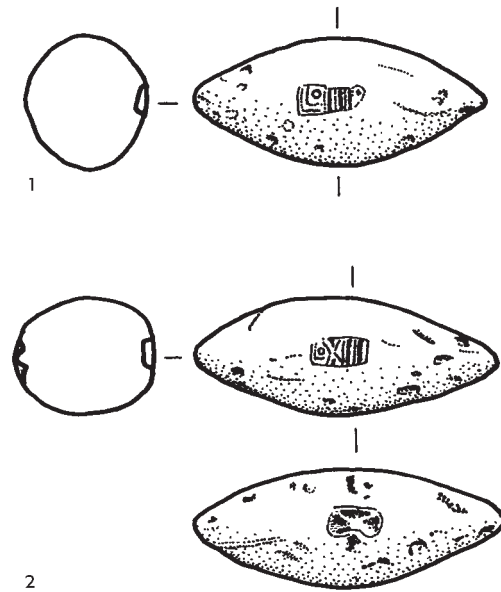
185 SERAFINI CAMILLO, Le monete e le bolle plumbee pontifiche del Medagliere Vaticano, Vol. I, Milano 1910, speziell 26, Taf. H,5. - EITEL ANTON, Über Blei- und Goldbullen im Mittelalter, Freiburg i. Br. 1912, 1–10 oder 81–89. - KITTEL ERICH, Siegel. Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde, Bd. XI, Braunschweig 1970, speziell 163–185 und 383–388.

186 BUB I, 221, Nr. 300.

187 Archivar Bruno Hübscher vom bischöflichen Archiv in Chur sei für die Besichtigung der Urkunde gedankt.

188 Für die freundliche Unterstützung und Beratung danken wir den Fachkollegen/innen Sebastian Gairhos, Martin Schindler SG, Hansjörg Brem TG, Benedikt Zäch ZH, Caty Schucany BS, Eva Roth ZG, Anne Hochuli-Gysel VD, François Wiblé VS.

Abb. 161: Tiefencastel, Plaz.
Römische Schleuderbleie
mit den Stempeln der III.
(1) und XII. Legion (2).
Mst. 1:1.



- 189 JUNKELMANN MARCUS, Die Legionen des Augustus. Kulturgeschichte der antiken Welt, Bd. 33, Mainz. 1991, 194, Taf. 40.- Siehe auch VÖLLING THOMAS, Funditores im römischen Heer, in: Saalburger Jahrbuch 45, 1990, 24-67.
- 190 HÜBENER WOLFGANG, Die römischen Metallfunde von Augsburg-Oberhausen. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte Heft 28, Kallmünz/Opf, 1973, Taf. 22,30.
- 191 SCHLÜTER WOLFGANG, Römer im Osnabrücker Land. Schriftenreihe Kulturregion Osnabrück, Bd. 4, 1991, 19.
- 192 SCHLÜTER, wie Anm. 191, 19.
- 193 SIMONETT CHRISTOPH, Führer durch das Vindonissamuseum in Brugg, Brugg 1947, 18.
- 194 REDDE MICHEL/VON SCHNURBEIN SIEGMAR et al., Fouilles et recherches nouvelles sur les Travaux de César devant Alesia. Ber.RGK. 76, 1995, 73-158, speziell 151.
- 195 BILL JAKOB, Der Depotfund von Cunter/Burvagn. HA 8/1977, 63-73.
- 196 Jb ADG DPG 1999, 68.
- 197 PLANTA ARMON, Verkehrswege im alten Rätien, Bd. 2, Chur 1986, 98-112, Kartenbeilage 3. – RAGETH JÜRG, Römische und prähistorische Funde von Riom. BM 1979, 49-123, speziell 118-120.
- 198 PLANTA, wie Anm. 197, Kartenbeilage 3.
- 199 PLANTA, wie Anm. 197, 99, Kartenbeilage 3.
- 200 BRUN EDUARD, Geschichte des Bergbaus im Oberhalbstein, Davos/Dübendorf 1986, 43-44.

Schleuderbleie (lateinisch: glans, glandes) sind Geschosse, die von Hand mittels einer ledernen Schlaufenschleuder über dem Kopf geschwungen und im richtigen Moment abgeschossen werden. In der römischen Armee gab es speziell ausgebildete Schleudrer, die es schafften, mit Bleigeschossen von 20-50 Gramm eine gute Treffsicherheit bis Distanzen von 300 m zu erzielen¹⁸⁹.

Die meisten bekannten Schleuderbleie sind ungestempelt, solche mit Stempel sind seltener gefunden worden. Sie wurden vor allem in republikanischer Zeit, aber auch noch bis ins 1. Jahrhundert n. Chr. verwendet. So gibt es in Deutschland Schleuderbleie aus den Militärlagern von Augsburg-Oberhausen¹⁹⁰, Von Hofheim und Oberaden¹⁹¹ und aus dem Kalkriesergebiet (Raum Osnabrück)¹⁹². In der Schweiz liegen einzelne aus ungeklärten Fundzusammenhängen von Vindonissa¹⁹³ AG vor, in Frankreich kennen wir sie aus dem spätlatènezeitlichen Fundkomplex von Alesia¹⁹⁴.

Auch bei diesen Schleuderbleien stellt sich

die Frage, wie sie an den Fundort Tiefencastel, Plaz, gelangten. Verlor sie ein vorbeiziehender Soldat oder wurden sie bei Kampfhandlungen in republikanischer oder augusteischer Zeit verschossen? Für unwahrscheinlich halten wir die Hypothese, dass wir es mit den drei Bleifunden von Plaz mit dem Teil eines Altmetalldepots zu tun haben. Einerseits sind nur drei Fundobjekte vorhanden, die zeitlich mehr als 1000 Jahre auseinanderliegen, andererseits sind die Bleibulle und die beiden Schleuderbleie in einem Abstand von 60 m gefunden worden.

Mit dem bekannten Hortfund von Cunter, Burvagn¹⁹⁵, einer weiteren, kürzlich entdeckten römischen Fundstelle in Cunter, Burvagn¹⁹⁶, und den Bleifunden von Tiefencastel, Plaz, ist die Frage aufzuwerfen, ob neben der römischen Fahrstrasse, die von Savognin aus auf der linken Talseite des Oberhalbsteins über Riom, Salouf, Del und Mon nach Tiefencastel führte¹⁹⁷, auch auf der rechten Talseite mit einem gleichzeitig bestehenden Weg (Saumpfad) zu rechnen ist. In seiner Publikationsreihe "Verkehrswege im alten Rätien" führt Armon Planta im Bereich der Flur Plaz einen Weg des 18./19. Jahrhunderts auf¹⁹⁸. Andererseits beschreibt Planta aber auch einen Saumpfad, der auf der rechten Talseite von Cunter über Burvagn und Vaznoz und von dort aus – in Umgehung der Crap-Ses-Schlucht – nach Plang Ses hinauf verlief (1460 m ü. M.) und dann wohl nach Plang Pegn und Plaz hinunter und anschliessend nach Tiefencastel führte¹⁹⁹.

Im Bereich der Flur Plaz zeichnen sich mehrere Hohlwege ab, denen sicher eine grosse Bedeutung im Zusammenhang mit dem Bergbau des 18. und 19. Jahrhunderts (Tgant Ladrung und Plang Pegn) zukam²⁰⁰, die aber zeitlich nicht näher einzuordnen

sind. Mit den Neufunden von Tiefencastel, Plaz, dürfte es aber wahrscheinlich sein, dass der Hohlweg von Plaz, der parallel zum heutigen Forstweg verläuft, Teil des von der Urgeschichte bis in die Neuzeit genutzten Saumpfades von Cunter, Burvagn, über Plang Ses nach Tiefencastel sein dürfte.

Obwohl mit diesen Funden einzelne Hypothesen Plantas bezüglich der Wegführungen im unteren Oberhalbstein einigermaßen bestätigt werden konnten, werfen sie neue Fragen auf, die vorläufig unbeantwortet bleiben.

Nach dem Verfassen des vorliegenden Artikels fand Georg O. Brunner in Tiefencastel, Plaz, im Frühjahr 2003 einen Denar des Kaisers Titus (geprägt 75 n. Chr.). Ein weiterer Beleg, dass hier der römische Saumpfad vorbeigeführt haben dürfte.

Jürg Rageth

Tinizong-Rona, Mulegn

LK 1236, 767 475/167 740, 1240 m ü. M.

Am 15.5.02 wurde der ADG durch Edwin Thomann vom Tiefbauamt GR informiert, dass 250 m südöstlich von Tinizong-Rona, im Bereich der Flur Mulegn, bei Baggerarbeiten Holzkohleschichten zutage getreten seien.

Am gleichen und am folgenden Tag untersuchten wir die Fundstelle. Sie liegt südöstlich von Tinizong, unterhalb der Kantonsstrasse, 50 m nordwestlich der ehemaligen Mühle.

Im Zusammenhang mit der Verbreiterung der Kantonsstrasse hatte das Tiefbauamt GR auf den Wiesen von Mulegn bereits begonnen, den Humus abzustossen. Unter dem Humus zeichneten sich im Gelände drei kohlige Verfärbungen von etwa 10 m



Abb. 162: Tinizong-Rona, Mulegn. Holzkohleverfärbungen unterhalb der alten Mühle. Blick von Nordwesten.

Durchmesser ab (Abb. 162). Ursprünglich lagen sie etwa 40 cm unter der Grasnarbe. Wir durchsuchten die kohligen Verfärbungen und stellten dabei vereinzelte, nur wenig karbonisierte Holzkohle fest. Kleinfunde wurden keine beobachtet, hingegen fielen rot verbrannte Steine auf.

Kurz nach unserer Begehung suchte auch Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, mit dem Metalldetektor das betreffende Gelände ab, wobei er im Bereich der Verfärbungen keinerlei Anzeichen von Metall feststellte²⁰¹. Hingegen fand Brunner in der Nähe eine Münze (Churer Bluzger von 1709), einen Fingerhut und zahlreiche Hufnägel. Einen Zusammenhang mit den Verfärbungen sehen wir nicht. Wir rechnen damit, dass die Metallobjekte in den 1930er Jahren bei der Erneuerung der Kantonsstrasse mit dem Aushubmaterial der früheren Strasse den Abhang hinunter geschüttet wurden.

201 Georg O. Brunner, mündlich und Brief vom 31.8.02. Für seine Beobachtungen und Mitteilungen sei gedankt.

Bei den Holzkohleflecken dürfte es sich um Überreste von Holzkohlemeilern handeln. Das Fehlen jeglicher Metallobjekte scheint uns diese Hypothese zu bestätigen; falls es sich hier z. B. um einen abgebrannten Stall oder eine abgebrannte "Industrieanlage" handeln würde, wäre mit Metallfunden zu rechnen.

Holzkohlemeiler könnten hier in Mulegn, im Ausgangsbereich des Val d'Err, einen direkten Zusammenhang mit der Verhüttungsanlage von Vardaval (oder auch Fanch) haben, die sich nur etwa 300 m südwestlich der Fundstelle befand. Die Schmelze von Vardaval wurde um 1826, jene von Fanch etwas früher, erbaut und um 1850 bereits wieder aufgegeben²⁰². Die Ruinen dieser Schmelze waren bis in die 1960er Jahre in den Wiesen von Gravas noch sichtbar, wurden dann aber zur besseren landwirtschaftlichen Erschliessung leider definitiv abgebaut. Noch 1862 soll es in Graubünden 356 Köhler gegeben haben, die vorwiegend im Dienst von Bergwerksunternehmen und Schmiedewerkstätten standen²⁰³.

Jürg Rageth

Zizers Friedau (Parzelle 325)

LK 1176, 761 700/200 300, 545 m ü. M.

Ein Bauprojekt auf dem Areal der Burganlage Friedau führte bereits im Jahr 2000/2001 zu archäologischen Sondierungen. Abzuklären war, ob auf der Fläche des geplanten Neubaus mit mittelalterlichen Bau-resten und älteren Befunden und Funden zu rechnen ist. Dabei stiess man in einer Tiefe von 2 m, unter einem mächtigen Paket aus Rüfenablagerungen, auf eine 10-20 cm dicke Humusschicht, in der neolithische Sied-lungsreste eingelagert waren. Bei den fol-genden Grabungen auf einer Fläche von



Abb. 163: Zizers, Friedau (Parzelle 325). Mitarbeiter des ADG legen die Befunde in der neolithischen Kulturschicht frei. In den Wänden der Baugrube sind über der neolithischen Schicht die bis 2 m starken Rüfenablagerungen erkennbar. Blick von Süden.

225 m² konnten Gruben und Feuerstellen dokumentiert werden. Mangels eindeutiger typologischer Merkmale an der gefundenen Keramik wurden die Siedlungsreste ans Ende des 5. Jahrtausends datiert²⁰⁴. Die Änderung des Bauprojektes bedingte im Jahr 2002 eine Ausweitung der bisherigen Gra-



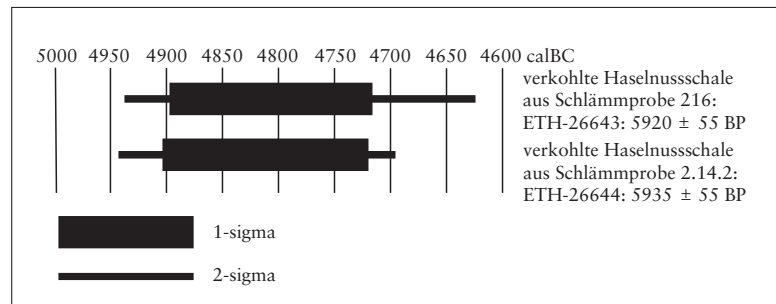
Abb. 164: Zizers, Friedau (Parzelle 325). Fragment eines Bechers in der Art der sogenannten Hinkelstein-Kultur. Mst. 1:2.

202 BRUN EDUARD, wie Anm. 200, 111-113.

203 KRÄHENBÜHL HANS, Die Gewinnung von Holzkohle zum Schmelzprozess vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Bergknappe, Zeitschrift über Bergbau in Graubünden und der übrigen Schweiz, 1985/31, 13-16.

204 Jb ADG DPG 2000, 120.

bungsfläche um 80 m². Bei diesen Untersuchungen konnten weitere Gruben und Feuerstellen freigelegt werden (Abb. 163). Anhand von Keramikfragmenten mit Ritz- und Stempelverzierungen (Abb. 164) kann die kurzfristige Siedlung, die durch keine jüngeren Befunde gestört ist, nun in die Zeit der sogenannten Hinkelstein-Kultur (um 4800 v. Chr.) datiert werden. Zwei C14-Daten von verkohlten Haselnussschalen bestätigen diesen Zeitansatz (Abb. 165). Neben Keramik (ca. 3 kg) konnten Artefakte aus Silex (88), Bergkristall (64), Süßwassermuscheln (3), aus fossilem Holz (1) und Stein (1 Pfeilschaftglätter) geborgen werden. Beile aus Felsgestein fehlen auffälligerweise. An Knochen und Geweih sind nur kleine, kalzinierte Fragmente und das Basisstück einer Abwurfstange von Hirsch



erhalten. Im Schichtmaterial, das zu einem Grossteil geschlämmt worden ist, sind Makroreste von angebauten und gesammelten Pflanzen konserviert. Daneben ist auch ein reiches Spektrum an Schnecken (30-40 Arten) erhalten, das über das Landschaftsbild eines bisher nur spärlich dokumentierten Abschnittes des Mittelneolithikums Auskunft geben wird. Mathias Seifert

Abb. 165: Zizers, Friedau (Parzelle 325). Die kalibrierten C14-Daten von zwei verkohlten Haselnussschalen aus der neolithischen Siedlungsschicht.

Vorwort

Graubünden ist reich an bedeutenden Objekten der Baukultur. Neben den anerkannten Baudenkmälern wie Kirchen, Klöstern, Schlössern, Burgen, Bürger- und Bauernhäusern gehören hierzu auch die Ökonomiebauten, deren vielfältiger Bestand gerade in unserem Alpenkanton ein typologisch einzigartiges Kulturgut darstellt. Der gewaltige, oft gewaltsame Umbruch unserer Landwirtschaft bedingt einen immer rascheren Wandel in der landwirtschaftlichen Bodennutzung und damit auch bei den landwirtschaftlichen Bauten. Vor allem ausserhalb der dörflichen Bauzonen werden Tausende von Stallscheunen funktionslos. Im besseren Fall verschwinden sie aus der Kulturlandschaft, im schlechteren Fall werden sie zu Ferienhäusern umgenutzt und bis zur Unkenntlichkeit verschandelt. Das seit dem Jahr 2000 geltende eidgenössische Raumplanungsgesetz sucht den Umgang mit diesen Gebäuden zu steuern. Zu diesem Zweck sind ausserhalb der herkömmlichen Bauzonen drei neue Kategorien festgelegt worden: Erhaltungszonen, Kulturlandschaften mit landschaftsprägenden Bauten sowie schützenswerte Einzelbauten. Die Idee des Gesetzgebers geht dahin, den Verlust der

kulturhistorisch wertvollen Bauten und Baugruppen zu verhindern. Meist ist dies nur mit einer geänderten oder angepassten Nutzung möglich, was wiederum mit der Bestimmung kollidiert, wonach das zu erhaltende Bauwerk in seiner Substanz, Erscheinung und Typologie nicht wesentlich verändert werden darf. Es gilt demnach abzuwägen, welche Eingriffe, Zutaten und Änderungen am historischen Gebäude möglich und verantwortbar, also gesetzlich zulässig sind.

Raumplanerische Bestimmungen zur Rettung der wertvollen Ökonomiebauten sind unerlässlich, aber nur sinnvoll anwendbar, wenn bei baulichen Massnahmen eine intensive Bauberatung durch bauhistorisch versierte Fachleute stattfindet. Diese müssen vom Bauwilligen bereits bei der Projektierung, aber auch bei der Bauausführung beigezogen werden.

Nur im Gespräch zwischen Bauherren, Behörden, Baufachleuten und Bauberatern können gültige Lösungen gefunden werden, welche die historische Bausubstanz eines Baudenkmals sowohl aussen wie auch innen bewahren und auch die Umgebung schonen.

Überblick über die Tätigkeiten der Denkmalpflege

Graubünden im Jahre 2002

Marc Antoni Nay

Mitarbeiterspiegel

Das Jahr 2002 war für die Denkmalpflege Graubünden in verschiedener Hinsicht von Konstanz im Wandel geprägt. Die Amtsleitung lag in der Obhut von Hans Rutishauser. Neben dem Weltkulturgut Münstertal und der Kathedrale von Chur betreute er eine Vielzahl von Sakral- und Profanbauten im ganzen Kanton. In der Bauberatung widmete sich Architekt Peter Mattli wie bisher den nördlichen und westlichen Talschaften des Kantons inklusive Misox und Calancatal. Unterstützt wurde er dabei von den als Praktikanten angestellten Architekten Alain Grassi, San Bernardino (bis Mai 2002), und Thomas Lechner, Sufers (ab September 2002). Architektin Mengia Mathis war fürs Puschlav und das Bergell zuständig. Zudem betreute sie gemeinsam mit Architekt Thomas F. Meyer das Oberengadin. Letzterem oblag die Bauberatung in den restlichen Talschaften des Kantons inklusive Stadt Chur. Mengia Mathis und Thomas F. Meyer wurden in ihrer Arbeit unterstützt durch den Architekten Roger Wülfing, Buchs SG, Zivildienstleistender von Januar bis August 2002, und die Architektin Heike Buchmann, Haldenstein, Praktikantin ab November 2002. Unverändert blieb das Bauforscherteam mit Augustin Carigiet als Leiter und Lieven Dobbelaere als Zeichner. Es wurde teilzeitlich durch Zeichnerin Annatina Wülser sowie durch weitere Aushilfen ergänzt.

Sekretärin Sandra Neurauder kündigte auf Jahresende ihre Stelle bei der Denkmalpflege. Als Nachfolgerinnen wurden Ruth Blaser und Marlies Felix gewählt. Sie teilen sich die 100-Prozent-Stelle im Verhältnis 3:2. Im Sekretariat arbeiteten zudem Anny Disch in Teilzeit und als Lehrlinge Claudia

Bulach (bis Juli 2002) sowie Sabina Doria (ab August 2002).

Um die Erarbeitung von Grundlagen und um die Verwaltung bemühten sich neben Adjunkt Marc Antoni Nay die teilzeitlich angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Ladina Ribli, Marlene Kunz, Annatina Wülser und Norbert Danuser. Letzterer kümmerte sich parallel dazu um alle Computerfragen. Insbesondere war er mit der Spezifizierung der neuen Objektverwaltung DEKUS beschäftigt, die gemeinsam mit den Kantonen Aargau und Thurgau erarbeitet wird und unter anderem die Möglichkeit zum Zugriff auf Daten des ADG ermöglichen soll.

Nach der erfolgten Reorganisation des Fotoarchivs wurde die Revision des Aktenarchivs in Angriff genommen. Die Arbeiten werden unter der Leitung von Ladina Ribli nach einem Konzept von Armon Fontana, Chur, durchgeführt und sollen bis Mitte 2003 abgeschlossen sein.

Baubegleitung und Beratung

Im Jahr 2002 konnte die erste Etappe der Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten an der Churer Kathedrale abgeschlossen werden. Sie umfasste den Hochaltar und das Innere des Altarhauses. Der spätgotische Flügelaltar von 1492 wurde konserviert und gereinigt. Das Resultat ist erfreulich. Durch die Reinigung gewann der Altar viel von seinem ehemaligen Glanz zurück, ohne die natürliche Patina zu verlieren. Insbesondere die Gesichter der Figuren haben ihre ursprüngliche Ausdruckskraft zurückgehalten. Um während der noch folgenden Restaurierungsetappen keinen Schaden zu nehmen, wird der Hochaltar allerdings noch für eine längere Zeitspanne in seiner schützenden Einhausung belassen.



In Paspels wurden in einer ersten Etappe die Fassaden von Schloss Sins restauriert, die sich durch eine der besten Sgraffito-Decorationen aus dem 19. Jahrhundert in Graubünden auszeichnen. Sie stammt von 1892/93 und wurde vom Architekten Nicolaus Hartmann entworfen.

In Poschiavo wurde am 7. Dezember 2002 die Casa Console des Ernesto Conrad als Museum der Malerei der deutschen Romantik eingeweiht. Grundlage für die Einrichtung des Museums war die Restaurierung des Gebäudes. Die historischen Räumlichkeiten bilden einen würdigen Rahmen für die Präsentation der Gemäldesammlung.

Am 28. September 2002 wurde die auf dem Gemeindegebiet vom Flims gelegene Pension Crestasee am gleichnamigen See wieder eröffnet. Als Gasthaus mit Restaurant konnte es seiner ursprünglichen Nutzung wieder zugeführt werden. Zuvor war das den Ort stark prägende Gebäude aus der Jahrhundertwende fachgemäss restauriert worden.

Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Conters i.P., evangelische Kirche; Davos Platz, Pauluskirche; Ramosch, evangelische Kirche; Rossa, Capella Sta. Maria della Neve; Rossa, Sabbion, Capella San Carlo; Tenna, evangelische Kirche.



Abb. 166: Paspels, Schloss Sins. Mittelachse der Gartenfassade.

Abb. 167: Malans, Tobelhaus Nr. 193. Das "rote Zimmer".

Profanbauten: Ardez, Haus Nr. 69; Buseno, Monti di San Carlo, Cascina rimessa no. 294 A; Buseno, Monti di San Carlo, Casa no. 297 U; Fideris, Stallscheune mit Wohn-
teil Nr. 174; Filisur, Knappenhaus Bellaluna; Flims, Restaurant/Pension Crestasee; Lostallo, Casa no. 97; Luzein, Putz, Haus Nr. 219; Malans, Tobelhaus Nr. 193; Sta. Maria i. C., Ospizio.

Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Chur, Daleufriedhof, Umfassungsmauer; Felsberg, evangelische Kirche; Lumbrein, Kastenorgel der Kapelle Sogn Bistgaun; Riom, katholische Pfarrkirche Son Lurentg; Safien-Platz, Friedhofanlage; Safien-Thalkirch, evangelische Kirche; Sent, Friedhofmauer/Bepflanzung; Siat, katholische Pfarrkirche St. Florinus; Sils i. D., Kirchenmauer; Thusis, evangelische Kirche, Turm.

Profanbauten: Bergün, Haus Nr. 47, Dach; Buseno, Monti di San Carlo, Stalla/Cascina Nr. 167 D; Chur, "Langer Gang", Strassenmauer; Chur, Wohnhaus Loëstrasse Nr. 58, Gartenmauer; Chur, Wohnhaus Lürlibadstrasse Nr. 15, Fenster und Gartenzaun; Davos, Chämi-Bar, Wandbild Alois Carigiet; Haldenstein, Schloss Haldenstein, Garteneinfriedung; Malans, Haus Studach Nr. 60; Stampa, Maloja, Casa Segantini, Gartenmauer; Paspels, Schloss Sins; Pratval, Schloss Rietberg, Umfassungsmauer; Rodels, Gut Blumenthal, Stalldach; Rossa, Casa Colombini no. 3; Rossa, Augio, Stalla no. 4 A; Rossa, Augio, Stalla no. 1-2; Mesocco, Darba, Stalla no. 459; Rossa, Sabion, Stalla Santi no. 65 B; Safien, Bruschaläschg, Alphütte mit Viehstall Tester; Safien, Zalön, Alphütte; Sagogn, Ca-



Abb. 168: Safien-Thalkirch,
evangelische Kirche. Stein-
plattendachlandschaft.



Abb. 169: Medel (Lucmagn),
Curaglia, Survitg, Haus Nr. 42.
Talseitige Fassade.

sut, Wasch- und Backhaus Nr. 175; Scheid, Haus Nr. 46; Schnaus, Strada, Wohnhaus Nr. 7; Scuol, Villa Monreal; Siat, Burgruine Friberg; Splügen, Hotel Weisses Kreuz; Susch, Haus Nr. 88; S-chanf, Haus Nr. 120;



Abb. 170: Sumvitg, Casa Crap Nr. 39. Detail der restaurierten Fassade.

Vals, Valé, Haus Nr. 187; Vals, Chligurletsch, historische Alpsiedlung; Zizers, Burgruine Friedau.

Aussenrestaurierungen

Sakralbauten: Cauco, Masciadon, Cappella di Loreto, Ossario, Cappella di S. Anna; Brienz/Brinzauls, Pfarrkirche St. Calixtus, Kirchturm; Brusio, katholische Kirche San Carlo Borromeo; Rossa, Valbella, Cappella S. Maria della Neve; Saas i.P., evangelische Kirche.

Profanbauten: Ardez, Wohnhaus Nr. 80; Chur, Wohnhaus Welschdörfli Nr. 8; Klosters, Hotel Chesa Grischuna; Malans, Schloss Bothmar; Medel (Lucmagn), Curaglia, Survitg; Haus Nr. 42, San Vittore, Wohnhaus Nr. 176; Sumvitg, Casa crap Nr. 39; Vrin, Vitg, Haus Nr. 57.

Innenrestaurierungen

Sakralbauten: Bivio, katholische Pfarrkir-

che St. Gallus; Tarasp, katholische Pfarrkirche Hl. Dreifaltigkeit.

Profanbauten: Chur, Villa Schwarz auf dem Sand; Savognin, Heimatmuseum; Soazza, Al Sass, Casa no. 34; Soazza, Grat, Casa Plozza; Vals, Leis, Haus Schmid.

Pflästerungen

Andeer, Veia Gazeta, Veia da Scola, Veia Pitgogna, Veia Pintga, Veia Filistinra (Teil); Soazza, Strada comunale Caseria-Casa Mantovani; Zuoz, Vias Dimvih.

Diverses

Chur, Stadtmauerteil, Sennhof; Sils i.D., Carschennaweg, historische Wegspuren; Tschlin, vier Dorfbrunnen; Zuoz, Strassenbeleuchtung Vias Dimvih.

Unterschutzstellungen

Folgende Objekte wurden im Jahre 2002 auf der Basis des durch den Eigentümer unterzeichneten Verpflichtungsscheins durch die Regierung unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

Ardez, Sustruine Chanoua; Bondo, Casa no. 90; Breil/Brigels, Wasch- und Backhaus Nr. 359; Castrisch, Haus mit Stall Nr. 15/15 A; Cauco, Bodio, Casa no. 15; Celerina/Schlarigna, evangelische Kirche Bel Taimpel; Chur, Masans, Bauernhaus mit angebauter Stallscheune Nr. 15; Luven, evangelische Pfarrkirche; Pignia Bogn, Wohnhaus Nr. 65; Pigniu, Run, Kapelle Nossadunna dallas dolurs; Poschiavo, Cantone, Casa no. 768/768 A/769; Poschiavo, Privilasco, Casa no. 406 A; Rodels, Haus Jecklin, Nr. 25; Rossa, Augio, Casa no. 1-11; Rove-

redo, Palazzo Trivulzio, Stalla Raveglia no. 19; Rueun, Holzbrücke über den Vorder-
rhein; Rueun, katholische Pfarrkirche
St. Andreas; Sagogn, Wohnhaushälfte Nr.
24; San Vittore, Palazzo Togni, no. 1 C; Sel-
ma, La Val, Casa no. 2; Sent, Crusch,
Wohnhaus mit Stallscheune Nr. 305; Sils i.
D., Burgruine Campell/Campi; Sils i. E./
Segl, Fex, Wohnhaus in Vaüglia, Nr. 161;
Soazza, Casa no. 112; Soazza, Ca d'Zuri,
no. 25; Soazza, Scona, Cappella Madonna
dei Miracoli; Stampa, Borgonovo, Casa
doppia no. 22; Tartar, Stecherhaus, Nr. 14;
Tartar, evangelische Kirche; Tinizong-Rona,
Wohnhaus Nr. 5; Tinizong-Rona, Wohn-
haus Nr. 61; Tujetsch, Camischolas, Kapelle
S. Onna; Vals, Valé, Wohnhaus Nr. 186; Ver-
sam, Oberguot, Wohnhaus Nr. 45; Vicoso-
prano, Casa no. 76.

Beitragswesen

Im Jahr 2002 gingen 134 Beitragsgesuche
ein. Die Regierung sicherte 24 Gesuchstel-
lern einen Beitrag zu. Das Departement er-
liess 11 Beitragsverfügungen, das Amt de-
ren 99. Insgesamt wurden aus den Konti
der Denkmalpflege Fr. 4 278 791.- zugesich-
ert. Zur Auszahlung gelangten Fr.
3 509 875.10. Vom Bundesamt für Kultur
wurden Fr. 2 867 213.- an die Gesuchsteller
weitergeleitet. Im Bereich Denkmalpflege
und Heimatschutz verbleiben beim Bund
41 offene Geschäfte.

Kulturgüterschutz (KGS)

Die Mitarbeiter der Denkmalpflege beglei-
teten die vom Amt für Zivilschutz organi-
sierten Kulturgüterschutzkurse. Unter den
Sicherstellungsdokumentationen des Jahres
2002 ist die Erarbeitung der Grundlagen



Abb. 171: Andeer, Detail der
neuen Strassenpflasterung.

für das dreidimensionale CAD-Modell des
Klosters St. Johann in Münstair hervorzuhe-
ben. Denkmalpfleger Hans Rutishauser
führte die Chefs KGS des Kantons durch
die Kathedrale und referierte an einer inter-
nationalen Tagung in Bern zum Kulturgü-
terschutz in Graubünden.

Tagungen, Vorträge und Führungen

Auch in Sachen Öffentlichkeitsarbeit domi-
nierte im Berichtsjahr die Restaurierung der
Kathedrale. Denkmalpfleger Hans Rutis-
hauser und Adjunkt Marc Antoni Nay
führten diverse potentielle Sponsoren in die
Problematik der Restaurierung dieses Sa-
kralbaus von nationaler Bedeutung ein.
Hans Rutishauser stellte die Restaurierung
der Kathedrale zudem den Vorstehern der
Schweizerischen Berufsbildungsämter, der
Vereinigung Bündner Sakristane sowie den
Studenten des Nachdiplomlehrgangs an
der ETHZ unter der Leitung von Georg
Mörsch vor. Er führte zudem das Denkmal-
amt des Fürstentums Liechtenstein und ge-
meinsam mit Marc Antoni Nay das Lan-
desdenkmalamt Vorarlberg (A). Letzterer
stellte zusammen mit Domherr Christoph
Casetti und den Restauratoren des Hochal-
tars im Rahmen einer Einführungsveran-

staltung Objekt und Projekt dem Patronatskomitee für die Restaurierung der Kathedrale Chur vor.

Hans Rutishauser und Marc Antoni Nay wirkten an der Präsentation der Klosteranlage St. Johann in Müstair für ICOMOS Schweiz mit. Der Denkmalpfleger führte zudem die Freunde des Klosters, den Schweizerischen Burgenverein und den Stiftungsrat Pro Kloster St. Johann in Müstair sowie eine Delegation von Kunsthistorikern aus Georgien durch das Weltkulturgut. Der Historischen Gesellschaft Graubünden stellte er die Kapelle Sta. Maria Magdalena in Rueun, Gula, vor. Zudem referierte er an der Volkshochschule der Universität Zürich zu Fragen der Denkmalpflege, an einer Tagung des Bundesamts für Kultur in Elm GL zum Umgang mit unbenutzten Ökonomiebauten und in Münster (D) zur romanischen Bilderdecke in Zillis. An der Hochschule St. Gallen hielt er ein viel beachtetes Referat zum Thema Weltkulturgüter. An einer Tagung zur Weiterbildung auf dem Gebiet der Archäologie, Denkmalpflege, Restaurierung und Technologie in Baden AG leitete Hans Rutishauser die Diskussion zum Thema "Anspruch und Wirklichkeit".

Thomas F. Meyer amtierte als Jurymitglied bei den Architekturwettbewerben zur Tschiervahütte, Samedan, sowie zum Nationalparkhaus in Zernez. Zusammen mit Mengia Mathis führte er die Denkmalpflege des Kantons Thurgau in einer zweitägigen Exkursion durchs Engadin und Puschlav.

Peter Mattli nahm Einsitz in die Jurys zum neuen Werkhof in Safien und zum Schulhausneubau der Stiftung "Gott hilft" in Scharans.

Europäischer Tag des Denkmals 2002 in Roveredo

Der Europäische Tag des Denkmals 2002 fand in Graubünden am 7. September in Roveredo statt. Nach der Eröffnung durch Gemeindepräsident Ivan Galli und Denkmalpfleger Hans Rutishauser wurde die Kirche Madonna del Ponte Chiuso (Sant'Anna) gezeigt. Am Nachmittag bestand die Möglichkeit, die Kirchen San Giulio und Sant'Antonio, die Wohnbauten Dont-Francioli und Castello Trivulzio sowie den Ortskern von Rugno und die Kastanienselven unweit des Festplatzes Pian della Madonna zu besuchen. Dort informierten neben der Denkmalpflege der Bündner Heimatschutz, der Kulturgüterschutz, der Regionalverband ORMÖ und die Pro Grigioni Italiano über ihre Tätigkeit. Zudem zeigten diverse lokale Handwerker ihre Arbeiten. Den Abschluss des Tages bildete ein Konzert der Dorfmusik von Roveredo.

Natur- und Heimatschutzkommission (NHK)

Die Natur- und Heimatschutzkommission hat in vier ordentlichen Sitzungen die Anträge der Ämter geprüft und der Regierung oder dem Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartement zur Genehmigung oder Ablehnung weitergeleitet.

Die NHK hat sich unter anderem mit der Umnutzung von Ökonomiebauten ausserhalb der Bauzonen, dem Ausbau der Julierstrasse sowie der Zurückstufung des ehemaligen Hotels Viamala in Thusis zwecks Abriss beschäftigt. Im Rätischen Museum besichtigte sie die Ausstellung "Frühes Christentum im Alpenraum". Die Landsitzung führte sie in die Talschaften beidseits des

San Bernardino mit Begehungen zum Kulturlandschaftsprojekt Domleschg und zu den Ausgrabungen der frühmittelalterlichen Kirchenanlage auf Hohenrätien. Daneben wurden das Hotel Weiss Kreuz in Splügen und in Soazza das Ospizio, die Casa Anderson sowie die Casa à Marca besichtigt.

Mitglieder der NHK: Markus Fischer (Präsident), Trin; Silvio Decurtins (Vizepräsident), Fideris; Fernando Albertini, Grono; Leza Dosch, Chur; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Monica Kaiser-Benz, Thusis; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Marianne Wenger-Oberli, Igis.

Müstair, Kloster St. Johann. Massnahmen der Denkmalpflege

Im Jahr 2002 konzentrierten sich die Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten im Kloster St. Johann, Müstair, vor allem auf die Erdgeschossräume im Bereich des neuen Klosterladens und des Klostermuseums.

Der Klosterladen

Der seit langem geplante Klosterladen ist in der Südostecke des Südhofes unter der Winterkapelle im ersten Stock eingerichtet und am 1. September 2002 eröffnet worden (Abb. 172). Der Verkaufs- und Informationsraum liegt damit an einer Stelle, wo alle Kirchenbesucher vorbeigehen – was sich für den Geschäftsgang bereits in den ersten Betriebswochen als Glücksfall erwiesen hat. Er wird vom Kirchenzugang durch eine schmale, aber immerhin auf Rollstuhlmass erweiterte Türe betreten. Um die knappe Ladenfläche zu erweitern, wurde auch die östliche Hälfte des südlichen Kreuzgangflügels zum Verkaufslokal geschlagen. Die Fenster zum Südhof, der zur Klausur gehört, sind mit Stoffvorhängen geblendet – so bleibt die Privatsphäre der Klosterfrauen gewahrt.

Abb. 172: Müstair, Kloster St. Johann. Klosterladen und Tourismusbüro.



Das Klostermuseum

Die Eingangstüre zum neuen, gleichzeitig mit dem Laden teileröffneten Klostermuseum liegt in der Westwand der Klosterkirche. Eine Metallstehle mit Klingel und Gegensprechanlage erleichtert die Zugangskontrolle. Die Besucher gelangen zuerst in den Ostflügel des Nordhofes, wo vier verglaste Bogenfenster und eine Gartentüre den Blick in den quadratischen Hof und seinen neu gestalteten Garten erlauben. Der noch mittelalterlich geprägte Nordhof ist der reizvollste Aussenraum des Klosters St. Johann. Vierseitig ist er umzogen von einem gewölbten Arkadenflur, einem Kreuzgang des 16. Jahrhunderts. Den Hof umstehen dreigeschossige Fassaden, die mit ihren unrestaurierten Verputzen vom 15. bis 17. Jahrhundert ein Lesebuch der Baugeschichte sind. Wichtige bauliche Akzente setzen zudem die vier markanten Anbauten. An der Westseite, dem Museumsbesucher direkt gegenüber, steht die im Jahr 2000 ausen restaurierte romanische Doppelkapelle St. Ulrich und Nikolaus, das Herzstück der Bischofsresidenz des 11. und frühen 12. Jahrhunderts. An der Nordseite springt ein rechteckiger spätgotischer Standerker vor, der zur Stube der Äbtissin Barbara von Castelmur (1512 bis 1530) gehört. Rechts daneben folgt eine mächtige gemauerte Treppe, die unter weit ausladendem Schindeldach vom Hof ins erste Obergeschoss führt. Es ist dies eine getreue Wiederherstellung jenes spätgotischen Aufstiegs, der im frühen 20. Jahrhundert abgebrochen worden war. Eingefügt in die Südostecke des Hofes steht ein barocker Treppenturm des 17. Jahrhunderts, dessen rundbogige Fenster einst offen waren. Im Treppenauge ist um 1980 ein Lift eingepasst worden, der

das Refektorium und die Küche im Erdgeschoss mit der Nonnenempore und den Arbeitsräumen im ersten Stock und den Zellen im zweiten Stock verbindet.

Der Boden des Nordhofes birgt die Grundmauern des Nordflügels des karolingischen Klosters; ehemals lag hier die erste Abts- und Bischofsresidenz in Müstair. In den vergangenen Jahrzehnten wurde er von den Klosterfrauen als Gemüsegarten benutzt, wobei sich die Erträge wegen der schattigen Lage und der sauren Erde in Grenzen hielten. Im Berichtsjahr ist nach dem Entwurf des Architekten Dieter Jüngling, Chur, ein Kräuter- und Blumengarten angelegt worden (Abb. 173). Da archäologische oder bildliche Quellen der früheren Hofgestaltung fehlen, hat der Architekt im Einvernehmen mit den Klosterfrauen und der Denkmalpflege einen Garten im Stile unserer Zeit gestaltet, der jedoch in seiner Gliederung an mittelalterliche Gärten erinnert. Die längsrechteckigen Beeteneinfassungen sind mit Eisenrahmen begrenzt, wie dies seit dem 19. Jahrhundert üblich ist, die Wege sind gekiest. Vor der Doppelkapelle, in der Mittelachse des Hofes, steht ein langer Brunnen aus Eisenplatten, dessen ruhige Wasserfläche den Himmel über Müstair spiegelt.

Der Ostflur des Nordhofes (Abb. 174) gehört zusammen mit dem Nordannex zwischen Klosterkirche und Plantaturm und dem Kellergeschoss des Plantaturms, die beide ebenerdig aus dem Ostflur betreten werden können, zu den bis anhin fertiggestellten Räumen des Klostermuseums. In allen drei Räumen sind die Ausbesserungen an Wänden und Gewölbedecken von der Restauratorin Doris Warger, Frauenfeld TG, und ihrem Team mit grosser Zurückhaltung ausgeführt worden. Weiterhin er-



Abb. 173: Müstair, Kloster St. Johann. Garten im Nordhof. Blick gegen Westen. Aufnahme Herbst 2002.



Abb. 174: Müstair, Kloster St. Johann. Museum, Nordhof Ostkreuzgang.



Abb. 175: Müstair, Kloster St. Johann. Museum, Plantaturm-Keller. Vitrine mit karolingischen Flechtwerksteinen.



Abb. 176: Müstair, Kloster St. Johann. Museum, Nordannex zwischen Klosterkirche und Plantaturm. Vitrine mit abgelösten romanischen Wandbildern.

kennt man hier unterschiedliche Putzstrukturen, jüngere Flickstellen und beschädigte Oberflächen. Sie zeugen mit den ausgestellten und in situ erhaltenen Fragmenten mittelalterlicher Wandmalerei von künstlerischen Höhepunkten der über 1200-jährigen Baugeschichte des Klosters.

Im Keller des Plantaturmes (Abb. 175), wo heute karolingische Schrankenfragmente aus Laaser-Marmor und Bruchstücke karolingischer Farbverglasungen in Grossvitrinen ausgestellt sind, hat man einen neuen, gestampften Lehmbooden eingebaut, der daran erinnert, dass sich in diesem Museumsraum jahrhundertlang ein feuchter Vorratskeller mit Naturboden befand. Der Bodenbelag des Osttraktes ist ein neuer Kalkmörtel-Estrich, wohingegen im Nordannex noch ein spätbarocker Mörtelboden besteht, der lediglich ausgeflickt werden musste (Abb. 176). Vom Annexraum steigt längs der Südwand des Plantaturmes eine gerade Holzterasse ins erste Obergeschoss, die dereinst als Abstieg beim Rundgang durch das Klostermuseum dienen wird (Abb. 177). Die Restauratorin entdeckte an den Brüstungsverschalungen der Treppe ein überkalktes spätgotisches Kammstrichmuster. Unter jüngeren Holzaufsattelungen fanden sich zudem die teilweise zurückgebeilten spätgotischen Blockstufen. Leider fehlen heute der spätgotisch gezierte Anlauf- und Mittelpfosten sowie der Treppenhandlauf. Diese originalen Treppenbrüstungsteile waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts - nebst anderen Möbeln und Bauteilen - von Josef Zemp für das Schweizerische Landesmuseum in Zürich erworben worden, wo sie heute leider verschollen sind; möglich, dass sie bei einer künftigen Entrümpelung unseres Nationalmuseums wieder zum Vorschein kommen.

Der aus dem Nordannex in die nördlich vorgelagerte Sakristei führende Zugang

liegt in der karolingischen Nordannex-Mauer. Hier haben die Archäologen die einzige auch im aufgehenden Mauerwerk erhaltene Türöffnung aus karolingischer Zeit nachgewiesen. Zwar sind die vier Hölzer des ursprünglichen Türstockes längst verschwunden, ihre Negativabdrücke im Mörtel des Mauerwerkes erlaubten jedoch eine weitgehend massgerechte Rekonstruktion. Sie wurde vom Klosterschreiner Ueli Grond mit Lärchenbohlen ausgeführt.

Die ersten drei fertiggestellten Räume des neuen Klostermuseums zeigen, wie mit didaktisch geschickter und ästhetisch feiner Gestaltung seltene Ausstellungsobjekte optimal ins Licht gerückt werden können. Verantwortlich für die Einrichtung des Museums waren der Kunsthistoriker Raphael Sennhauser, Zürich, und der Architekt Dieter Jüngling, Chur. Das wichtigste Erlebnis des Museumsbesuches bleibt jedoch die unmittelbare Begegnung mit einem einmaligen Baudenkmal, dessen Bauteile und Bauzierden aus 12 Jahrhunderten überliefert sind. Am 13. Juli 2003 wird das neue Klostermuseum auf drei Geschossen eröffnet.



Im ottonischen Plantaturm (erbaut zwischen 958 und 963), dem ältesten stets bewohnten Gebäude im Alpenraum, werden in den authentischen Klosterräumen aus der Zeit von 1500 bis 1900 Geschichte und Kultur der Welterbestätte Müstair für die Öffentlichkeit erlebbar sein.

Abb. 177: Müstair, Kloster St. Johann. Museum, Nordannex zwischen Klosterkirche und Plantaturm. Spätgotische Holz-Blocktreppe um 1500.

Zur Restaurierung des spätgotischen Hochaltarretabels in der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur

Die Kathedrale von Chur wurde in ihrer heutigen Gestalt in den Jahren 1160 bis 1272 über Vorgängerkirchen erbaut. Neben karolingischen und romanischen Steinplastiken birgt der Churer Dom auch bedeutende Bauteile und Ausstattungsstücke der Spätgotik. Erwähnt seien das reiche

Chorgestühl aus Eichenholz aus dem 14. und 15. Jahrhundert mit vier hochgotischen Holzplastiken des 14. Jahrhunderts²⁰⁵, der Bischofssitz mit figürlichen Reliefs aus Eichenholz um 1490, der steinerne Wandsarkophag für Reliquien an der Ostwand des Altarhauses mit dem originalen

Abb. 178: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Hochaltar. Vorderansicht mit geöffneten Flügeln. Zustand vor der Restaurierung.



205 SEIFERT MATHIAS: Die Datierung des Chorgestühls in der Kathedrale Chur, in: Jb ADG DPG, 1998, 51-55.

Schmiedeisengitter vom Ende des 15. Jahrhunderts (das Gitter heute noch im Stipes des Kryptenaltars), das Sakramentshaus von 1484 des Claus von Feldkirch aus Rorschacher Sandstein, der gemalte Flügelaltar in der Krypta mit der Marienkrönung um 1480²⁰⁶, der ebenfalls gemalte Katharinenaltar des Bischofs Heinrich von Hewen um 1500, die silberne Turmmonstranz mit vergoldeten Figuren um 1510 und schließlich die Werke des Stein- und Holzbildhauers Jakob Russ aus Ravensburg. Dazu gehören die gefassten Holzplastiken des Vesperbildes und des Schmerzensmannes um 1490 und der Sarkophag mit der Liegefigur des Bischofs Ortlieb von Brandis aus rotem Veroneser Knollenmarmor von 1485. Eines der bedeutendsten Kunstwerke der Kathedrale und zugleich der liturgische und optische Fluchtpunkt dieses Gotteshauses ist das spätgotische Retabel auf dem Stipes des Hochaltars. Diesen Schrein mit Flügeln, Predella und Gesprenge, geziert mit mehr als 150 Figuren, schuf Jakob Russ mit seiner Werkstatt vor Ort in Chur zwischen 1486 und 1492 (Abb. 178)²⁰⁷.

Gefahren für das Retabel

Trotz ihrer mehr als 500-jährigen Geschichte sind die aus Lindenholz geschnitten und über Kreidegrund bunt bemalten, versilberten und vergoldeten Figuren, aber auch die zahlreichen Masswerke, Ranken, Fialen und Krabben unglaublich gut erhalten. Kleine Eingriffe hatte man bereits in der Barockzeit vorgenommen, wovon die türkischen Schnaubärte der Soldaten der Kreuzigung Christi zeugen. Im späten 19. Jahrhundert wurden die Farben Blau, Grün und Rot sowie das dunkel oxidierte Silber übermalt. 1964 sind absplitternde Farbpar-

tikel vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft gesichert worden.

Seit den 1970er Jahren beobachtete Restaurator Oskar Emmenegger den Zustand des Flügelaltares. Das Raumklima wurde seit 1980 regelmässig von Andreas Arnold und später von Konrad Zehnder vom Institut für Denkmalpflege der ETHZ gemessen.

Die genauen Kontrollen des Altarretabels durch Restauratoren, Technologen und Denkmalpfleger erhöhten den Verdacht zur Gewissheit, dass die 1938 eingebaute Warmluftheizung mit dem Gebläseaustrittsgitter direkt am Fuss des Altarblockes dem Kunstwerk in 60 Jahren mehr Schaden zugefügt hatte, als die vorhergehenden 440 Jahre ohne Kirchenheizung. Die Heizung abzustellen, wie bereits vor zehn Jahren empfohlen, schien aber in der Bischofs- und Volkskirche kaum zumutbar. Als Sofortmassnahme haben die Architekten Rudolf Fontana und Gioni Signorel, Domat/Ems, schliesslich die Öffnung des Gebläseaustritts mittels eines Blechkanals vom Altar weg aus dem Altarhaus in den Klerikerchor verschoben. Die Reduktion der Lufterwärmung von 49°C auf 25°C verminderte die Gefährdung des Altares merklich. Bauphysiker Ernst Baumann wies schliesslich mit eingehenden Untersuchungen nach, dass eine gut gesteuerte, befeuchtete und am richtigen Ort ausblasende Warmluftheizung kaum mehr Schäden am Hochaltar und der übrigen Ausstattung der Kathedrale anrichten würde.

Wegen des bedrohlichen Zustandes des Hochaltars mit den sich ablösenden Farbpartikeln war für eine Konservierung Eile geboten. Bevor die umfangreichen Grundlagen der Gesamtkonservierung der Kathedrale Chur vorlagen, wagten es die Verant-

206 Bericht Dendrolabor ADG, 2.11.1999.

207 KdmGR VII, 103 – 114; BECKERATH ASTRID VON: Der Hochaltar in der Kathedrale von Chur. Meister und Auftraggeber am Vorabend der Reformation, Hamburg 1994; BECKERATH ASTRID VON, NAY MARC ANTONI, RUTISHAUSER HANS (Hrsg.): Spätgotische Flügelaltäre in Graubünden und im Fürstentum Lichtenstein, Chur 1998.

wortlichen für die Restaurierung - die Kathedralstiftung als Bauherrschaft, die beratende Fachkommission, die Architekten und die Denkmalpflege - die Arbeiten am Hochaltar vorzuziehen. Einen grossen Teil der Kosten von rund einer Million Franken hat verdienstvollerweise die Peter-Kaiser-Stiftung in Vaduz (FL) übernommen. Das restliche Geld wurde von der Eidgenossenschaft und vom Kanton Graubünden aufgebracht.

Gemeinsames Werk eines Restauratorenteams

Es blieben allerdings noch wichtige organisatorische und personelle Fragen zu lösen, als man zu Beginn des Jahres 2001 wusste, dass die Finanzierung für die Konservierung des Flügelaltars gesichert war. Wer sollte diese hochkomplexe Arbeit ausführen? Sie erforderte ja nicht nur besondere Erfahrung und handwerkliches Geschick, sondern auch die Fähigkeit, die gesamten, auf rund 18 Monate berechneten Arbeiten in allen Einzelheiten mit Bild, Plan und Text zu dokumentieren.

Statt das anspruchsvolle Projekt einer einzelnen Firma zu übertragen, beschloss man die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft bestehend aus fünf Restauratoren bzw. Restaurierungsfirmen: Dazu gehörten neben dem erfahrenen Altmeister der Restaurierungskunst, Oskar Emmenegger, Zizers, die Restauratoren Jörg Joos, Andeer, Ivano Rampa, Paspels, Andreas Franz, Küsnacht ZH, und Mathias Mutter, Naters VS. Dieses Team aus gleichberechtigten Partnern bot Gewähr für rege Diskussion, Erfahrungsaustausch, Kontrolle und Kontinuität der Arbeit. Als Bundesexperte für den Hochaltar wurde zudem der erfahrene Restaurator

Christian Heydrich, Basel, beigezogen. Zur heikelsten Frage der Bindemittel fanden Fachgespräche mit in- und ausländischen Restauratorinnen und Restauratoren statt.

Bei der Bildung dieser Arbeitsgruppe erinnerten wir uns, dass auch die mittelalterliche Werkstatt des Jakob Russ ähnlich aufgebaut gewesen sein mochte. Wie erwähnt, ist das Hochaltarretabel der Churer Kathedrale von Meister Jakob Russ und seinen Gesellen in Chur selbst geschaffen worden; davon kündeten Urkunden im Bischöflichen Archiv und im Stadtarchiv Chur. Im Unterschied dazu sind die übrigen fast hundert spätgotischen Altarretabel der Pfarrkirchen Graubündens zwischen 1450 und 1520 aus Süddeutschland eingeführt worden.

Wegen der Klimaempfindlichkeit alter gefasster Holzfiguren hatte es die Denkmalpflege Graubünden 1993 abgelehnt, solche Kunstwerke aus den Kirchen unseres Kantons an die epochale Ausstellung "Meisterwerke massenhaft" des Württembergischen Landesmuseums nach Stuttgart ausleihen zu lassen²⁰⁸. Aus demselben Grund war es geboten, die Figuren und Schnitzereien des Hochaltars von Chur anlässlich der Konservierung nicht aus der Kathedrale zu entfernen. So liessen die Architekten im Altarhaus eine stabile hölzerne Einhausung errichten, die über dem Altarhaus-Boden zwei Geschosse als Werkstattflächen enthielt und es ermöglichte, alle Arbeiten am Retabel, eingeschlossen auch die fotografischen Bestandes- und Zustandsaufnahmen sowie die Dokumentation am Computer, vor Ort auszuführen. Die Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten wurden etappenweise vorgenommen, ebenfalls schrittweise wurden die Konzepte mit den Restauratoren, Technologen und Denkmalpfle-

208 Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Nikolaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500. Katalog zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloss, 11. Mai –1. August 1993, Stuttgart 1993.



gern festgelegt. Einzelheiten der getroffenen Massnahmen werden die Berichte der Restauratoren liefern, die wichtigsten Schritte seien hier kurz zusammengefasst:

- Die Konservierung beschränkte sich auf das Wiederbefestigen der losen Farbpartikel. Im besten Fall genügte das punktuelle Anfeuchten und Zurückpressen ohne neues Bindemittel, ansonsten aber wurde verdünnter Störleim (Hausenblase) in kleinsten Mengen eingebracht. Nur in wenigen Ausnahmefällen kam moderner Kunststoffleim (Plextol B 500, eine Acryl-dispersion) zur Anwendung.
- Die Reinigung von Staub und Russ wurde etappenweise durchgeführt. Wo Schmutzreste nicht ohne Substanzverlust entfernt werden konnten, liess man sie bestehen.
- Die Übermalungen des 19. Jahrhunderts an Gewändern und an den Baldachinunterseiten wie auch die Überfassungen des oxydierten Silbers wurden belassen, weil eine Freilegung ohne Schaden an den darunterliegenden Originalfassungen nicht möglich gewesen wäre.
- Einzig die Inkarnate, d. h. die Fleischtöne an Gesichtern, Händen, Armen und Füßen sowie des nackten Christkinds, wurden bis auf die sehr gut haftende originale spätgotische Farbschicht freigelegt. Neben dicken Staub- und Russ-schichten wurden auch (nachweislich jüngere) verdunkelnde Firnisse des 19. Jahrhunderts entfernt, die wohl damals bewusst die prallen Rosatöne der Gesichter und Hände hätten in einem Gale-rieton dämpfen sollen.

Abb. 179: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Die Marienkrönung aus dem Gesprenge des Hochaltars. Zustand 2001, vor der Restaurierung.

Abb. 180: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Die Marienkrönung aus dem Gesprenge des Hochaltars. Nachzustand 2002.

- Die zahlreichen Farbabspalterungen, vor allem die Fehlstellen der Vergoldung, waren meist winzig klein, höchstens Bruchteile von Millimetern im Durchmesser, einige aber erreichten auch Fingernagelgrösse. Durchwegs wurde auf das Kitten der Fehlstellen, d. h. das erneute Auftragen von gelemter Kreide bis auf die Ebene der Figurenoberfläche verzichtet. Mit Aquarell-Retuschen im Farbton der Umgebung wurde eine Beruhigung der Fehlstellen erreicht, die eingreifendere und damit auch aufwändigere Massnahmen erübrigten. Kleinste Fehlstellen, die man auf Gerüstdistanz (etwa drei Meter) nicht mehr wahrnehmen kann, wurden nicht retuschiert.

Durch die Freilegung der originalen Inkarnate und die Reinigung der weitgehend erhaltenen Vergoldungen des späten 15. Jahrhunderts hat der Flügelaltar der Kathedrale Chur seine märchenhafte Strahlkraft, seinen alten Glanz zurückgewonnen (Abb. 179 und 180). Die Reinigung, Konservierung, Retuschenarbeit und Dokumentation auf dem Werkstattgerüst in der Kathedrale dauerte von Juli 2001 bis Dezember 2002. Fünf Restauratorenfirmen, sieben Männer und drei Frauen, arbeiteten abwechselungsweise an diesem ausserordentlichen und einmaligen Kunstwerk. Im Frühjahr 2003 wird auch die Archivdokumentation der Restauratoren-Arbeitsgruppe zum Abschluss kommen. Sie wäre es wert, umfassend publiziert zu werden.

Die Petrusgruppe aus dem Hochaltar der Kathedrale

St. Mariä Himmelfahrt in Chur

Marc Antoni Nay

Die Restaurierung des Hochaltars in der Kathedrale von Chur erforderte und förderte damit auch eine genaue Analyse der einzelnen Elemente dieses Gemeinschaftswerks von Schreiner, Schnitzer und Maler. Welche Resultate die genaue Betrachtung eines Teils des Ganzen zu Tage fördert, wird hier beispielhaft an einer Figurengruppe präsentiert (Abb. 181)²⁰⁹.

Die nachfolgend beschriebene Petrusgruppe steht im Gesprenge des Hochaltars, der in der Werkstatt des Ravensburgers Jakob Russ in den Jahren zwischen 1486 und 1492 vor Ort in Chur geschnitzt worden war²¹⁰. Sie stellt die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes dar und flankiert gemeinsam mit einer weiteren Dreiereinheit, bestehend aus den Figuren der Heiligen Paulus, Matthias und Bartholomäus, die Gruppe der Marienkrönung mit der Muttergottes zwischen Gottvater und Sohn (vgl. Abb. 178). Petrus und seine zwei Begleiter stehen links auf dem Dach des Schreins, die drei anderen Männer rechts. Die Gruppierung der drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes am "Ehrenplatz" zur Rechten der Hauptgruppe hängt zusammen mit deren wichtigen Rolle in der Schilderung des Lebens Jesu in der Bibel. Jakobus und Johannes waren Brüder und wurden zusammen mit Petrus und dessen Bruder Andreas als erste zu Jüngern Jesu erwählt. Petrus, Johannes und Jakobus sind als einzige Apostel bei der Heilung der Tochter des Synagogenvorstehers Jäirus dabei (Markus 5,37). Jesus nimmt sie mit auf den Berg Tabor, wo sie seine Verklärung miterleben

Abb. 181: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Apostelgruppe aus dem Gesprenge des Hochaltars mit den Heiligen Petrus, Johannes und Jakobus, Frontansicht. Nachzustand 2002.



(Markus 9,2; Matthäus 17,1; Lukas 9,28). Die drei Jünger begleiteten Jesus auch als einzige in den Garten Gethsemane (Markus 14,33).

Beschreibung

Die Petrusgruppe ist 107 cm hoch, 53 cm breit und 38 cm tief. Sie steht zwischen zwei Fialen, welche gemeinsam mit zwei rückwärtigen Rundstäben einen mit Kreuzblumen besetzten Baldachin tragen. Über diesem "schwebt" zwischen zwei feineren Fialen eine kniende Muttergottesfigur, welche der Darstellung der Dreifaltigkeit im oberen Teil des Gesprenge zugewandt ist. Fialen, Rundstäbe, Baldachine, Kreuzblumen und Krabben bilden den linken von drei turmartigen, aber feingliedrigen Aufbauten, aus denen sich das Gesprenge zusammensetzt.

Petrus und weniger eindringlich auch Jakobus scheinen den Betrachter zu fixieren, währenddem Johannes verträumt und gedankenverloren ins Weite blickt.

Petrus steht vor seinen beiden Gefährten. Sein Haarwuchs ist schütter. Die Rechte zum Segensgruss erhoben, hält er in der Linken sein Attribut, den Schlüssel. Über seinem rechten Arm hat der Bildschnitzer den Mantel mit Bedacht so gerafft, dass dessen Stoff in drei aufeinanderfolgenden Schüsselfalten nach unten fällt.

Hinter den Schultern des Petrus treten die beiden anderen Figuren hervor. Zu seiner Rechten der Apostel Johannes, mit dem Kelch in der Rechten, links Jakobus, mit dem Pilgerstab in seiner Linken. Alle drei tragen einen goldenen Umhang, der bei Petrus blau, bei den beiden anderen rot gefüttert ist. Bei allen Figuren teilt sich der fest zusammengefügte Mantel auf der Brust

und bildet eine tropfenförmige Öffnung, bei Johannes und Jakobus für die Hand, welche das Attribut hält, bei Petrus für die segnende Rechte. Diese Öffnungen und der durch die Raffung entstehende Zwickel unten beim Saum geben den Blick frei auf den unter dem Mantel liegenden Rock; in dunklem Rot erscheint derjenige des Petrus, in Grün der von Johannes, in Violett derjenige des Jakobus²¹¹. Die Röcke besitzen an Kragen und Ärmelsäumen Borten in Mattvergoldung, welche mit der Glanzvergoldung der Mäntel einen metallenen Zweiklang bildet.

Sämtliche Untergewänder sind mit Applikationen besetzt. Bei allen drei Figuren finden sich als unregelmässige Vielecke Abschnitte von Pressbrokat, wie er auch - dort allerdings, Rechteck neben Rechteck gesetzt, eine zusammenhängende Oberfläche bildend - als Auskleidung des Schreininneren und als Hintergrund für die Reliefs an den Altarflügeln vorkommt²¹². Die beiden rückwärtigen Figuren Johannes und Jakobus besitzen zudem Applikationen aus gestanztem Papier, geformt als Punkt, Vier- oder Sechspass.

Die Attribute der drei Apostel - Schlüssel, Pilgerstab und Kelch - sind zweiteilig und zusammensteckbar, wobei beim Kelch des Johannes Kuppel und Fuss oben und unten an der Hand fixiert werden, während der zwischen seinem Mittel- und Ringfinger liegende Nodus in die Darstellung der Hand eingearbeitet wurde.

Zur Arbeit des Bildschnitzers

Die Figurengruppe ist aus einem einzigen Lindenstamm geschnitzt. Für den Schnitzvorgang lässt sich folgender Ablauf rekonstruieren: Das Werkstück wurde in eine

209 Basis dieses Beitrags bildet die Dokumentation der ARGE Restauratoren Kathedrale Chur im Archiv der Denkmalpflege Graubünden. Deren Mitgliedern gebührt auch Dank für die Unterstützung meiner Arbeit, insbesondere Matthias Mutter, dem ich eine Vielzahl von Hinweisen zu technologischen Details an dieser Figurengruppe verdanke. Ebenfalls eine grosse Hilfe war Hans Westhoff, Landesmuseum Baden-Württemberg, der sich für ein zweitägiges Kolloquium am Hochaltar zur Verfügung stellte.

210 Zum Hochaltar der Churer Kathedrale vgl.: BECKERATH: Der Hochaltar in der Kathedrale von Chur, wie Anm. 207; KŁODNICKI-ORŁOWSKI AGNES: Studien zu Jakob Russ, einem spätgotischen Bildschnitzer zur Ravensburg, Diss. phil. Heidelberg 1990; BECKERATH/ NAY/RUTISHAUSER: Spätgotische Flügelaltäre, wie Anm. 207, daselbst weiterführende Literatur.

211 Die Farben an den Gewändern sind Übermalungen.

212 Pressbrokate sind von Modellen abgeformte Zinnfolien, welche durch eine Trägersubstanz stabilisiert, danach vergoldet und mit Lüsterfarben versehen werden. Sie imitieren mit Goldfäden durchwirkte Brokatstoffe. Vergleiche dazu den Beitrag von EMMENEGGER OSKAR: Gotische Altäre – Produktion und Restaurierungsprobleme, in: BECKERATH/NAY/RUTISHAUSER: Spätgotische Flügelaltäre, wie Anm. 207, 185-228 und 201-202, sowie die dort vermerkten Literaturhinweise.

spezielle Vorrichtung eingespannt und nach dem ersten groben Zurichten ausgehöhlt, um der Gefahr von Schwundrissen beim Trocknen des Holzes vorzubeugen (Abb. 182 und 183). Dabei wurde der Kern des Holzstücks von der Rückseite her entfernt, dem Befund nach allerdings bei der Standfläche bis zu einer Höhe von ca. 6–7 cm belassen, etwas mehr als die Dorne der Einspannvorrichtung ins Holz eingedrungen waren. Auf der entgegengesetzten Seite des Werkstücks zeichnet sich an der Oberseite des Hauptes Petri ein Loch ab, an den beiden Häuptern der rückwärtigen Apostel findet man gleichenorts hingegen abgesägte Dübel (Abb. 184). Letztere wurden wohl vom Fassmaler in die Öffnungen eingesetzt, in welchen der Bildschnitzer das Werkstück mittels Eisendornen fixiert hatte. Auf der Standfläche erkennt man oberhalb der Höhlung Öffnungen für eine weitere Spannzanze des Fassmalers. Diese beiden Löcher liegen in einem Abstand von 51 mm voneinander entfernt, das linke ist 40 mm, das rechte 37 mm tief und beide haben einen Durchmesser von je 9 mm. Durchmesser und Tiefe der Löcher sind im Verhältnis zur Masse des Werkstücks gering. Da die Krafteinwirkung beim Fassen der Figuren um ein Vielfaches geringer ist als beim Schnitzvorgang, reichte dies aus, um das Werkstück zu fixieren. Die Löcher der Spannzanze des Bildschnitzers hingegen fehlen. Sie wurden mit dem Boden entfernt, bevor die Figur gefasst wurde.

Die Standfläche ist an ihrer Peripherie lediglich gesägt. An diesen rauheren Partien hat sich deshalb der Schmutz der Jahrhunderte abgelagert. Gegen das Zentrum hin wurde die Oberfläche des Holzes zusätzlich mit dem Flacheisen geglättet, damit die Figur einen guten Stand erhält.



Die Rückenpartien der Figuren im Gesprenge sind von hinten her sichtbar, da diese freistehend, also nicht von einem Gehäuse umschlossen sind. Deshalb musste bei den Gesprengefiguren im Unterschied zu den Schreinfiguren die durch die Ausbuchtung des Werkstücks entstandene Öffnung verschlossen werden. Dafür wurde eine rund 7 cm dicke Bohle eingesetzt und stumpf verklebt.

Die Figurengruppe wurde derart angelegt, dass der Kern des Stammes am nicht einsehbaren Ort zwischen den Schulterpartien der drei Figuren aus der Plastik heraustritt. So konnte dieser vollständig entfernt werden, ohne dass dies die Erscheinung der Figurengruppe gross beeinträchtigt hätte. Um

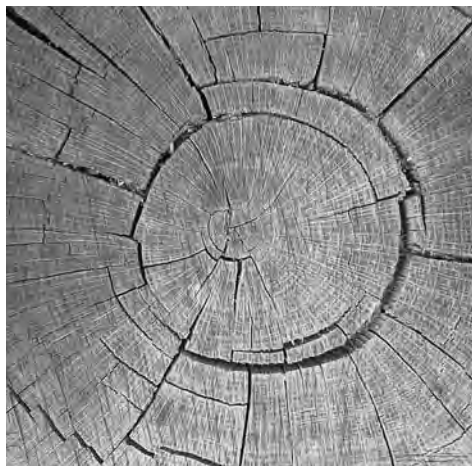


Abb. 182: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Blick auf die Standfläche, die den ausgehöhlten Kern und die rückwärtig eingesetzte Bohle zeigt. Auf letzterem aufgesetzt der Holzkeil für die Schulterpartien der Apostel Johannes und Jakobus. In der Abbildung oben die Spannanzenglöcher des Fassmalers, in der Höhlung oben links eine Gewebekaschierung.

Abb. 183: Die Sägefläche dieses Eichenstamms lässt erahnen, was während der Trocknung im Innern einer Figur ablaufen würde, wenn man den Kern nicht vorher entfernte.



Abb. 184: Chur, Kathedrale
St. Mariä Himmelfahrt. Pe-
trusgruppe des Hochaltars.
Bei der Aufsicht auf die Fi-
gurengruppe sind die bei-
den abgesägten Dübel bei
den Häuption des Jakobus
und des Johannes deutlich
erkennbar. Die Aushöhlung
wird durch die eingesetzte
Bohle und den darauf ge-
klebten Holzkeil verringert.
Beide sind nach aussen
nicht mehr genau vom Rest
der gefassten Figur unter-
scheidbar.

die Grösse der Öffnung zu verkleinern, wurde ein Holzkeil zuoberst innen auf die den Rücken schliessende Bohle aufgeklebt. Dadurch konnten die rückwärtigen Schulterpartien geschlossen werden.

Im Innern der Höhlung entdeckt man eine Gewebekaschierung (vgl. Abb. 182). Sie liegt an einem Ort, wo offenbar das Holz aus Versehen durchgeschlagen wurde, korrigiert den Fehler aber so gut, dass der Ort des Durchschlags aussen an der gefassten Figur nicht präzise lokalisiert werden kann.

Die Gestaltung der Rückseite

Die Rückseite ist ihrer eingeschränkten Einsiehbarkeit wegen weniger aufwändig bearbeitet (Abb. 185). Währenddem in der Hauptansicht die Falten durch die Raffung der Mäntel ein relativ komplexes Muster ergeben, zeigen die Rückseiten annähernd parallel verlaufende Faltungen, in die lediglich die Staufalten eine gewisse Variation bringen, welche die zurückgestellten Stand-

beine des Jakobus und des Johannes andeuten. Nur die Spielbeine der drei Figuren treten in der Vorderansicht unter den Rocksäumen hervor (vgl. Abb. 181); eine Eigenheit, die sich bei fast allen Figuren des Churer Hochaltars feststellen lässt.

Am Sockel ist rechts der Bohle eine Öffnung vorhanden, welche eine zusätzliche Fixierung beim Einspannen aufgenommen haben könnte. Links zeigen sich zudem Abrisse vom Spalten des Holzes, und über dem zusätzlichen Loch erkennt man, dass die Staufalte des Johannes nach dem Fassen beschnitten und die Schnittfläche direkt auf dem Holz vergoldet wurde. Es ist möglich, dass es sich hierbei um eine Korrektur handelt, die beim Einpassen der Figur ins Gesprenge, also bei der Montage des Altars in der Kathedrale angebracht worden war und dann "retuschiert" wurde.

Deutlich ersichtlich ist an der Hinterseite der Gewänder auch der Rapport der Goldblättchen, die der Vergolder immer so anlegte, dass das neu angeschossene Blatt das vorangehende leicht überlappt. Die dunklen Stellen in der ansonsten noch immer metallisch glänzenden Vergoldung sind in Zwischgold ausgeführt worden. Zwischgold ist zweilagig und besteht aus einem Gold- und einem Silberblatt. Es wurde für Ergänzungen verwendet und auch aus Spargründen an Stellen angebracht, die schlecht einsehbar waren. Im Laufe der Jahre oxidierte das Silber und erhielt dadurch die heutige unansehnliche, dunkelbraune Farbe.

Spuren am Sockel

Der Sockel, d. h. die runde Erhebung, auf der die drei Figuren stehen (Abb. 186), wurde mit einem einfachen, lediglich an



Abb. 185: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Rückseite. Parallele Falten, gestaut bei den Standbeinen der Johannes- und der Jakobusfigur. Lediglich zwei Risse im Sockel zeigen die eingesetzte Bohle an.

unwesentlich beeinflusst. Auch die Rocksäume erhielten in späterer Zeit einen gelben Anstrich. Vermutlich waren sie ursprünglich in Zwischgold ausgeführt, das oxydierte und deshalb überstrichen wurde. Die Zehen zeigen rote Konturen um und weisse Schraffuren auf den Zehennägeln, wurden also wie das Inkarnat der Gesichter stärker detailliert als die Gewänder.

Beschreibung der drei Köpfe

Die Häupter der Figuren sind als unterschiedliche Typen herausgearbeitet (Abb. 187). In der Mitte Petrus: runder Kopf, Teilglatze mit einer einzelnen kurzen Locke über der Stirn; ein Kranz aus grauen, spiral-förmig gedrehten Locken umrahmt sein

Abb. 186: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Sockelpartie mit den Füßen des Petrus (rechts) und des Johannes (links).

den Kanten leicht angerundeten Flacheisen bearbeitet. Er wurde weder gehobelt noch geschliffen. Seine Oberfläche ist deshalb von Kanten und Ebenen geprägt und zeigt einen Zustand, den während der Arbeit wohl sämtliche Oberflächen der Skulptur durchliefen. Der Sockel ist grün gefasst und besitzt, wie die Inkarnate auch, eine sehr dünne Grundierung, welche die kubischen Formen plastisch hervortreten lässt. Die Falten der Gewänder sind von einem dickeren Kreidegrund besetzt. Sämtliche Farbfassungen ausser jene am Sockel und den Inkarnaten sind übermalt, was die farbliche Erscheinung der Skulpturen beeinträchtigt, den Gesamteindruck der Gruppe aber nur



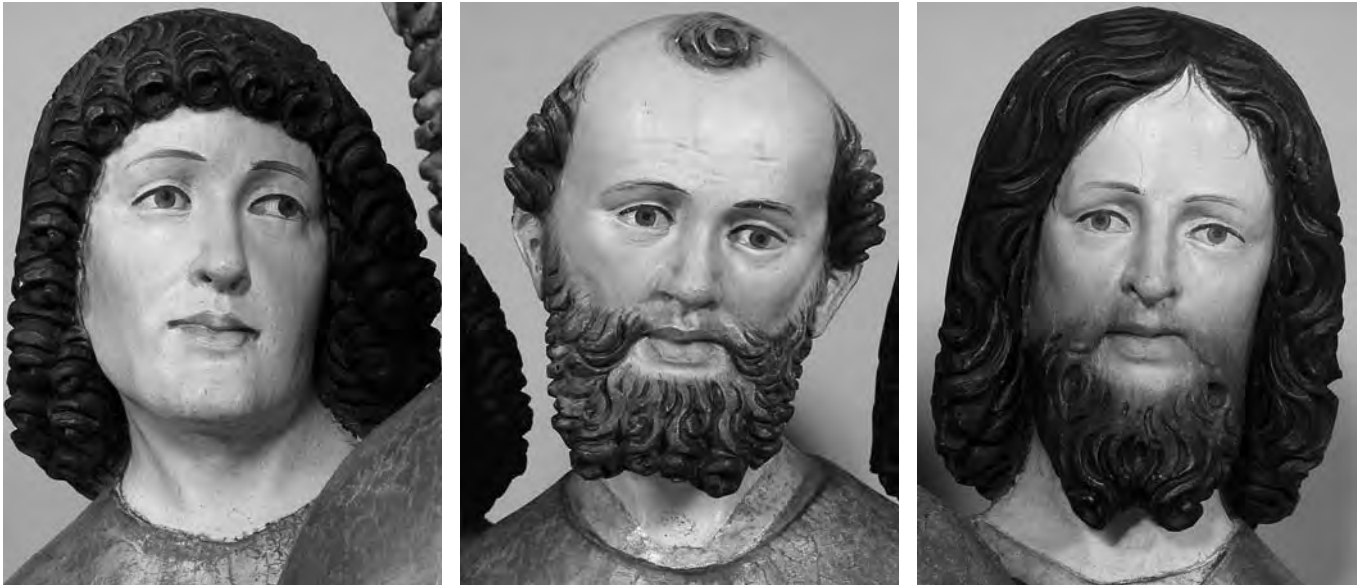


Abb. 187: Chur, Kathedrale
St. Mariä Himmelfahrt. Pe-
trusgruppe des Hochaltars.
Die Häupter der Apostelfigu-
ren von vorne: links Johan-
nes, in der Mitte Petrus,
rechts Jakobus.

Haupt, die Ohren sind frei. Grau gefasst ist ebenfalls der in der Mitte geteilte Bart, dessen Locken sich auf beiden Gesichtshälften gegen aussen drehen. Der Schnurrbart unterhalb der Nase ist lediglich aufgemalt, und zwar derart fein, dass das Inkarnat durchscheint. Gegen aussen geht er jeweils in einen schwungvollen, plastisch herausgearbeiteten Bogen über. Die Augen sind grau gefasst und schimmern im Tageslicht leicht bläulich. Rote Pinselstriche deuten eine leichte Rötung der Augen an, ebensolche zeichnen einige Falten auf die Stirn.

Rechts Jakobus: Sein Haar fällt bis auf die Schultern und betont die länglich ovale Form des Kopfes. Im Gesicht zeichnen sich deutlich weichere Kanten ab als bei seinem Nachbarn Petrus. Er scheint zudem einen dunkleren Teint zu haben. Kinn, Wangen und Augen sind stark gerötet, der Schnurrbart lediglich aufgemalt, der Bart hingegen plastisch, wiederum zweigeteilt, aber diesmal in zwei Spitzen endend, welche zwei nach innen gedrehte Locken bilden. Unterhalb der Mundwinkel finden sich zwei

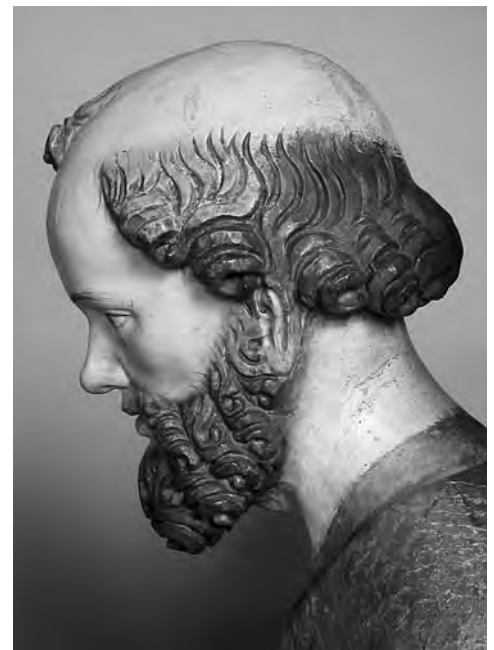


Abb. 188: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Seitenansicht der Petrusfigur.



mandelförmige Grübchen. Die Haartracht zeigt flächige, S-förmige Wellen, welche sich erst an ihrem unteren Ende einrollen. Links Johannes: Er zeigt ein markantes Kinn, flache Wangen und die am feinsten ausgearbeitete Mund-Nasen-Partie, welche viel zum Ausdruck erhöhter Empfindsamkeit beiträgt. Sein bartloses Gesicht – nicht einmal Stoppeln sind angedeutet – wird umrahmt von den gleichen spiralförmig drehenden Locken wie bei Petrus. Aber diesmal sind sie braun gefasst und fallen – wie das Haar des Jakobus – beinahe bis auf den Schulteransatz. Alle Locken drehen sich von innen nach aussen, so dass über der Stirn eine links- und eine rechtsdrehende Locke nebeneinander zu liegen kommen.

Beobachtungen zur Haartracht

Die Haartracht als Ganzes lässt bei Jakobus und Johannes auf eine Rohform des Kopfes schliessen, welche die Form einer glockenförmigen Haube besessen haben muss. Weniger eindeutig auf eine Grundform zurückzufüh-

ren ist der Kopf der Petrusfigur. Hier lässt sich lediglich bei der Barttracht die Form eines sich nach unten verjüngenden Keils als Basis für die Detailarbeit vermuten.

Zur Bearbeitung der Haartracht kann Folgendes festgehalten werden (Abb. 188 und 189): Zuerst wurde die Rohform der ganzen Haar- bzw. Bartpracht herausgearbeitet. Dann wurden die einzelnen Locken als Wülste geformt. Gewisse Befunde, auf die noch eingegangen wird, weisen darauf hin, dass die Locken in einer Zwischenstufe erst paarweise zusammengefasst wurden. Die Binnenstruktur der gedrehten Locken bzw. der s-förmigen Wellen wurde mit einem Hohleisen aus der Rohform gehauen. Das Eisen wurde einmal steil, ein anderes Mal flacher angesetzt. Deutlich lässt sich jeweils die Rundung der Klinge desjenigen Eisens erkennen, das am häufigsten zur Verwendung kam. Sämtliche gedrehte Locken sind von unten her gebohrt. Das Bohrloch scheint schon vor der detaillierten Schnitzarbeit angelegt worden zu sein, demnach definierte es die Lage der einzelnen Locke.

Abb. 189: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Rückwärtige Haartracht der Apostelfiguren: links Jakobus, in der Mitte Petrus, rechts Johannes.

**Die Petrusgruppe aus dem
Hochaltar der Kathedrale
St. Mariä Himmelfahrt in Chur**

Abb. 190: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Petrusgruppe des Hochaltars. Übergänge von der Haartracht zum Inkarnat, von lediglich bemalter zu plastisch und malerisch gestalteter Haartracht bei der Petrusfigur. Oben: Zustand vor der Restaurierung. Beide Ohrgänge wurden gebohrt. Vielleicht lagen hier Messpunkte für den Schnitzer. Unten: Nachzustand. Gemalte Härchen im Bereich des Schnurrbarts und im Übergang zum gestupften Rot der Wangen. Das Auge mit gerötetem Lid und einem weissen "Licht" neben der grauen Iris mit der schwarzen Pupille.



Bohrlöcher, wenn auch wesentlich kleinere, finden sich auch in den Ohren und an der Nase. Selbst die zwei mandelförmigen Grübchen am Kinn des Jakobus dürften mit Hilfe eines Bohrers entstanden sein.

Mit der Ausarbeitung der Locken wurde bei allen Figuren im Scheitel begonnen. Von dort wurde die Arbeit Locke um Locke dem Gesicht entlang nach hinten fortgeführt.

Beim Haupthaar des Johannes treffen denn auch zwei entgegengesetzt drehende Locken im Nacken aufeinander. Sämtliche dieser dreidimensional geschnitzten Locken gehen gegen oben nach einigen Drehungen in die weniger aufwändige Form flacher Wellen in Kerbschnitttechnik über. Auch diese Wellen drehen sich links und rechts des Scheitels spiegelbildlich zueinander. In der Spiegelungsachse am Hinterkopf verschmelzen sie miteinander und formen ornamentale Inseln oder Nester.

Bei der Figur des Jakobus sind die Haare bis auf die letzte Drehung der Haarspitzen in der einfacheren, flächigen Wellenform gestaltet. Man erkennt am Hinterkopf von den Haarspitzen ausgehende, durchgehende vertikale Linien, die zur Mittelachse hin höher hinauf reichen. Sie bilden zwei Kompartimente aus jeweils zwei Locken, die gegenläufig gedreht sind. Der Wechsel von der Links- zur Rechtsdrehung ist hier auf zwei Stufen verteilt. Mit anderen Worten: Es wird jeweils eine entgegengesetzt gedrehte Locke vor den eigentlichen Wechsel der Drehrichtung gestellt.

Mit grosser Wahrscheinlichkeit auf einer Vorstufe belassen wurde das Haar des Petrus am Hinterkopf. Es besteht aus einem Wulst, der ungefähr die Breite zweier Locken besitzt. Da die Sicht aus der Tiefe des Umgangs hinter dem Altar auf diese Stelle durch die beiden Oberkörper der seitlichen Figuren versperrt ist, war es nicht notwendig, die Locken hier detailliert auszuführen.

Beobachtungen zur Gestalt der Gesichter

Das Inkarnat wurde mehrlagig aufgetragen (Abb. 190). Die Oberfläche wurde mit dem Pinsel gestupft, ebenfalls die Rötung der

Wangen und teilweise auch der Bart des Jakobus. Die ins Gesicht fallenden Härchen und der Mund sind hingegen gemalt; ebenfalls die braune obere Begrenzungslinie von Augen, Iris und Pupille sowie die Augenrötung.

Die Pupillen des Petrus liegen genau in der Mitte der grauen Iris. Bei Jakobus weicht die Pupille im linken Auge (vom Betrachter aus rechts liegend) nach oben. Die Iris des linken Auges des Johannes (von uns aus gesehen rechts) liegt ganz im äusseren Augenwinkel (vgl. Abb. 181).

Die Darstellung der Figurengruppe ist ausführlich geworden, aber nicht erschöpfend. Einer eingehenderen Untersuchung wert wäre beispielsweise die bewusst kontrastierende Gestaltung der drei Apostelfiguren. Die unterschiedliche Haartracht scheint eine gewisse Nähe zur Darstellung der drei Menschenalter "Jüngling – Erwachsener – Greis" zu besitzen; die Gesichter hingegen liegen altersmässig nicht so weit auseinander.

Die Fülle an Details, Informationen, aber auch Fragen, welche beim Betrachten dieser einzelnen Figurengruppe auftritt, lässt erahnen, wie viele Rätsel, Fragen, aber auch Antworten noch im ganzen Flügelaltar verborgen liegen.

Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort.

Baugeschichtliche Untersuchung, 1. und 2. Etappe

Die Burg Belfort gehört zu den wichtigsten Burgranlagen im Kanton Graubünden. Sie liegt ungefähr eine Viertelstunde Fussweg östlich des Dorfes Brien/Brinzauls am Sonnenhang des Albulatals (Abb. 191). Ihr Standort ist ein parallel zum Talhang abfallender Geländerücken, der beidseits durch scharf eingeschnittene Tobel begrenzt ist und unten in eine Steilstufe übergeht. Der 1999 wieder instand gestellte Zugangsweg von Brien/Brinzauls her folgt einem mittelalterlichen Trasse, welches nördlich oberhalb der Burgranlage verlief. Von dessen Fortsetzung in Richtung Landwassertal sind im östlichen Tobel nur noch Spuren sichtbar. Seit der Zerstörung der Burg im Jahr 1499 ist das Gemäuer schutzlos Wind und Wetter ausgesetzt und damit von fortschreitendem Zerfall betroffen (Abb. 192). In den Jahren 1935/36 wurden vom Schweizerischen Burgenverein unter der Leitung des Architekten Eugen Probst partielle, aber

wichtige Sicherungsarbeiten durchgeführt. So konnten damals die einst imposanten Südfassade dauerhaft gesichert werden.

Im Jahre 2000 wurde die Stiftung „Pro Ruine Belfort“ gegründet mit dem Ziel, die Ruine in ihrem heutigen Zustand zu erhalten. Das in der Folge vom Architekten und Burgenfachmann Lukas Högl, Zürich, ausgearbeitete Projekt sieht eine Restaurierung der Anlage in mehreren Jahrestappen vor. Es ist dies das wohl ehrgeizigste und auch kostenintensivste Sicherungsvorhaben in der Geschichte der Bündner Burgenforschung.

In einer ersten Restaurierungsetappe - durchgeführt im Berichtsjahr 2002 im Rahmen eines Einführungskurses für Maurerlehrlinge des Graubündnerischen Baumeisterverbandes - konnte die Südmauer des Innenhofes beidseitig gesichert werden. Noch im Herbst 2002 wurde das Gerüst an die Westmauer des Innenhofes und die Westfassade versetzt. Die Sicherungsarbeiten sollen dort im Jahr 2003 weitergeführt werden.

Geschichtlicher Überblick

Die Burg Belfort war einst Sitz der Herren von Vaz. Diese gehörten im 12. Jahrhundert zum Kreis so bedeutender Familien wie der Tarasp oder der Sagens-Wildenberg und stiegen im 13. Jahrhundert zur wichtigsten oberrätischen Macht neben dem Churer Bischof auf. Die Stammburg der Herren von Vaz lag beim Hof Nivagl unterhalb von Vaz/Observaz, Zorten²¹³. Diese geht auf das 10./11. Jahrhundert zurück und wurde im 13. Jahrhundert zugunsten der Neugründung Belfort aufgegeben.

Belfort ist schon 1222 als Vazisches Eigen bezeugt, „in Belfort castro meo“ urkundete

Abb. 191: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. Ansicht von Südwesten.



213 MEYER WERNER: Vaz/Observaz, Nivagl, Bericht Sondiergrabung 1980, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins, 53, Bd. 11, 1980, 93-104.

damals Walter III²¹⁴. 1254 nahm Walter V. dort Zehnten von einem Vasallen ein. Erwähnung findet die Burg Belfort auch in der grossen Fehde zwischen Donat von Vaz und dem Churer Bischof in den 1320er Jahren. Damals, nach der für den Churer Bischof so verhängnisvollen Niederlage bei Filisur, wurden die Gefangenen in die Kerker der Burg geworfen; Ulrich von Marmels starb dort in Gefangenschaft²¹⁵.

Mit dem Tod Donat von Vaz' stirbt das Geschlecht der Vazer im Mannesstamm aus. Durch Heirat von Donats Tochter Kuningunde mit Graf Friedrich V. gelangte die Burg 1337/38 an die Toggenburger. Als dieses Grafenhaus 1436 mit dem Tode Friedrichs VII. erlosch, betrachtete Kaiser Sigmund Belfort mit Davos und dem Prättigau als heimfallendes Lehen und belehnte damit seinen Kanzler Kaspar Schlick. Graf Wilhelm von Montfort-Tettnang beanstandete als Erbe der Toggenburger diese Belehnung. Es gelang ihm, seine Ansprüche zu belegen, so dass Kaspar Schlick auf das Lehen verzichtete, welches der Kaiser dann 1439 auf Wilhelm von Montfort als Reichslehen übertrug. Durch Kauf kam Belfort 1471 an die Vögte von Matsch und von diesen 1477 an Herzog Sigmund von Österreich. Dieser verpfändete Belfort an die Beeli von Davos, welche schon 1428 Kastellane zu Belfort waren und sich in der Folge "Beeli von Belfort" nannten.

In den spannungsgeladenen Wochen im Vorfeld der Schlacht an der Calven wurde die stolze Burganlage am 4. März 1499 von Bündner Truppen zerstört. Verschiedene Unterhöhlungen der Aussenmauern belegen, dass der Burgenbruch von allen Seiten her angegangen wurde. Die ganze Südseite der Anlage konnte damals zum Einsturz gebracht werden (Abb. 193). Ein umfassen-



Abb. 192: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. Westfassade mit aufgelöster Mauerkrone. Blick von Nordwesten.



Abb. 193: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. Die Süd-
wand der Burganlage wurde
1499 zum Einsturz gebracht.
Ansicht von Süden.

der Brand, von welchem noch zahlreiche verkohlte Balkenstumpfe und deutliche Brandrötungen am Mauerwerk zeugen, vollendete das zerstörerische Werk der Bündner Truppen. Der österreichisch gesinnte Vogt Nicolaus Beeli wurde bei Erstürmung der Burg gefangen genommen. Obwohl die österreichischen Herrschaftsrechte im Frieden von Basel anerkannt wurden und Nicolaus Beeli seine Ehre wieder herzustellen vermochte, wurde Belfort nach 1499 nicht wieder aufgebaut.

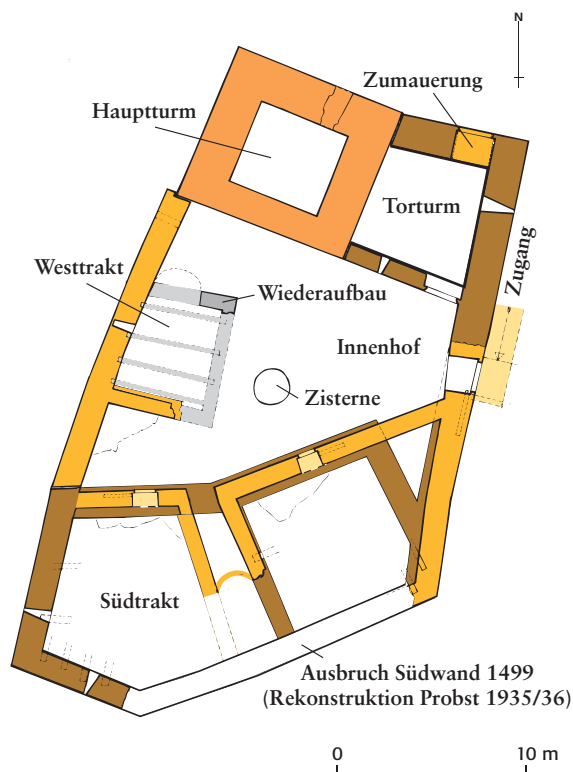
Die baugeschichtliche Untersuchung

Mit dem "Burgenbuch von Graubünden" verfügt unser Kanton über ein wertvolles Inventar seiner Burgenbauten²¹⁶. Die Texte zu den einzelnen Burgen umfassen neben der urkundlich gesicherten Besitzer-geschichte in knapper Form auch die Beschreibung der erhaltenen Baureste und eine Analyse

214 BUB, Nr. 629; die betreffende Urkunde befindet sich heute im Generallandesarchiv Karlsruhe.

215 MURARO JÜRGEN L.: Untersuchungen zur Geschichte der Freiherren von Vaz, in: JHGG, 100, 1970.

216 CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall, 1984.

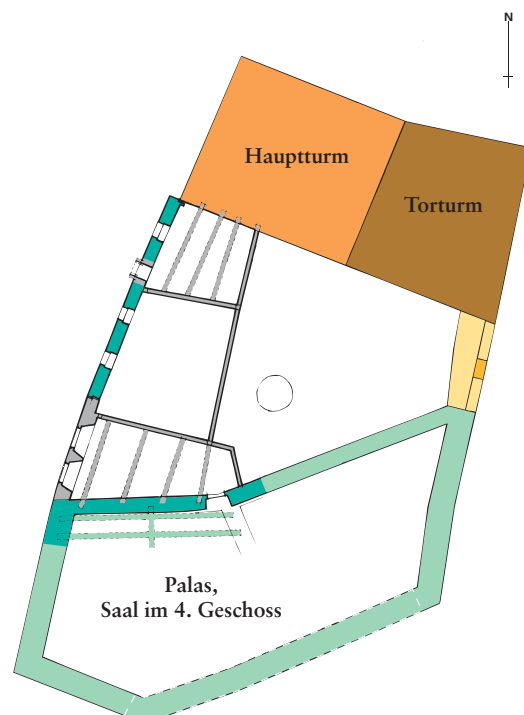
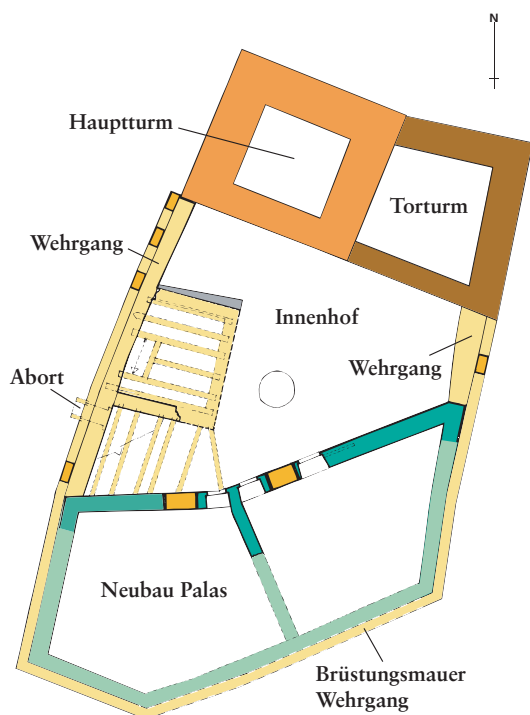


- Phase 1
- Phase 2
- Phase 3
- Phase 4
- Phase 5

Abb. 194: Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort. Grundriss erstes und zweites Geschoss. Mst. 1:400.

Abb. 195: Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort. Grundriss drittes Geschoss. Mst. 1:400.

Abb. 196: Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort. Grundriss viertes Geschoss. Mst. 1:400.



der Baugeschichte. Letztere wird allerdings eher summarisch behandelt. Bei einem Restaurierungsprojekt ist daher die baugeschichtliche Untersuchung und Dokumentation der zu sichernden Bauteile unerlässlich. Erst vom Gerüst aus kann das aufgehende Mauerwerk eingehend analysiert und dokumentiert werden. Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden wie die Dendrochronologie, mit der das Fälldatum vorhandener Bauhölzer ermittelt werden kann, ermöglichen zudem die genaue zeitliche Einordnung der verschiedenen Bauphasen.

Auf Belfort konnten im Berichtsjahr zunächst die Südmauer des Innenhofes beidseitig und sodann die Westinnenwand des Innenhofes und die Westfassade untersucht werden. Dabei konnten fünf verschiedene Bauphasen unterschieden werden (Abb. 194 bis 200).

Phase 1: Der Hauptturm

Der älteste erhaltene Bau auf Belfort ist der Turm in der Nordwestecke der Burganlage (Abb. 201). Er stand ursprünglich frei, sämtliche an den Turm anstossende Mauern setzen diesen deutlich voraus. Der Turm weist einen rechteckigen Grundriss mit den Aussenmassen 8,40 auf 9,60 m auf. Die Nord-, West- und Ostwand verfügen über eine Mauerstärke von 2,30 m, die Südwand wurde in einer sichtbar geringeren Mauerstärke von 1,70 m ausgeführt. Die Höhe des Bauwerks beträgt ca. 20 m. Der Einstieg in den Wohnturm befindet sich an der Südfassade im dritten Geschoss, gut 10 m über dem Aussenniveau (Abb. 202). In der Nordwand des Eingangsgeschosses hatte der Turm ursprünglich zwei grosse, rechteckige Öffnungen, die nachträglich bis auf Schartenumfang zugemau-

ert wurden. An der Westfassade findet sich, ebenfalls im Eingangsgeschoss, ein auskragender Aborterker.

Ursprünglich wies der Turm über dem dritten Geschoss eine Plattform mit Zinnenkranz auf. Das vierte Geschoss dürfte im Zusammenhang mit der Vermauerung der Zinnen nachträglich aufgesetzt worden sein. Die noch ausstehende detaillierte Bauuntersuchung am aufgehenden Mauerwerk des Hauptturmes wird darüber Klarheit bringen.

Zur Datierung des Hauptturmes konnte für drei erhaltene Balkenstumpfe der untersten Balkenlage dendrochronologisch ein Fälldatum im Herbst/Winter der Jahre 1228/29 ermittelt werden²¹⁷. Die Errichtung des Turms dürfte somit frühestens im Frühjahr 1229 erfolgt sein.

Phase 2: Der Torturm

In einer zweiten Bauphase wird östlich angrenzend an den Hauptturm der Torturm errichtet (Abb. 203). Der Eingang in den Torturm findet sich in der Nordwand des ersten Geschosses, gut 2 m über dem Aussenniveau (Abb. 204). Zwei Negative von einst vorkragenden Balken belegen, dass der rundbogige Eingang ehemals über ein Podest mit Aussentreppe erschlossen war. In der Südwand des Torturmes öffnet sich der ursprüngliche Durchgang zum Innenhof.

Der Torturm dürfte in einem Zuge vier Geschosse hoch gebaut worden sein und war, wie heute noch an der Silhouette der Nord- und Südfassade ablesbar ist, mit einem gegen Osten geneigten Pultdach gedeckt. Die drei Obergeschosse wiesen an der Südfassade vorkragende Lauben auf.

An der Südostecke des Torturmes setzt sich die Ostmauer in gleicher Stärke gegen Sü-

217 Bericht Dendrolabor ADG vom 10.8.2002.

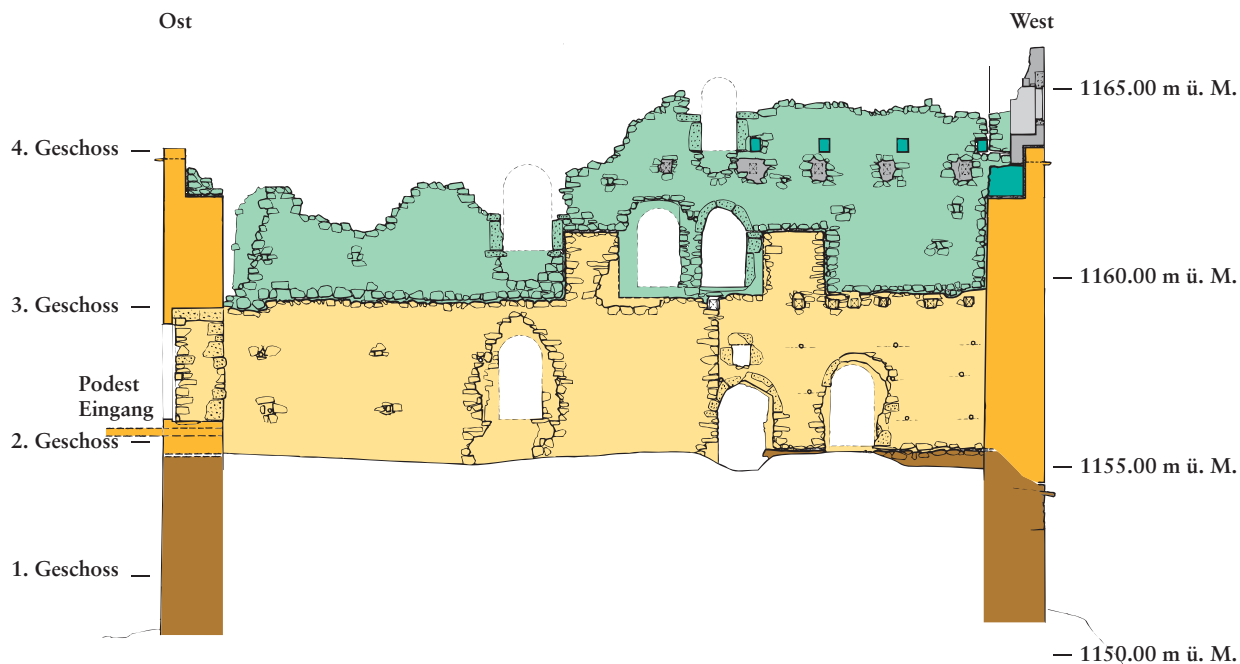


Abb. 197: Brienzen/Brinzau, Burgruine Belfort. Südtrakt, Nordfassade. Ansicht von Norden. Mst. 1:200.

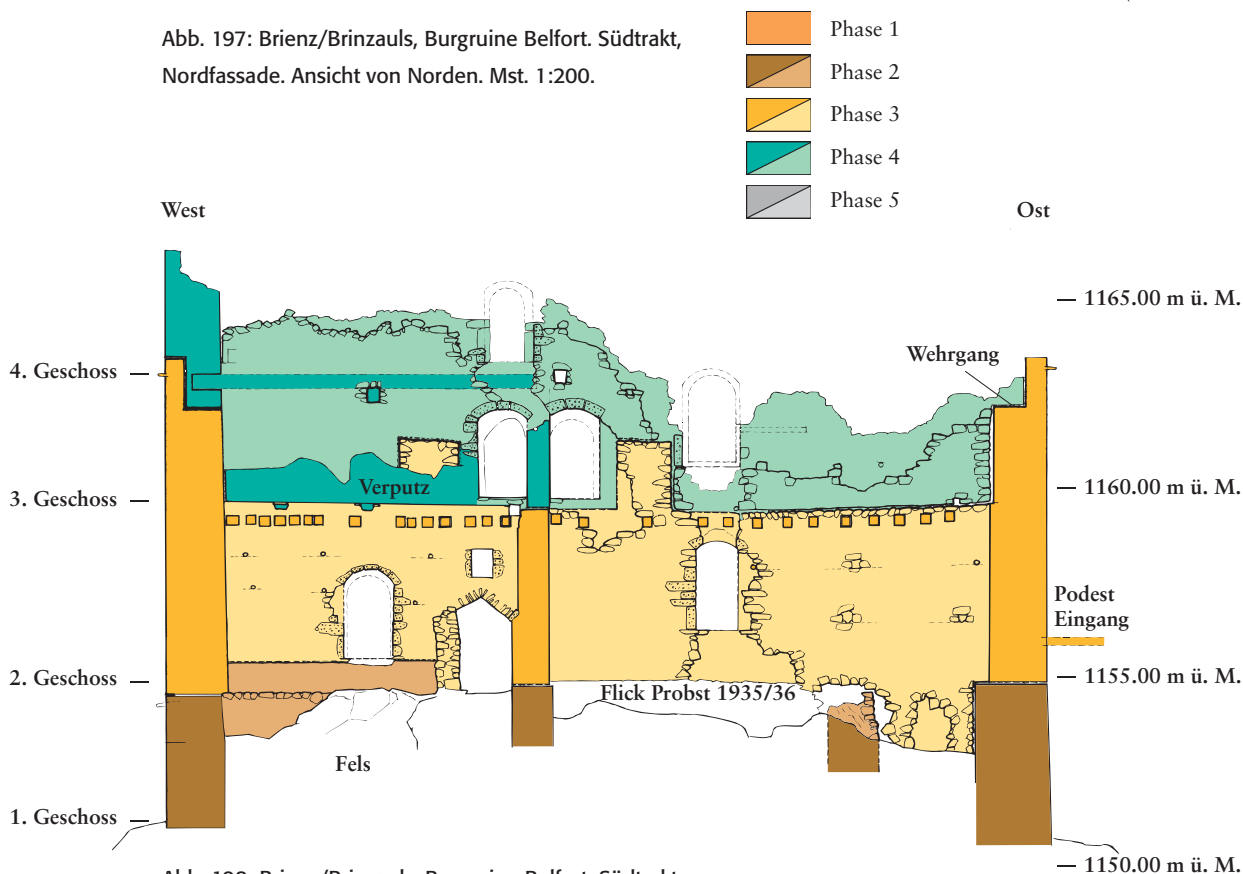


Abb. 198: Brienzen/Brinzau, Burgruine Belfort. Südtrakt, Nordinnenwand. Ansicht von Süden. Mst. 1:200.

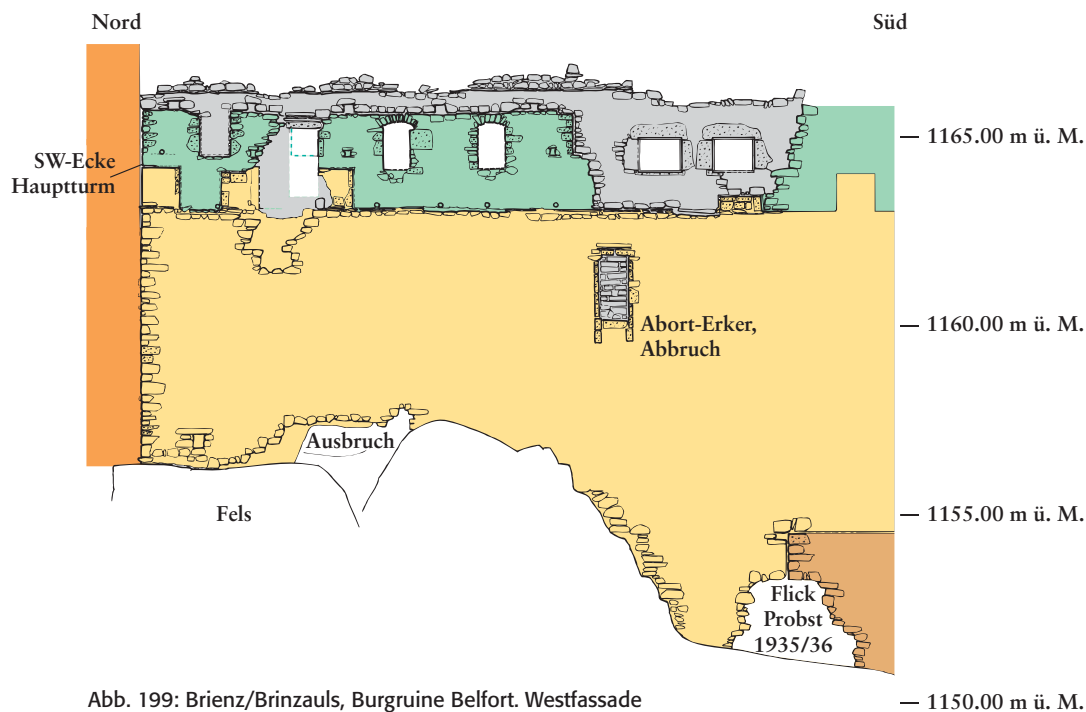


Abb. 199: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. Westfassade (Nordteil). Ansicht von Westen. Mst. 1:200.

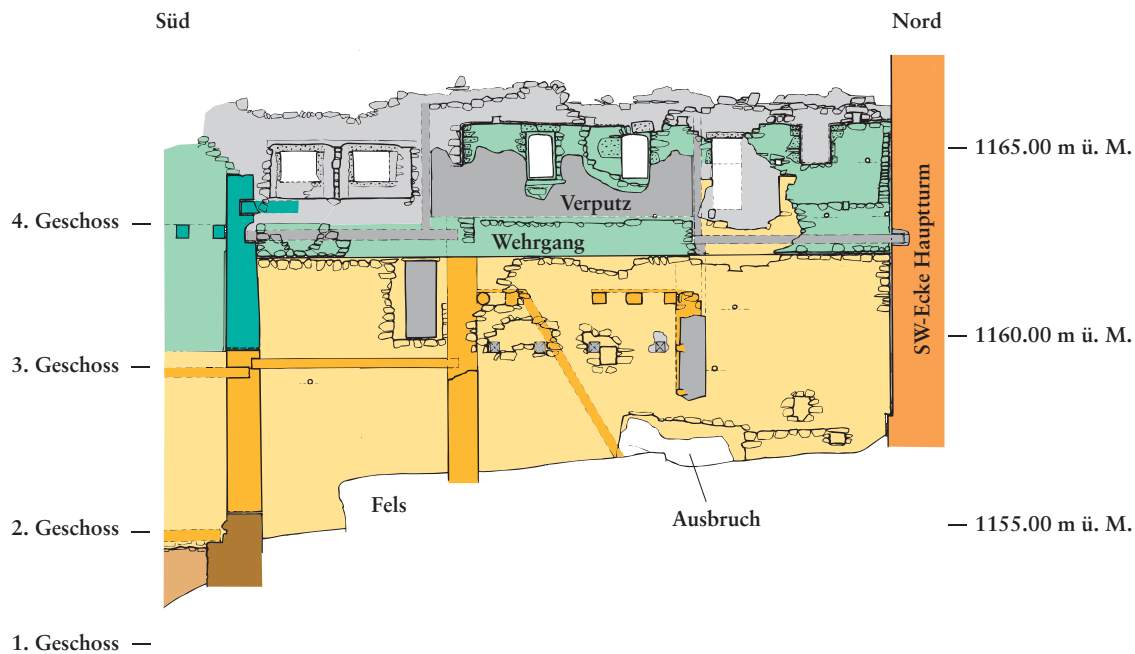


Abb. 200: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. West-Innenwand (Nordteil). Ansicht von Osten. Mst. 1:200.

0 5 m

Abb. 201: Brienzen/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Der Haupt-
turm auf Belfort (Phase 1).
Ansicht von Norden.



den fort. Im bedeutend tiefer liegenden Südteil der Anlage wurden gleichzeitig mit dem Bau des Torturmes zwei neue Räume errichtet. Die Nordmauer derselben weist an der Nordwest- und auch an der Nordostecke einen deutlichen Eckverband gegen Süden auf. Der östliche Raum hat eine eigenständige Ostmauer, welche gegen Süden in spitzem Winkel im Verband mit der verlängerten Ostmauer des Torturmes gemauert ist. Das Mauerwerk der beiden Räume

Abb. 203: Brienzen/Brinzauls, Burgruine Belfort. Der Torturm (Phase 2), Südfassade. Ansicht von Südwesten.

endet gegen oben mit einer deutlichen horizontalen Baunaht, die etwa auf dem Niveau des Innenhofes liegt (vgl. Abb. 194).

Als der Torturm zumindest im Rohbau bereits bestanden hat und die Räume im Südteil der Anlage bis auf Hofniveau erstellt waren, wurden die Bauarbeiten unterbrochen. Zu diesem Zeitpunkt fehlte die westliche Umfassungsmauer im Bereich des Innenhofes noch gänzlich.

Phase 3: Die Vollendung der Anlage mit Wehrgang

Mit der Fortsetzung der Bauarbeiten sind klare Planänderungen nachweisbar. Der Eingang in der Nordmauer des Torturmes

Abb. 202: Brienzen/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Der Hoch-
eingang an der Südfassade
des Hauptturmes. Ansicht
von Süden.



wird aufgegeben und zugemauert (vgl. Abb. 204). Dafür wird in der bereits bestehenden Ostwand des Innenhofes ein neuer Zugang eingebaut (Abb. 205). Die in Phase 2 begonnenen zwei Räume im Südteil der Anlage werden um ein Geschoss aufgehöhht. Dabei wird zwischen den beiden Räumen ein überwölbter, gegen Süden abfallender Gang neu gebaut. Dieser führte zu einem Portal an der Südfassade. Die in Phase 2 erbaute eigenständige Ostwand des südöstlichen Raumes wird aufgegeben, als Ostwand wird die östliche Umfassungsmauer aufgehöhht.

Die Verlegung des Haupteingangs an die Ostseite kann aus verteidigungstechnischen Überlegungen erfolgt sein. Der überwölbte neue Gang gegen Süden könnte im Zusammenhang mit den Stallungen auf der unteren Geländestufe neu geplant worden sein.

Die beiden neu gebauten Räume im zweiten Geschoss des Südtraktes sind vom Innenhof her durch Türen in der Nordwand erschlossen. Über den beiden Räumen wird in Phase 3 eine Balkenlage mit Nord-Süd-verlaufenden Balken gelegt. Zur westlichen Balkenlage liess sich der Bodenaufbau rekonstruieren. Über den zum Teil eng verlegten Bodenbalken waren hölzerne Hälblinge gelegt worden, darüber wurde ein gut 20 cm starker Mörtelboden gegossen. In der Nordwand fanden sich im Mörtelboden eingebaut zwei gleichartige Kanäle, die innen mit Mörtel glatt ausgestrichen und mit Steinplatten gedeckt waren (Abb. 206). Der Mörtelboden über den beiden Räumen im Südtrakt dürfte als Plattform oder Flachdach ausgebildet worden sein. Auf dem Niveau des Mörtelgusses endet auch die Nordmauer der Phase 3 mit einer horizontalen Bau-naht. Zwei gemauerte Pfeiler standen über der Nordwand des Südtraktes frei auf (Abb. 207).



Abb. 204: Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort. Der zugemauerte Eingang in der Nordwand des Torturmes. Ansicht von Norden.



Abb. 205: Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort. Eingang in der Ostwand des Innenhofes (Planänderung). Ansicht von Nordwesten.

In Phase 3 wird mit dem Bau der Westmauer als westlicher Hofbegrenzung auch die Umfassungsmauer der Anlage vervollständigt (Abb. 208). Die westliche Hofmauer wurde in einer Breite von 1,50 m errichtet, darüber ein 1 m breiter Wehrgang mit einer 50 cm starken und 1 m hohen Brüstungsmauer erstellt. Letztere war mit gegen aus-

Abb. 206: Brien/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Kanal
über Balkenlage der Phase
3. Ansicht von Süden.



Abb. 207: Brien/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Aufste-
hender Pfeiler der Phase 3
über der Nordwand des
Südtraktes. Ansicht von
Nordwesten.



sen vorkragenden Steinplatten abgedeckt und mit einem Zinnenkranz versehen. Vom Wehrgang aus konnte das gesamte Albulatal gegen Westen, Süden und Osten überwacht werden. An die Innenseite der westlichen Hofmauer wird der einräumige Westtrakt gebaut. Hier befand sich auch der Aufstieg zum Wehrgang. In der Mauerstärke der Westmauer findet sich ein einst über die Westfassade vorkragender Aborterker.

Zur Datierung von Phase 3 fanden sich zu

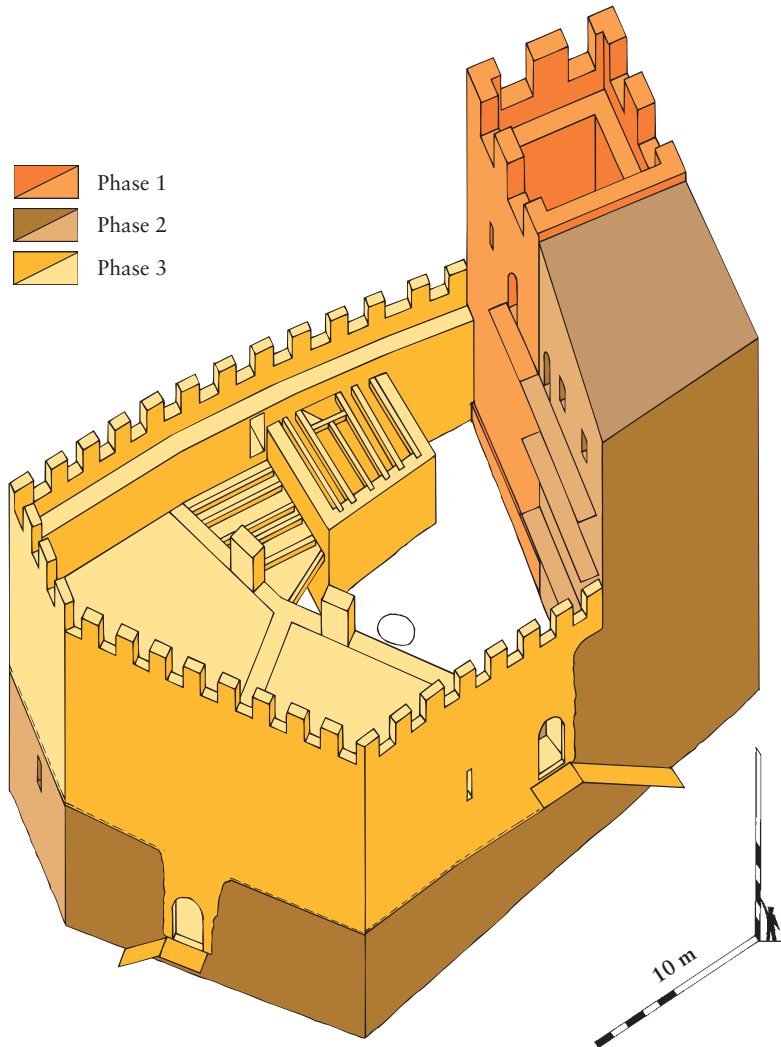
der über dem zweiten Geschoss des Südtraktes neu gebauten Balkenlage drei erhalten gebliebene Balkenstumpfe. Die dendrochronologische Datierung ergab für diese ein Fälldatum im Herbst/Winter der Jahre 1231/32. Diese Balken können somit frühestens im Jahr 1232 eingebaut worden sein.

Zur Datierung der Phasen 1-3

Gemäss der dendrochronologisch ermittelten Datierung der vorhandenen Bauhölzer aus den Phasen 1 und 3 liegen die im Ruinenbestand klar unterscheidbaren drei ersten Bauphasen zeitlich nahe beieinander: Zwischen dem Bau des Hauptturmes im Jahre 1229 (Phase 1) und der Vollendung der Anlage mit dem Wehrgang im Jahre 1232 (Phase 3) liegen lediglich vier Jahre. Innerhalb dieser Zeitspanne wurde auch der Torturm (Phase 2) realisiert. Dies deutet darauf hin, dass ab Frühjahr 1229 kontinuierlich an der Burganlage gebaut wurde, die Neubauzeit also insgesamt vier Jahre dauerte. Der Hauptturm ist somit lediglich im Bauablauf älter als der an dessen Ostseite angebaute Torturm. Der festgestellte Unterbruch der Bauarbeiten zwischen den Phasen 2 und 3 dürfte saisonal bedingt gewesen sein (Winterpause). Die danach ausgeführten Planänderungen, wie die Verlegung des Haupteingangs an die Ostseite, können bei Wiederaufnahme der Bauarbeiten bereits im folgenden Frühjahr ausgeführt worden sein.

Die Datierung der Neubauzeit mittels Dendrochronologie deckt sich nicht mit der urkundlichen Ersterwähnung von Belfort, dergemäss Walter III. von Vaz, seine Söhne Rudolf und Walter sowie sein Bruder Rudolf und dessen Sohn Marquard am 18.

Abb. 208: Brienz/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Die Burg-
anlage Belfort nach ihrer
Vollendung (Phasen 1-3).
Schematische Isometrie von
Süd-Ost. Mst. 1:400.



Juli 1222 dem Kloster Salem durch Schenkung und Verkauf Güter und Zehnten übertragen. Die Urkunde endet mit “Acta sunt hec in Belfort castro meo, anno domini M CC XXII”²¹⁸. Gemäss Dendrodaten kann der älteste Bau auf Belfort aber nicht vor 1229 errichtet worden sein. Für die fehlende Übereinstimmung zwischen Aktenlage und Dendromessung konnte bis anhin keine schlüssige Erklärung gefunden werden.

Phase 4: Die Aufhöhung des Süd- und Westtraktes

Im Südteil der Anlage wird der Wehrgang um einen Palasbau erhöht, indem über den bereits bestehenden zweigeschossigen Räumen zwei weitere Stockwerke aufgesetzt werden. Das neu gebaute dritte Geschoss ist in zwei Räume unterteilt, wovon der westliche Raum mit glatt verputzten Wänden als Winterstube genutzt worden sein

218 Wie Anm. 214.

Abb. 209: Brienzen/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Brand-
schicht auf dem Giebelniveau
des Wehrgangs West.
Ansicht von Nordosten.



dürfte (Abb. 209). Im vierten Geschoss wird ein ca. 20 m langer und 8 m breiter durchgehender Saal eingerichtet. Zu diesem Saal sind in der Westwand zwei Fenster mit Rundbogen erhalten (Abb. 210 und 211). Diese neu gebauten Räume im Südtrakt sind durch Rundbogentüren in der Nordwand erschlossen. Die Vertikalerschliessung zu diesen Räumen dürfte im Westtrakt gelegen haben. Auch dieser wird in Phase 4 um ein Geschoss aufgehört, wobei auch hier die Aufhöhung auf dem Wehrgang der Phase 3 aufliegt. An der Westfassade sind zu dieser Aufhöhung fünf hochrechteckige Fenster erhalten geblieben. Diese belegen, dass auch der Westtrakt in Phase 4 zu Wohnzwecken ausgebaut wurde.

Zur Aufhöhung des Westtraktes fand sich in der Nordaussenwand des Palas der Rest eines Bodenbalkens. Die dendrochronolo-



Abb. 210: Brienzen/Brinzauls, Burgruine Belfort.
Südtrakt, West-Innenwand. Ansicht von Osten.



Abb. 211: Brienzen/Brinzauls, Burgruine Belfort.
Südtrakt, West-Innenwand, Rundbogenfenster in
Tuffstein zu Saal im vierten Geschoss. Ansicht von
Osten.

gische Untersuchung ergab für diesen ein mögliches Fälldatum im Herbst/Winter 1268/69. Da es sich hierbei vorläufig um die einzige Dendroprobe zur Phase 4 handelt, wird diese als B-Datierung gewertet, für eine A-Datierung sind mindestens drei

Proben der gleichen Phase notwendig. Trifft diese Datierung zu, würde dies bedeuten, dass der Wehrgang der Phase 3 um das Jahr 1269 überbaut wurde. 1268 wird Walter V. von Vaz als churischer Vogt erwähnt.

Phase 5: Der jüngste Umbau im Westtrakt

Wie erwähnt, war in Phase 3 an die Innenseite der damals errichteten Umfassungsmauer ein einräumiger Bau erstellt worden; von diesem Gebäude ist ein Teil der Südmauer noch vorhanden. Die Nordmauer muss jedoch zu einem späteren Zeitpunkt abgebrochen und in der jüngsten Umbauphase von Grund auf wieder neu aufgebaut worden sein. Im Zuge dieses umfassenden Umbaus wurden sämtliche Bodenniveaus im Westtrakt neu errichtet.

An der Westfassade findet sich ein massiver Ausbruch, in welchen in der jüngsten Umbauphase zwei neue Fenster eingebaut wurden. Die beiden neu eingebauten Fenster beziehen sich auf den südlichsten Raum im obersten Geschoss des Westtraktes (Abb. 212). Die Tuffsteingewände dieser beiden Fenster weisen aussen einen Ladenfalz auf. Das oberste Geschoss des Westtraktes erfährt in dieser jüngsten Umbauphase eine neue Raumteilung. Die neuen Trennwände waren lediglich 20 cm stark und in Holzständertechnik ausgeführt. An der westlichen Innenwand zum mittleren Raum findet sich ein gut erhaltener Verputz. Zu diesem Raum wurden zwei bestehende Fenster der Phase 4 übernommen und neu verputzt. Im nördlichen Raum des obersten Geschosses wird an Stelle eines bestehenden Fensters der Phase 4 ein über die Westfassade auskragender Aborterker neu gebaut, gleichzeitig wird der seit der Phase 3 beste-



Abb. 212: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. West-Innenwand, Doppelfenster zur jüngsten Umbauphase 5. Ansicht von Osten.



Abb. 213: Brien/Brinzauls, Burgruine Belfort. Westfassade, vorkragender Steinplattenkranz in der jüngsten Aufhöhung. Ansicht von Südwesten.

hende Aborterker abgebrochen und vermauert. Das nördlichste Fenster der Phase 4 wird in dieser jüngsten Umbauphase zugemauert. Zudem erfährt die Westfassade eine Aufhöhung. In dieser Aufhöhung wird ein horizontaler Kranz mit gegen Westen vorkragenden Steinplatten eingebaut (Abb. 213).

Zum Bau der Aufhöhung der Westfassade wurde auf der bestehenden Mauerkrone eine Reihe von Gerüstebeln eingelegt. In einem Gerüstloch fand sich der Rest eines Gerüstholzes. Die dendrochronologische Untersuchung ergab für dieses ein mögliches Fälldatum im Jahr 1490 (B-Datierung). Trifft diese Datierung zu, dürfte dieser Umbau lediglich neun Jahre vor der endgültigen Zerstörung der Burganlage ausgeführt worden sein. Eine Isometrie zeigt die Burganlage nach dem Umbau in der Phase 5 (Abb. 214).

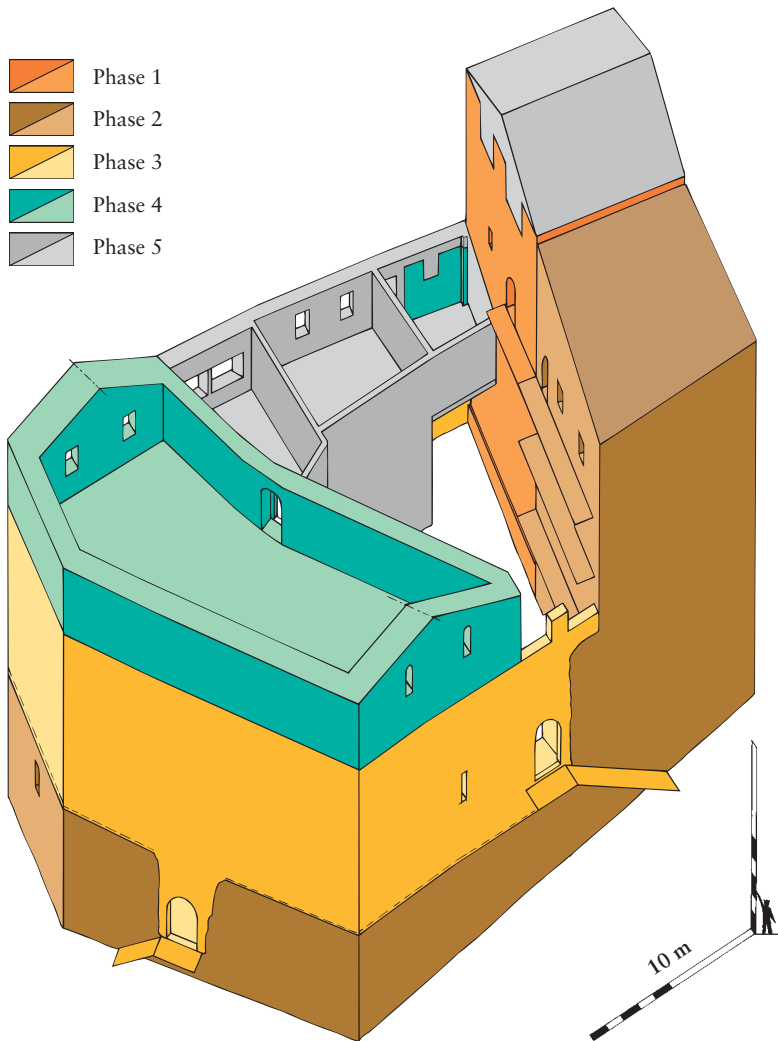


Abb. 214: Brienz/Brinzauls,
Burgruine Belfort. Die Burg-
anlage Belfort mit den Um-
bauphasen 4 und 5.
Schematische Isometrie von
Südosten. Mst. 1:400.

Zusammenfassung

Die bisherige Bauuntersuchung hat ergeben, dass die Burg Belfort der Herren von Vaz in den Jahren 1229 bis 1232 errichtet wurde. Damals wurde der Hauptturm, der östlich daran angebaute Torturm und die südliche Hofmauer mit umlaufendem Wehrgang gebaut (Phase 1-3). Im Zentrum der Anlage bestand der offene Innenhof mit der in den Fels eingetieften Zisterne. Der Südtrakt war zwei Geschosse hoch, im Westtrakt fand sich der Aufgang zum Wehrgang.

In einer 4. Phase wurde der Südtrakt (Palas) um zwei Geschosse aufgehöhht, und auch der Westtrakt erfuhr eine Aufstokkung. Der Ausbau des Süd- und Westtraktes dürfte noch im 13. Jahrhundert von den Vazern realisiert worden sein (B-Datierung 1269).

Gegen Ende des 15. Jh. wurde im Westtrakt noch ein umfassender Umbau durchgeführt (B-Datierung 1490). Zu dieser Zeit waren die Beelis von Belfort Kastellane auf Belfort. 1499 wird die Burganlage schliesslich im Vorfeld der Calvenschlacht gestürmt und niedergebrannt. Ein Wiederaufbau fand nicht mehr statt.

Die baugeschichtlichen Untersuchungen auf Belfort werden in den kommenden Jahren im Zusammenhang mit der Gesamtsanierung der Anlage fortgesetzt. Wir werden im gleichen Rahmen darüber berichten.

Die Einstufung des Ortsbildes als national bedeutend verdankt Sta. Maria i. C. nicht nur seiner einzigartigen Lage auf einer Terrasse hoch über dem Misoxertal, sondern auch der einmaligen Baugruppe mit der Pfarrkirche, der Burgruine und dem Pfarrhaus (Abb. 215 bis 217). Die Kirche wurde 1954-58 restauriert, die Reste der Burganlage mit dem markanten fünfeckigen Turm letztmals 1978/79 gesichert. In den letzten Jahren konnte nun auch das Pfarrhaus instand gestellt werden.

Ergänzend zum Zwischenbericht im Jb ADG DPG 1995²¹⁹ soll hier anlässlich des glücklichen Abschlusses der Umbau- und Restaurierungsarbeiten erneut über das Pfarrhaus berichtet werden. Der Eigenwert des Objekts wie auch dessen Zugehörigkeit zu jenem für das Ortsbild so bedeutenden Ensemble rechtfertigen diese intensive Berichterstattung.

Baugeschichte

Den Ursprung des heutigen Pfarrhauses bildete eine zweiräumige unterkellerte Anlage mit Stube und Küche. Aufgrund der Stilmerkmale einzelner Bauteile dürfte sie um 1500 entstanden sein. Dies passt auch zur Annahme, wonach die Burg auf dem Plateau über der Kirche im 15. Jahrhundert aufgegeben worden sei, denn gemäss Überlieferung wurde für den Bau des Pfarrhauses Baumaterial aus der Burganlage verwendet. In weiteren Bauetappen entstand die heute bestehende Anlage mit ihren beachtlichen Ausmassen. Zwischen 1640 und 1921 diente das Gebäude als Kapuzinerhospiz, von 1921 bis 1985 wurde es - wie heute wieder - als Pfarrhaus genutzt. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurde der Innenhof mit Nebenbauten verstellt, was eine



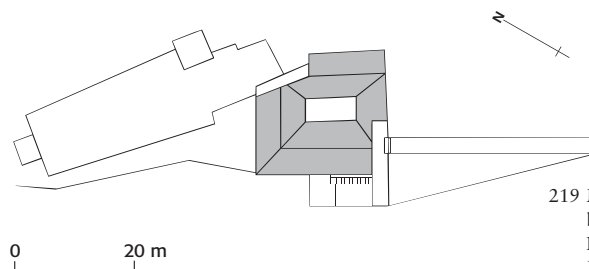
Abb. 215: Sta. Maria i. C. Ortsbild. Ansicht von Nord-osten.

erhebliche Attraktivitätseinbusse bedeutete. In den Jahren 1954 bis 1958 brachte der Einbau eines Saales teils massive Eingriffe in die historische Bausubstanz.

Die Restaurierung

Schon 1989 traf die Kirchgemeinde den Entschluss, das Haus restaurieren zu lassen. Mit der Projektierung wurde der Architekt Fausto Censi, Tenero TI, beauftragt, mit der Ausführung der Architekt Renato Pacciarelli, Sta. Maria i. C. Nach einer längeren Vorprojektphase, in der verschiedene Nutzungsvarianten geprüft wurden, konnte das Raumprogramm bereinigt werden. Das endgültige Projekt sah die Ausräumung und Neugestaltung des Innenhofs sowie die Re-

Abb. 216: Sta. Maria i. C., Pfarrhaus. Situationsplan. Mst. 1:1250.



219 MATTILI PETER A.: Zwischenbericht über die Arbeit am Pfarrhaus Sta. Maria i. C., in Jb ADG DPG 1995, 146-149.

**Sta. Maria i. C., Pfarrhaus -
Was lange währt, wird endlich
gut!**



Abb. 217: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Im Vordergrund
das Pfarrhaus, dahinter
Kirche und Burgturm. An-
sicht von Südosten.



Abb. 218: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Eingangsfront.



staurierung der historischen Räume und die Ausstattung der neu geschaffenen Wohnungen mit einer Heizung und sanitären Installationen vor.

Vom gedeckten Vorplatz der Kirche, zu dem man über eine Scalinata mit Toranlage gelangt, führt ein schmaler Weg südwestlich der Kirche zum Haupteingang des Pfarrhauses (Abb. 218 und 219). Dieser führt zu einem halböffentlichen Mittelkorridor (Abb. 220), an dem das Sitzungszimmer mit der Bibliothek der Kirchgemeinde und die Zweieinhalbzimmer-Wohnung des Pfarrers liegen. Letztere befindet sich im ältesten Teil der Anlage. Ausser in der Stube mit ihrer historischen Ausstattung, einem barocken Täfer und einem 1774 datierten Steinofen, herrscht spartanische Einfachheit vor. Neben den genannten Räumlichkeiten befindet sich im Erdgeschoss noch ein öffentliches WC und ein ehemaliger Kellerraum. Alle Räume sind um einen geschlossenen Hof mit Ziehbrunnen gruppiert (Abb. 221 bis 223). Dieser intime Aussenraum wurde von störenden Einbauten befreit und eignet sich nun bestens für kleine Empfänge oder Veranstaltungen aller Art.

Im Obergeschoss des Komplexes befindet sich eine Dreieinhalbzimmer-Wohnung, die neuerdings als Büro für das regionale Zivilstandsamt genutzt wird, sowie eine Eineinhalbzimmer-Wohnung für eine Haushälterin oder einen Gast. Der Ausbau des nordöstlichen Teils wurde zurückgestellt, so dass man dort zu einem späteren Zeitpunkt auf neue Bedürfnisse wird eingehen können. Die ursprüngliche Nutzung dieses mit

Abb. 219: Sta. Maria i. C., Pfarrhaus. Detail der
neu gestalteten Haustüre.

**Sta. Maria i. C., Pfarrhaus -
Was lange währt, wird endlich
gut!**



Abb. 220: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Der halböffentli-
che Korridor im Erdge-
schoss.



Abb. 221: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Innenhof.

**Sta. Maria i. C., Pfarrhaus -
Was lange währt, wird endlich
gut!**

Abb. 222: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Innenhof mit
Ziehbrunnen.



Abb. 223: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Dachlandschaft.



einem Backofen ausgestatteten Trakts ist unklar; wahrscheinlich diente er als Wirtschaftsraum und Holzlager.

Die Haustüre markiert den Beginn einer Achse, die sich über den halböffentlichen Mittelkorridor in den dahinter liegenden Garten bis zu einem Mauerrest fortsetzt (Abb. 224). Diese Mauer ist die Rückwand einer ehemaligen Kapelle, von der die zwei vorderen mächtigen Steinsäulen in der Umgebung aufgefunden worden sind. Es wäre wünschenswert, wenn sie eines Tages wieder errichtet würde. Als Selbstversorger hatten die Kapuziner eine ausgedehnte Gartenanlage. Alle Stützmauern, Freitreppen, Wege und Plätze wurden instand gestellt – eine sehr kostspielige Angelegenheit (Abb. 225).

Mit der Restaurierung des Pfarrhauses von Sta. Maria i. C. ist die Erhaltung eines bedeutenden Baudenkmals gelungen. Die Einnutzung des Zivilstandsamts bietet eine willkommene und auch feierliche Belebung der Anlage. Als Standort des umfangreichen Kirchenarchivs und der zahlreichen grossformatigen sakralen Ölbilder sowie mit der Möglichkeit, Temporärausstellun-



**Sta. Maria i. C., Pfarrhaus -
Was lange währt, wird endlich
gut!**

Abb. 224: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Garten hinter
dem Haus. Der mit Stein-
platten belegte Weg führt
zum Rest einer ehemaligen
Kapelle.



Abb. 225: Sta. Maria i. C.,
Pfarrhaus. Umgebungsge-
staltung.

gen und Veranstaltungen zu organisieren, könnte das Ospizio zu einem wichtigen Kulturzentrum für das ganze Tal werden. Wir danken der Kirchgemeinde, den Architekten Fausto Censi und Renato Pacciarelli sowie allen beteiligten Handwerkern für die gute Zusammenarbeit.

San Vittore, Ca' del Gerb - Ein Tessinerhaus im Misox

Die Ca' del Gerb Nr. 176 liegt vor dem südlichen Dorfeingang von San Vittore, unterhalb der von Giulio Pocobelli zwischen 1817 bis 1823 erstellten Italienischen Talstrasse nach Lumino (I). Das nach Erwin Poeschel im frühen 17. Jahrhundert errichtete Haus wird im Jahr 1656 als "casa del Zerbo" erstmals urkundlich erwähnt - Her-

Abb. 226: San Vittore,
Ca' del Gerb. Nordfassade.



Abb. 227: San Vittore,
Ca' del Gerb. Südfassade.

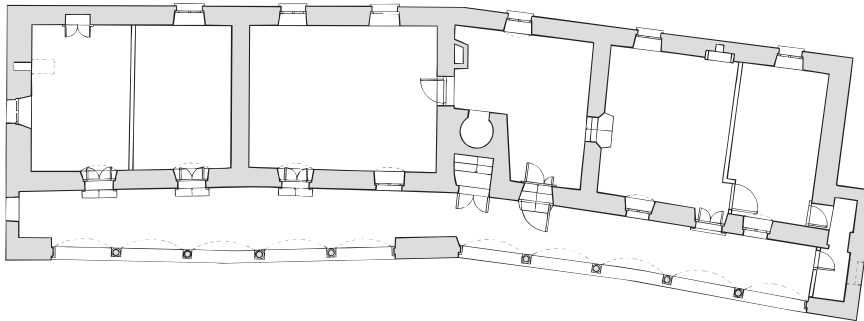


kunft und Bedeutung des Flurnamens Zerbo oder Gerbo sind unbekannt²²⁰. Es wurde damals von einem Tona Mantovano, "fattore del Dottor Rodolfo Antonini" von Soazza bewohnt, der in erwähntem Jahr im Auftrag seines Herrn Gemeindesteuern bezahlte²²¹. 1697 verkauften die Erben des Rodolfo Antonini das Gut an den ebenfalls aus Soazza stammenden Landamano Ferrari. Spätere Eigentümer waren die Familien a Marca, Fagetti und Togni aus Renten. Die ursprüngliche Nutzung des Hauses ist nicht gesichert. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wurde es als Bauernhaus für einen Rebbaubetrieb mit nur wenigen Nutztieren konzipiert. Nach dem Bau der Italienischen Strasse hat es zwischen 1817 bis 1843 als Zollgebäude des Kantons Graubünden gedient. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde es an die Familie Battista Tamò und um 1930 an Camillo Tamò verkauft. 1943 wurde Angelo Frizzo Eigentümer der Liegenschaft.

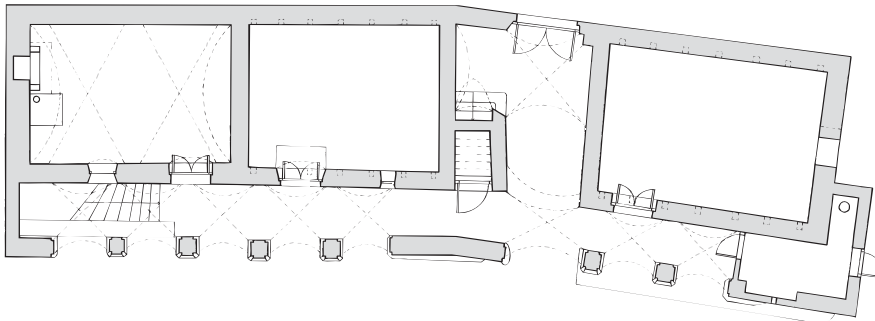
Baubeschreibung

Die Ca' del Gerb ist eine einbündige Anlage im Stile des lombardischen Barock. Sie entspricht einem Bauernhaustypus, der in Oberitalien, aber auch in Mendrisio, Stabio oder Arzo häufig anzutreffen, für Graubünden aber einmalig ist. Die bergseitige, gegen die heutige Kantonsstrasse gerichtete Fassade ist unscheinbar, sie weist nur einige kleine Fenster und das mit einem schmiedeeisernen Gitter verschlossene Rundbogenportal auf (Abb. 226). Talseitig öffnet sich der langgestreckte Baukörper in einer ebenerdigen achteiligen Pfeilerarkade und einer darüber liegenden Loggia mit Granitsäulen gegen Süden und den historischen Verkehrsweg (Abb. 227). Im Erdgeschoss be-

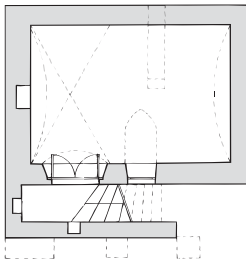
Obergeschoss



Erdgeschoss



Kellergeschoss



0 10 m

Abb. 228: San Vittore,
Ca' del Gerb. Grundrisse der
einzelnen Stockwerke.
Mst. 1:250.

finden sich drei grosse Wirtschaftsräume, die ehemalige Küche, der Gärraum und der Kleinviehstall mit Brennholzlager, denen die offene kreuzgratgewölbte Halle vorge- lagert ist; nur die Küche ist durch einen tonnengewölbten Raum unterkellert (Abb. 228). Zwischen dem Gärraum und dem Stall befindet sich eine Durchfahrt, die durch das Tor an der Nordfront erschlos- sen wird (Abb. 229). Von hier aus führt

eine Treppe zur Loggia im oberen Stock- werk (Abb. 230). Die hier befindlichen sechs Wohnräume sind in einer Zeile ane- andergereiht und über den offenen Lauben- gang, teilweise auch durch interne Verbin- dungen erschlossen (Abb. 231). Der Bau- körper weist einen deutlichen Knick auf, was auf eine etappierte Entstehung des Ge- bäudes deuten könnte. Dafür gibt es anson- sten aber keine eindeutigen Hinweise. Wir

220 KdmGR VI, 219.

221 TAMÒ TULLIO: San Vittore, ameno villaggio della Mesol- cina, Bellinzona, 1988.

Abb. 229: San Vittore,
Ca' del Gerb. Die Durchfahrt
im Erdgeschoss.



Abb. 230: San Vittore,
Ca' del Gerb. Der Treppen-
aufgang in der Durchfahrt,
der das obere Stockwerk er-
schliesst.



Abb. 231: San Vittore,
Ca' del Gerb. Die Loggia im
Obergeschoss.



sehen in der Abwinkelung des Bauvolu-
mens vielmehr den Versuch einer subtilen
Gliederung der langen und sonst vielleicht
monoton wirkenden Fassade.

Die wundersame Rettung

Vielleicht wegen der Einzigartigkeit seiner
Architektur, aber auch wegen der ungedeu-
teten Jahreszahl 1003 (!) im Giebelfeld der
Ostfassade ist eine Legende um das Haus
entstanden. Sie besagt, dass das Gebäude zu
jener Zeit ein Frauenkloster beherbergte.
Die Schwestern verbrachten ihre Zeit im
Gebet, ihre Begegnungsstätte mit Gott war
die Kapelle Santa Croce, die unterhalb des
Hauses an der alten Talstrasse liegt. Die Ge-
bete aber ärgerten den Teufel so sehr, dass er
nichts anderes beehrte, als Haus und Ka-
pelle zu zerstören. Er sass am Rande des Fel-
sens "A du Sass" oberhalb des Hauses, und
während er seinen diabolischen Plan in die
Tat umzusetzen versuchte, hielt die Mutter
Gottes mit ihrem schützenden Arm den Fel-
sen zurück. Es wird erzählt, dass die Spuren
dieses Kampfes noch heute entdeckt werden
können: Auf der oberen Seite des Stein-
blocks seien die groben Handabdrücke des
Widersachers, auf der Talseite die feinglie-
drigen der Madonna zu sehen.

Die Aussenrestaurierung

Im Berichtsjahr wurde dieses geschichts-
trächtige Haus einer Aussenrestaurierung un-
terzogen. Vor allem das Dach war in einem
desolaten Zustand. Im Laufe der Zeit hatte
man verschiedene unsachgemässe Repara-
turen vorgenommen. So war beispielsweise
ein Teil der Steinplattenbedeckung durch
Herzfalzziegel ersetzt worden. Als erste
Massnahme wurde der Dachstuhl verstärkt



Abb. 232: San Vittore, Ca' del Gerb. Ausblick von der Loggia ins Tal.

und das Steinplattendach mit Spenglerarbeiten erneuert. Wegen der Salzausblühungen im Sockelbereich und auch mechanischer Beschädigungen der strassenseitigen Fassade musste der Aussenputz instand gestellt und mit einem neuen Anstrich versehen werden. Im Übrigen haben wir das Haus in einem recht ursprünglichen Zustand angetroffen. Es war lediglich einige Male einer "Pinselrenovation" unterzogen worden. Die Untersuchung der Stratigraphie durch die Restauratorenfirma Emmenegger, Zizers, ergab im Bereich des Laubengangs drei verschiedene Fassungen. Als

zweitjüngste Fassung kam ein rötlicher Kalkanstrich mit graumarmorierten Fenster- und Türeinfassungen zum Vorschein. Diese Fassung wurde nun wieder hergestellt. Sie passt gut zu den roten und weissen, schachbrettartig verlegten Tonplatten des Bodens (Abb. 232). Wir freuen uns mit dem Besitzerehepaar Frizzo, das für die gelungene Restaurierung ihres Hauses grosse finanzielle Opfer auf sich nehmen musste, dass das aussergewöhnliche und architektonisch qualitätvolle Haus für die Zukunft gesichert werden konnte. Eine Innenrestaurierung ist vorläufig nicht geplant.

Kurzberichte

Ramosch, Vnà, evangelische Kirche. Gesamtrestaurierung

Abb. 233: Ramosch, Vnà, evangelische Kirche. Zustand nach der Restaurierung. Ansicht von Südosten.

Abb. 234: Thusis, evangelische Kirche. Der restaurierte Kirchturm mit der rekonstruierten Zwiebelhaube.



Die evangelische Kirche von Vnà, erbaut spätestens Ende 16. Jahrhundert, wurde in den Jahren 2001-02 statisch gesichert sowie innen und aussen restauriert (Abb. 233). Die statischen Massnahmen waren notwendig geworden, nachdem die hangseitige Schiffswand durch den Erddruck starke Schäden erlitten hatte. An den Fassaden wurde die einfache barocke Fassung restauriert. Das unschöne Eternitdach aus den sechziger Jahren wurde durch ein Lärchenschindeldach ersetzt. Im Innern erfolgte eine sanfte Instandstellung der letzten Restaurierungsphase (1960er Jahre).

Der gedrungene, schön proportionierte Baukörper hat, nicht zuletzt wegen der neuen Schindeldeckung, seine ursprüngliche Würde zurückerhalten. Die Arbeiten wurden von der Denkmalpflege begleitet und finanziell unterstützt.

Thomas F. Meyer

Thusis, evangelische Kirche. Turmrestaurierung



Die evangelische Kirche von Thusis wurde in ihrer heutigen Gestalt zwischen 1491 und 1506 erbaut. Baumeister war Andreas Bühler aus Kärnten. Der Turm an der Nordseite des Chores erhielt nach dem Dorfbrand von 1727 an Stelle des spätgotischen Spitzhelms einen achteckigen Aufsatz mit zwiebelförmiger Haube. Dieser war nach dem Brand von 1845 schon einmal in der bisherigen Form erneuert worden.

Bei den Sanierungsarbeiten im Frühling 2001 war der Turm erneut Opfer eines verheerenden Brandes: Turmdach und Glockenstuhl wurden völlig zerstört, die fünf Glocken mussten allesamt neu gegossen werden. Die Wände blieben zwar relativ unversehrt, Russ und Löschwasser aber hatten die Verputze erheblich verschmutzt. Wie oft bei Totalverlusten von wichtigen Teilen eines Bauwerks entbrannte auch in diesem Fall eine Kontroverse um die Frage

nach dem richtigen Vorgehen: Sollte der Vorzustand rekonstruiert werden oder wäre es nicht ehrlicher, als Beitrag unserer Zeit eine zeitgenössische Neugestaltung anzustreben. Im Juni 2001 beschloss die ausserordentliche Kirchgemeindeversammlung schliesslich fast einstimmig, das zerstörte Wahrzeichen in der "uns vertrauten Form wieder aufzubauen" (Abb. 234). Nach einer intensiven Planungsphase wurden im Herbst 2001 die Instandstellungsarbeiten ausgeführt. Sie beinhalteten neben der Reinigung der Fassaden die Restaurierung der oktagonalen Laterne sowie aller vergoldeten Teile wie Uhrziffern und -zeiger, Kugel und Wetterfahne. Am 28. November konnte die vorfabrizierte Zwiebelhaube mit einem 180-Tonnen-Kran auf den Turm gehoben werden. Der Glockenaufzug fand schliesslich am 24. August 2002 unter grosser Anteilnahme der Schuljugend und der übrigen Bevölkerung statt.

Peter Mattli

Bever, Haus Cantieni Nr. 22. Aussenrestaurierung

Das ehemalige Bauernhaus Nr. 22 mit angebauter Stallscheune im Ortskern von Bever wurde vor bald 30 Jahren zu einem Mehrfamilienhaus umgebaut (Abb. 235). Die wertvollen Fassaden konnten dabei ohne Veränderungen erhalten und restauriert werden. Die weiss getünchten, mit Sgraffiti verzierten Umrahmungen der Maueröffnungen und die ebenfalls mit Sgraffito betonten Ecken heben sich vom grauen Naturputz der Wandflächen ab. Eine Besonderheit sind die vier im Dekorsystem zusammengebundenen Trichterfenster an der Südwestfassade.

Durch Versalzungen und aufsteigende Feuch-



Abb. 235: Bever, Haus Cantieni Nr. 22. Zustand nach der Restaurierung. Man beachte die vier zu einer Gesamtform zusammengefassten Trichterfenster.

tigkeit hatten die Fassaden seit der letzten Restaurierung stark gelitten. Dem Restaurierungskonzept von 1975 folgend wurden sie wieder instand gestellt. Durch eine feine Kalk/Sand-Schlämme bekamen die Fassaden den originalen hellgrauen Naturputzton zurück. Die mit Kalkfarbe weiss gefassten Fenstertrichter geben ihnen eine selten starke Plastizität.

Thomas F. Meyer

Poschiavo, Casa Console. Gesamtrestaurierung

Die Casa Console liegt in unmittelbarer Nähe des Dorfplatzes von Poschiavo. Sie entstand 1856 als klassizistisches Bürgerhaus aus dem Umbau eines einfachen Vorgängerbaus bäuerlichen Ursprungs (Abb. 236). Bauherr war Antonio Semadeni, Cafétier und Kirchenrat in Poschiavo, der 1875 als Konsul nach Warschau berufen wurde – eine Tätigkeit, die dem herrschaftlichen Gebäude nachträglich seinen Namen gab. Die Hauptfront ist auf überschwängliche, italienische Art mit Architekturelementen und Zierformen geschmückt und mit Marmor imitierendem Farbauftrag veredelt. Sie gilt in Poschiavo als eine der am besten gestalteten und erhaltenen Fassaden

Abb. 236: Poschiavo, Casa Console, Nr. 32, Hauptfassade, Ansicht von Nordwesten.



aus jener Zeit und prägt die unverwechselbare Atmosphäre im Borgo mit.

Auch im Innern ist das Gebäude reich verziert. Alle Bestandteile aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sind erhalten: Es finden sich mit Stuck verzierte Decken und Treppenuntersichten, in Stucco lustro ausgeführte Oberflächen, wertvolle Steinplatten- und Holzböden, maserierte Türen sowie einfach verglaste Fenster aus der Umbauzeit.

Die Stiftung Ernesto Conrad hat das Gebäude 2002 erworben, um darin eine Sammlung mit Bildern aus der Romantik der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Vor der Museumseröffnung wurde der Bau sorgfältig restauriert, so dass heute neben den Gemälden romantischer Kleinmeister auch das Haus selbst bewundert werden kann.

Mengia Mathis

Flims, Restaurant Pension Crestasee. Gesamtrestaurierung

Das Gasthaus am Crestasee in der Nähe von Trin, auf dem Gemeindegebiet von Flims gelegen, wurde um 1890 erstellt und förderte den Aufschwung des kleinen Sees zum beliebten Naherholungsgebiet der Trinser Bevölkerung (Abb. 237 und 238). 1930 wurde das Gebäude erneuert. 1963 konnte die neu gegründete Interessengemeinschaft Crestasee das Gasthaus für die Gemeinden Chur und Trin erwerben. Seither wurden verschiedene Um- und Neubauvarianten geprüft. Mehrmals war auch von einem ersatzlosen Abbruch die Rede. Im Jahre 2000 hat sich die Stadt Chur zurückgezogen und die Gemeinde Trin nahm die überfällige Sanierung allein an die Hand.

Wegen der ungewissen Zukunft des Gebäudes waren jahrzehntelang keine Unterhaltsarbeiten getätigt worden. Zudem hatten statische Fehlgriffe anlässlich der Renovation von 1930 in verschiedenen Geschossen zu Senkungen geführt. 2001 wurde das Architekturbüro Berchtold, Trin, mit der Ausarbeitung eines Erhaltungsprojektes beauftragt und im Jahr 2002 wurde eine Gesamtrestaurierung erfolgreich durchgeführt, bei



Abb. 237: Flims, Restaurant Pension Crestasee.
Ansicht aus Südwesten.

der die Eingriffe von 1930 rückgängig gemacht wurden. Eine Besonderheit stellt die Auffrischung der ursprünglichen Farbigkeit der Gästezimmer dar. Am 28. September 2002 fand die Einweihungsfeier statt. Damit steht der Bevölkerung wieder ein attraktiver Verpflegungs- und Beherbergungsbetrieb in einer einmaligen Umgebung zur Verfügung.

Peter Mattli

Soglio, Brunnenanlage Piela. Dachsanierung

Die Brunnenanlage Piela (Abb. 239) befindet sich mitten im Dorfkern von Soglio. Sie setzt sich zusammen aus zwei Becken, von denen das obere als Tiertränke, das untere als Waschbecken dient. Letzteres ist überdacht, um das Waschen auch bei Regen zu ermöglichen. Vier gemauerte und verputzte Pfeiler tragen die Holzkonstruktion des Daches, welches mit Steinplatten belegt ist. Die zur Strasse hin ausgerichteten Balken sind mit Schnitzereien verziert.

Die Brunnenanlage ist ebenso Bestandteil des Dorfes wie die gepflasterten Strassen, die Palazzi, die Bauernhäuser, die Gärten und die Mauern und in diesem Sinne aus kultureller, historischer und architektonischer Sicht von Bedeutung. Die Erhaltung der "Fontana Piela" war daher für die Denkmalpflege ein wichtiges Anliegen.

Das Dach der Brunnenanlage war undicht, die Tragkonstruktion deshalb an gewissen Stellen defekt. Die im Berichtsjahr durchgeführte Restaurierung hatte zum Ziel, nur die wirklich schwer beschädigten Bestandteile zu ersetzen.

Mengia Mathis



Abb. 238: Flims, Restaurant Pension Crestasee. Ein Gästezimmer nach der Restaurierung.



Abb. 239: Soglio, Fontana Piela. Nachzustand. Ansicht von Nordwesten.

Aus- und Umbau von Engadinerhäusern - eine denkmalpflegerische Betrachtung

Das Engadiner Bauernhaus gehört europaweit zu den interessantesten Erscheinungen innerhalb der Entwicklung der landwirtschaftlichen Höfe. Das Typische und Einmalige an dieser im ganzen Engadin sowie im Oberen Albulatal vorkommenden Anlage ist der bauliche Zusammenschluss von Wohnhaus und Stallscheune kombiniert mit der durchs Wohnteil verlaufenden Erschliessung des Ökonomietraktes. Durch den Verbindungsgang zum Viehstall im Untergeschoss (Cuort) sowie die Durchfahrt für den Heutransport zur Scheune im Erdgeschoss (Sulèr oder Piertan) sind die beiden zusammengebauten Einheiten funktional und räumlich stets verbunden. Diese Eigenheit hat ihren Ursprung offensichtlich in einer besonderen Mentalität der Engadiner. Da sie den Anschluss an die Öffentlichkeit sehr hoch bewerteten, richteten sie ihre Häuser so aus, dass die Wohnung jeweils direkt vom Strassen- oder Platzraum aus betreten werden konnte. Entsprechend musste, bei einer kompakten Siedlungsstruktur mit dicht beieinander stehenden Häusern, die Stallscheune hinten angefügt werden. Um bei der oft problematischen Topographie Erschliessungsraum zu sparen, wurden die Ställe durch das Wohnhaus mit der Strasse verbunden.

Neben ihrer Funktion als Erschliessungsflächen erfüllen die grosszügig bemessenen Gangräume auch noch andere Aufgaben. Im Winter können hier auch bei grosser Kälte Arbeiten verrichtet werden, in der warmen Jahreszeit stellt der Sulèr eine willkommene Erweiterung der Wohnräume dar. Letztere bestehen in der Regel aus Stube, Küche und Spense, hintereinander aufgereiht im Erdgeschoss, sowie den Schlafkammern im Obergeschoss. Die Stube bildet mit der darüber liegende Hauptkammer

praktisch immer eine aus Kanthölzern gefügte konstruktive Einheit. Vor dem 16. Jahrhundert war dieser zweistöckige Strickbau aussen sichtbar. Aus Gründen der Brandverhütung und des Klimas wurde die Holzkonstruktion im Laufe der Zeit mit einer starken Bruchsteinschale vorgemauert. Um doch noch etwas Licht in die Räume zu bringen, entstand das charakteristische Trichterfenster, das als typisches Merkmal für Engadinerhäuser gilt.

Die Problemstellung

Wegen der Umstellung in der Landwirtschaft sind die historischen Gebäude in ihren übernommenen Strukturen für die heutigen Bauern nicht mehr zu gebrauchen. Die Landwirte müssen am Dorfrand oder in der freien Landschaft neue Ökonomiebauten errichten - zurück bleibt das nutzlos gewordene Stallvolumen. Seit langem geht der Trend dahin, diese leerstehenden Stallscheunen zu Wohn- und Ferienzwecken auszubauen; eine Praxis, die bezüglich Landverbrauch zwar positiv zu werten ist, meist aber mit der Vernichtung der einmaligen Verbindung durchs Wohnhaus und dem Verlust der räumlichen Besonderheiten des Stallgebäudes einhergeht. Der historisch und architektonisch wertvolle Gebäudekomplex wird so zum "Normalfall" zweier hintereinander aufgereihter Wohnhäuser degradiert.

Es soll hier nicht für ein Ausbauverbot für Engadiner Heuställe plädiert werden. Im Interesse der Erhaltung einmaligen Baukulturgutes, welches immer mehr auch die Aufmerksamkeit von Gästen und Touristikfachkreisen weckt, soll aber ein differenzierteres Vorgehen propagiert werden. Noch intakte, besonders wertvolle Anlagen

sollten mit finanzieller Unterstützung der Öffentlichkeit vor einem Ausbau bewahrt werden. Dabei wäre das grosse Stallvolumen immer noch frei für Nutzungen, die keine oder nur bescheidene Veränderungen benötigen – Kleintierhaltung, Lagerraum, Kleingewerbe etc. Solche Nutzungen wären durchaus kompatibel mit der historischen Struktur und mit eher kleinen Investitionen verbunden. Andere Lösungsansätze sehen wir in einem Teilausbau unter Beibehaltung der Durchfahrt oder in einem Ausbau, bei dem zumindest das Volumen erlebbar und die originale Fassadenstruktur erhalten bleiben.

Die Projekte

Im folgenden werden zwei Beispiele vorgestellt, die positive Reaktionen auf die erläuterte Problematik zeigen. Im ersten Fall wird der riesige Heustallraum auf schlichte aber elegante Art für Wohn- aber auch für Ausstellungs- oder Versammlungszwecke brauchbar gemacht. Der Stallraum bleibt dabei voll erlebbar, die Erschliessung durch den Wohnteil als solche nachvollziehbar. Im zweiten Fall wird der Stallraum partiell genutzt, der grössere Teil aber als Raumreserve für die Zukunft belassen. Die Verbindung zur Stallscheune bleibt auf beiden Ebenen integral erhalten. Beide Male konnten die Raumstruktur sowie das Wesen des Gebäudes für die Zukunft erhalten bleiben.

S-chanf, Haus Nr. 120 (Abb. 240-246)

Die Bauernhausanlage im Kern von S-chanf, Oberengadin, war seit langem unbewohnt und entsprechend schlecht erhalten. Die Grundstruktur der Anlage entsprach dem traditionellen Oberengadiner Bauernhaus mit Durchfahrt durchs Wohnhaus in die hinten angebaute Stallscheune. Unregelmässigkeiten im Stuben- und Küchenbereich liessen allerdings auf eine Entstehung des Bauwerks in mehreren Phasen schliessen. Das ungewöhnlich massiv ausgeführte Mauerwerk im Stubenbereich sowie die Tatsache, dass die Stube nicht in Strickbauweise ausgeführt und somit auch nicht wie sonst üblich vorgemauert war, lassen vermuten, dass es sich hierbei um einen mittelalterlichen Vorgängerbau handelt. Dieser wurde nachträglich unter Einbezug weiterer alter Baufragmente zum heutigen Baukubus zusammengefügt. Gemäss den Resten einer wertvollen Sgraffitodekoration an der Platzfassade, wohl aus dem frühen 17. Jahrhundert, ist das heutige Volumen erst nach einer Aufstockung - vermutlich im 18. Jahrhundert - entstanden.

Der Architekt Stefan Baader, Basel, erwarb das wertvolle Gebäude, um es vor dem vollständigen Zerfall zu retten. Da ausser der Grundstruktur nichts mehr vorhanden war, was hätte übernommen werden müssen, stand man vor der ungemein reizvollen Aufgabe, dass Innere eines grossen Engadinerhauses mit den architektonischen Mitteln von heute, aber gewissermassen nach einer älteren "Vorzeichnung" neu entstehen zu lassen. In Gesprächen zwischen Architekt und Denkmalpflege entstanden nachstehende Leitgedanken:

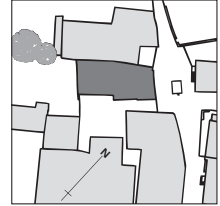
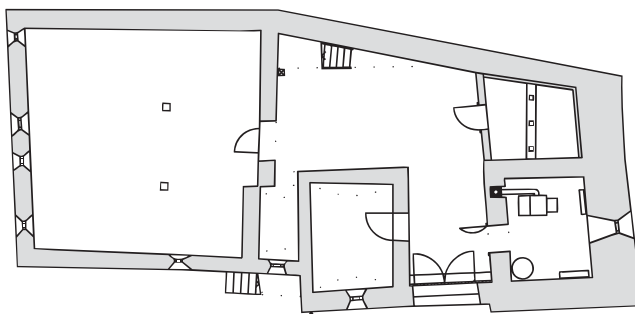


Abb. 240: S-chanf, Haus Nr.
120. Situation im Dorfgefüge.
Mst. 1:2000.

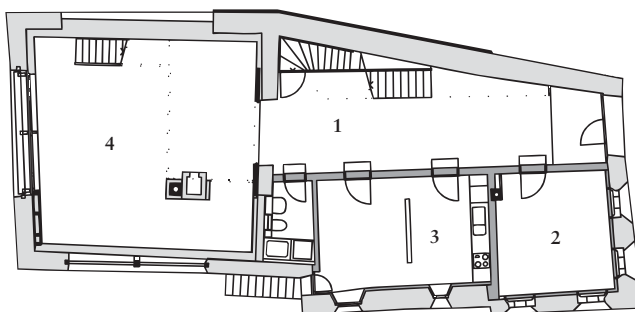
**Aus- und Umbau von Engadiner-
häusern - eine denkmal-
pflegerische Betrachtung**

Abb. 241: S-chanf, Haus Nr.
120. Grundrisspläne mit ein-
gezeichnetem Umbauprojekt.
Mst. 1:250.

Kellergeschoss



Erdgeschoss



- 1 Sulèr
- 2 Stube
- 3 Küche
- 4 Ehem. Heustall
- 5 Gang
- 6 Neue Kammern
- 7 Ehem. Heustall mit Galerie

Obergeschoss

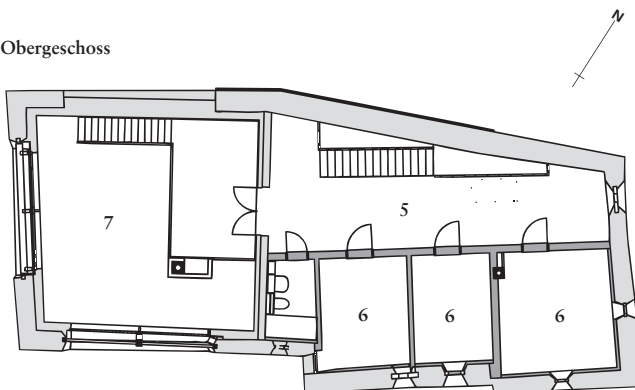
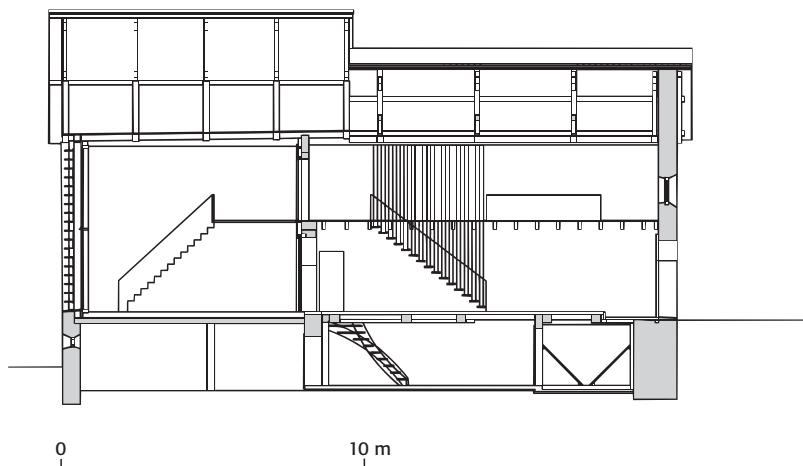


Abb. 242: S-chanf, Haus Nr.
120. Längsschnitt durch
Gangräume und Heustall.
Mst. 1:250.



- das Äussere soll weiterhin die eigene nachvollziehbare Geschichte erzählen dürfen, also möglichst wenig Veränderungen erfahren
- die Durchfahrt zur Scheune (Sulèr) soll in ihrem Wesen beibehalten werden
- die Wohnräume - Stube, Küche, Spense und Schlafkammern - sollen am ursprüng-
- lich für sie vorgesehenen Ort neu erstellt werden
- das grosse Heustallvolumen soll innen gedämmt und somit beheizbar gemacht werden, in seiner ganzen Grösse aber wie früher erlebbar bleiben. Es soll künftig als "Mehrzweckraum" für Wohnen, Atelier, Ausstellungen usw. dienen können.



Abb. 243: S-chanf, Haus Nr. 120. Platzfassade. Um die Fassade zum „Leben“ zu erwecken, wurden die Trichterfenster neu verputzt. Die feinen Holzarbeiten der Stabwerkfenster aus dem 17. Jahrhundert wurden fachgerecht repariert.



Abb. 244: S-chanf, Haus Nr. 120. Heustallfassade. Die Heubelüftungsöffnungen wurden von innen verglast und nach aussen mit einer groben verstellbaren schattenspendenden Lamellenkonstruktion versehen. Das „Bild“ ist neu, das Wesen des Gebäudeteils erhalten.



Abb. 245: S-chanf, Haus Nr. 120. Der neue-alte Sulèr. Der „Inhalt“ ist historisch, die Raumelemente modern.



Abb. 246: S-chanf, Haus Nr. 120. Der Heustall von innen. Über die ehemalige Heubelüftungsöffnung kommt Licht in den hohen Raum.



Abb. 247: Ardez, Haus Nr. 69.
Situation im Dorfgefüge.
Mst. 1:3000.

Ardez, Haus Nr. 69 (Abb. 247-258)

Die traditionell strukturierte Anlage Nr. 69 befindet sich an der östlichen Seite des Brunnenplatzes "Plazzetta" in Ardez, Unterengadin. Die schwere Masse des Wohnteils wächst burgähnlich aus dem Platzraum heraus und bestimmt die hohe Qualität des Platzes wesentlich mit. Über eine mit Bollensteinen gepflasterte Rampe erreicht man das grosse Tor zur Durchfahrt. Rechts darunter befindet sich die Courtein-fahrt zum Untergeschoss.

Wie die meisten Engadinerhäuser entstand auch dieses Gebäude in mehreren Phasen. Das älteste Mauerwerk reicht ins Mittelalter zurück. Eine eigentliche Entdeckung bedeutet das zweite Kellergeschoss und der damit verbundenen Zugang zu einer unbekannten, tiefer liegenden Cuortebe. Möglicherweise haben wir es hier mit einem noch unbekannten Vorgängertypus zu tun.

Für die beauftragte Architektin Mengia Mathis, Scuol, war von Anfang an klar, dass die historische Substanz des Hauses mit-samt der hervorragenden Ausstattung er-halten bleiben musste. Die intakte Struktur der Anlage sollte das eigentliche "Gerüst" für die Instandstellung sein. Das Konzept für die Bewohnbarmachung entstand in Ge-sprächen zwischen Bauherrschaft, Archi-tekten und Denkmalpflege.

Die ursprüngliche Raum-/Nutzungsstruk-tur blieb erhalten. Die neu dazu kommen-den Nutzungen wie Heizung- und Sanitär-räume wurden zusammengefasst und in die Stallscheune als ein über drei Stockwerke hinaufragender "Turm" hineingestellt. Diese Idee entlastete die historischen Räume einerseits, erlaubte aber andererseits auch eine zeitgenössische Gestaltung der neuen Bauteile. Es gelang, ein unverkrampftes Ver-

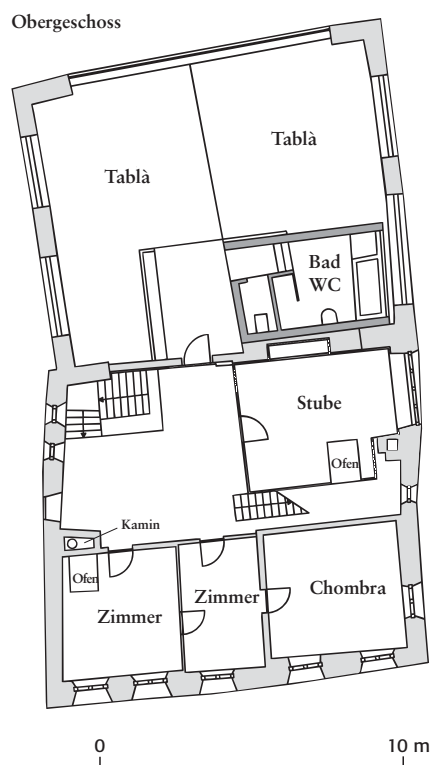
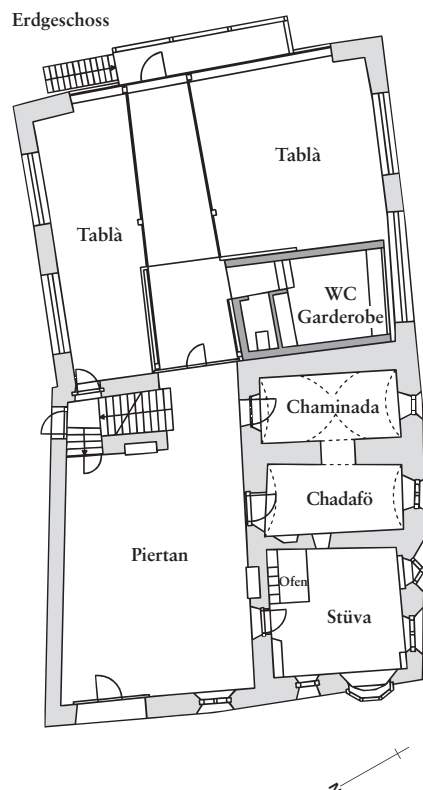


Abb. 248: Ardez, Haus Nr. 69.
Grundrisspläne mit eingezeich-
netem Umbauprojekt.
Mst. 1:250.

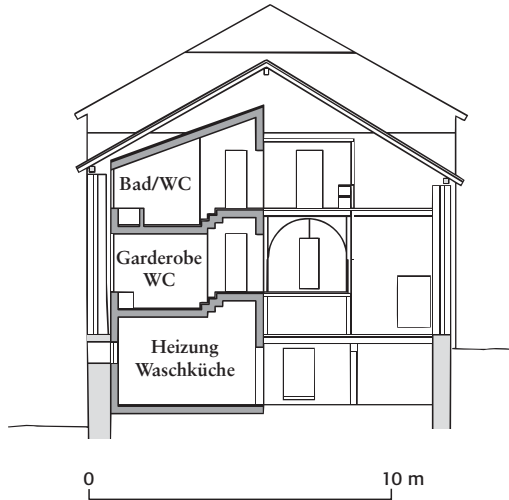


Abb. 249: Ardez, Haus Nr. 69.
Querschnitt durch den Heustall mit dem neu ein-
gebauten "Turm". Mst. 1:250.

hältnis zum Ökonomiegebäude zu entwickeln, das, grösstenteils unausgebaut, weiterhin über die original beibehaltene Durchfahrt erschlossen blieb. Parallel zu der Projektierung der neuen Einrichtungen wurde das Restaurierungskonzept für die historischen Räume und ihrer Ausstattung entwickelt.

Das Ergebnis zeigt eine durchdachte Materialisierung der neuen Elemente, welche eine sensible Kontrastwirkung zwischen Alt und Neu erbrachte, ohne die historischen Zusammenhänge zu verwischen. Der aus statischen und brandtechnischen Gründen gemauerte, aber nach Aussen mit rot gestrichenen Holzplatten verkleidete Turm gibt sich wie ein Möbel im grossen Scheunerraum. Alle drei Turmebenen (Heizung, Garderobe/WC, Bad) werden von den beste-



Abb. 250: Ardez, Haus Nr. 69.
Platzfassade.



Abb. 251: Ardez, Haus Nr. 69.
Heustallfassade.

henden Scheunenebenen erschlossen. Eine leichte Vorbaukonstruktion aus Holz und Glas bildet einen temperierbaren Bereich zwischen Turm und dem übrigen Stallraum. Die grosse Schiebetüre des Vorbaus lässt in geöffnetem Zustand die Originalsituation erkennen.

Das Verständnis der Bauherrschaft, Familie Kuoni-Buchmann, und der Architektin für

Abb. 252: Ardez, Haus Nr. 69.
Die restaurierte Stube im
Erdgeschoss.



Abb. 253: Ardez, Haus Nr. 69.
Die restaurierte „Stüva sura“
im Obergeschoss. Auch der
gemauerte Ofen wurde wie-
der instandgestellt.





Abb. 254: Ardez, Haus Nr. 69.
Das oberste Heustallge-
schoss mit Blick auf den neu
eingebauten „Turm“, wo die
Heizung und die Sanitätsräu-
me untergebracht sind. Klei-
ne Öffnungen lassen gezielt
Licht hinein oder sorgen für
spannende Ausblicke.



Abb. 255: Ardez, Haus Nr. 69.
Der Vorbau beim „Turm“,
vom „Piertan“ aus gesehen.



Abb. 256: Ardez, Haus Nr. 69. Der "Piartan" (Durchfahrt zum Heustall). Der Raum wurde nur instandgestellt und blieb so original erhalten. Auf Heizkörper wurde bewusst verzichtet. Temperiert wird der Raum durch im Aussenwandverputz verlegte Heizrohre.



Abb. 257: Ardez, Haus Nr. 69. Die sehr kleine Küche wurde mit der Spense verbunden.



Abb. 258: Ardez, Haus Nr. 69. Die "Cuort", der Verbindungsgang im Untergeschoss. Die alte Pflasterung war zerstört und musste ersetzt werden.

die historische Bedeutung des Gebäudes war gross. So wurde bewusst auf einen "Neuwert" der Bauteile und ihrer Oberflächen verzichtet. Nach der Restaurierung dürfen deshalb die alten Verputzschichten und das alte Holzwerk weiterhin die spannenden Gebrauchsspuren der Vergangenheit zeigen und in die Zukunft mitnehmen.

Nachwort

Die vorgestellten Beispiele zeigen eindrücklich, dass gute zeitgenössische Gestaltung sich durchaus mit historischen Räumen und Strukturen verträgt oder diesen sogar von der Benutzerperspektive her einen neuen Sinn geben kann. Gleichzeitig öffnet die gezeigte architektonische Auseinandersetzung eine neue Diskussion zum Thema "Leerraum" in alten Häusern.

Wird über Architektur und Ortsbilder diskutiert, finden meist nur die Gebäude allein Erwähnung, ohne Einbezug des sie umgebenden Aussenraumes. Ein Bau kann aber erst über seine Umgebung, vom Ort heraus verstanden werden. Sakralbauten etwa wurden meist an ganz bestimmten, erlesenen Plätzen errichtet und vermitteln uns so über den Bau hinaus weitere Inhalte. Nicht anders verhält es sich mit den Häusern eines Ortes; sie nehmen Bezug auf die Aussenräume und bereits bestehende Bauten.

Ortsbildpflege kann sich nicht nur auf Erhaltung und Unterhalt von Bauten beschränken. Der Raum zwischen den Gebäuden - Strassen, Plätze, Gassen, Gärten und andere Freiflächen - ist ein genauso reeller und damit pflegebedürftiger Bestandteil einer Siedlung.

Das Wesen einer Ortschaft ist die Summe der innen- und aussenräumlichen Qualitäten, mit denen die Bewohner sich identifizieren und durch die sie Zugehörigkeit entwickeln und spüren können. So gibt uns die Entwicklung einer Ortschaft Auskunft über soziale, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhänge. Die herrschenden Verhältnisse beeinflussen sowohl Gebäude wie die Aussenräume. Umgekehrt haben die Aussenräume je nach Beschaffenheit auch Auswirkungen auf das kommunikative Verhalten der Bewohner.

Erhaltung und Gestaltung der wertvollen Aussenräume einer Ortschaft sind somit ebenso Anliegen der Denkmalpflege wie der Schutz der einzelnen Häuser.

Das Beispiel Tschlin

Das Unterengadiner Dorf Tschlin liegt heute abseits der Hauptstrasse. Im Unterschied zu vielen anderen Dörfern ist es also kein

Durchgangsort, sondern vielmehr Ziel- oder Ausgangspunkt. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb in den letzten Jahren keine grossflächigen Eingriffe getätigt wurden. Die überlieferten Strukturen sowie das räumliche Kontinuum der Innen- und Aussenräume blieben so in hohem Masse erhalten.

Die Form der Aussenräume hat sich in Tschlin ergeben durch die Lage der Ortschaft am steilen Südhang, durch den kargen Boden und die damit verbundene enge Bauweise, durch die Funktion der Häuser im einzelnen und deren Bezug zueinander.

Die Hauptstruktur wird von der alten und der neuen Hauptstrasse, den parallel dazu angelegten Nebenstrassen, den quer verlaufenden Stichgassen und den Plätzen gebildet. Die durch Häuser, Nebenbauten, Mauern, Zäune und Gärten definierten Strassen und Plätze sind sehr qualitativ. Die öffentlichen, halböffentlichen und privaten Aussenräume bilden eine Einheit. Ihre Übergänge werden durch die Gestaltung und Materialisierung lesbar.

Erneuerung der Infrastruktur als Chance

Im Jahre 2000 musste in Tschlin die gesamte unterirdische Infrastruktur erneuert werden. Hierzu wurde in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ein Ausbaukonzept in drei Etappen erarbeitet. Die Gemeinde steht heute am Anfang der dritten Etappe. Die Behörde, die Ausführenden und nicht zuletzt die Bewohner der Ortschaft waren sehr bemüht, die bestehende Qualitäten der Aussenräume zu erhalten. Auch die angrenzenden privaten Bereiche wurden in das Gesamtkonzept mit einbezogen (Abb. 259 bis 267).



Abb. 259: Tschlin, Aussenräume. Die neue Pflasterung unterstreicht mit den weichen Übergängen zu den Randbereichen die Lebendigkeit des dörflichen Aussenraumes.

Abb. 260: Tschlin, Aussenräume. Einer der restaurierten Brunnen auf dem neu gepflasterten Platz. Die befahrbare Seite des Platzes wurde mit einer ebenen Bogenpflasterung, der Brunnenbereich mit Bollensteinen belegt. Die Stichgasse von oben zeigt den wieder begrünten Zustand. Die alte gusseiserne Strassenlampe und der instandgestellte Brunnenstock aus dem gleichen Material bilden spannende Akzente im Aussenraum.

Abb. 261: Tschlin, Aussenräume. Nicht alles muss erneuert und umgenutzt werden. Die Fläche zwischen diesen Ökonomiebauten wurde in ihrem ursprünglichen Zustand belassen.

Oberflächenbeschaffenheit

Die Hierarchie der einzelnen Zwischenräume wird durch die Art ihrer Oberflächenbeschaffenheit verstärkt und somit deutlicher. In Tschlin hat sich diese im Laufe der Jahre durch bestehende Strukturen und die Funktion des jeweiligen Raums automatisch ergeben. Das Resultat ist eine grosse Einfachheit und Selbstverständlichkeit. Die verwendeten Materialien zeichnen sich nicht durch eine Fülle an Varianten, sondern durch eine genaue Zuordnung ab.

Das vorgefundene Strassenbild zeigte eine Vielfalt von verwandten Oberflächenbehandlungen. So fanden sich neben Pflasterungen aus Bollensteinen auch solche aus handgebrochenen oder bearbeiteten Pflastersteinen, sowohl in Reihen wie auch in Bogenform verlegt. Weniger wichtige Gassen und Wege waren naturbelassen, Teilbereiche geteert.

Gepflastert wurde ursprünglich nur mit Bollensteinen. Diese Tatsache wird belegt durch noch erhaltene Fragmente bei den Hauseinfahrten wie auch um die Brunnenanlagen herum.

Bei der Instandstellung der Oberflächen wurden die bestehenden Steine wiederverwendet und wie bis anhin in Sand verlegt. Es wurde darauf geachtet, die weichen Übergänge zu erhalten. Linien und scharfe Kanten wurden möglichst vermieden, in seltenen Fällen aber auch gezielt eingesetzt. Da und dort sollte auch etwas Gras wieder wachsen können, eine kleine bepflanzbare Erdfläche übrigbleiben.

Ausstattung des Aussenraumes

Heute notwendige Einrichtungen wie Elektrokästen, Hydranten, Schächte, Hinweis-



Abb. 262: Tschlin, Aussenräume. Drei grosse steinerne Stufen markieren den Übergang zwischen öffentlichem Strassenraum und privatem Innenraum.



Abb. 263: Tschlin, Aussenräume. Die verschieden grossen Pflastersteine der ehemaligen Hauptstrasse kamen nach der Sanierung an der gleichen Stelle wieder zur Verwendung.



Abb. 264: Tschlin, Aussenräume. Die Brunnentröge aus Beton von 1905 haben durch die Restaurierung den ursprünglichen Charakter zurückerhalten. Der Brunnenstock dient gleichzeitig als Hydrant.

tafeln, Papierkörbe und nicht zuletzt Beleuchtungskörper wollte man auf ein Minimum beschränken und so selbstverständlich wie möglich in die bestehende Situation integrieren. Nur so konnte man vermeiden, die räumlichen und gestalterischen Qualitäten nicht zu übertönen.

Abb. 265-267: Tschlin, Aussenräume. Übergänge und Grenzen, Licht und Schatten, weiche und harte Oberflächen schaffen Spannung.



Die Brunnenanlagen waren einst die einzigen gestalteten Ausstattungselemente des Aussenraumes. In Verbindung mit der Sanierung der Strassenräume benutzte man die Gelegenheit, die vier bestehenden Brunnenanlagen im Dorf zu restaurieren. Sie stammen alle aus der Zeit um 1905. Die Verwendung des damals noch neuen Baustoffs Beton und die gusseisernen Brunnenstöcke machen sie zu wertvollen Bauzeugen jener Zeit. Diese „Kleinstdenkmäler“ sind leider vielerorts aus dem Ortsbild verbannt worden. Um so erfreulicher ist es also, dass man in Tschlin die Bedeutung auch jüngerer Bestandteile des öffentlichen Raums erkannt hat. Die wertvollen Brunnenstöcke wurden durch Sandstrahlen entrostet und fachgerecht gestrichen. Durch ein aufwändiges Verfahren konnten beschädigte Teile der Brunnen wiederaufgebaut und eine neue Schutzschicht, welche der Zersetzung des Materials entgegenwirkt, angebracht werden.



Es bleibt zu hoffen, dass diese wertvolle Initiative des Dorfes Tschlin auf die weiteren Fraktionen der Gemeinde ausgedehnt und als vorbildliches Beispiel in die Planung der Region einfließen wird.

Die Denkmalpflege Graubünden und die Fachhochschule beider Basel (FHBB), Abteilung Architektur, pflegen schon seit vielen Jahren die Zusammenarbeit bei der Dokumentation von Bautypen und Siedlungsformen im Kanton. Diese Erfahrungen in der Haus- und Siedlungsforschung werden derzeit im Rahmen eines gemeinsamen problem- und anwendungsorientierten Forschungsprojektes genutzt. Hierbei beteiligen sich neben den genannten Institutionen weitere kantonale Amtsstellen sowie der Bündner Heimatschutz.

Ausgangslage

Viele ländliche Siedlungen im Berggebiet verfügen zwar auch heute noch über weitgehend intakte Siedlungs- und Landschaftsbilder, sind aber gleichzeitig – verursacht etwa durch den allgemeinen Strukturwandel in der Landwirtschaft, durch Tourismusinteressen und steigende Wohnkonfortansprüche – schon seit längerem einem starken Anpassungsdruck ausgesetzt. Völerorts sind dessen Folgen denn auch schon an einer unvorteilhaften Siedlungsentwicklung und Kulturlandschaftsveränderung erkennbar.

Im Zusammenhang mit der Revision des Bundesgesetzes für Raumplanung und den Vorgaben der aktuellen Berggebietspolitik von Bund und Kantonen sind nun kantonale Amtsstellen und Gemeindebehörden gefordert, Konzepte und Planungsinstrumente zur Förderung einer nachhaltigen Entwicklung von Siedlung und Kulturlandschaft zu erarbeiten.

Die Diskussion über die künftige Siedlungsentwicklung und Raumordnungspolitik kann nur auf der Basis von Siedlungsanalysen und Arbeitshilfen geschehen, welche die



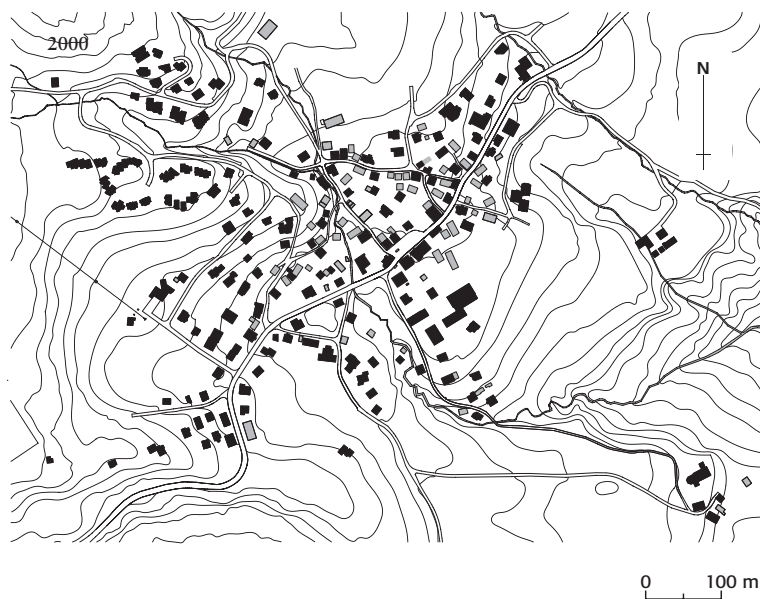
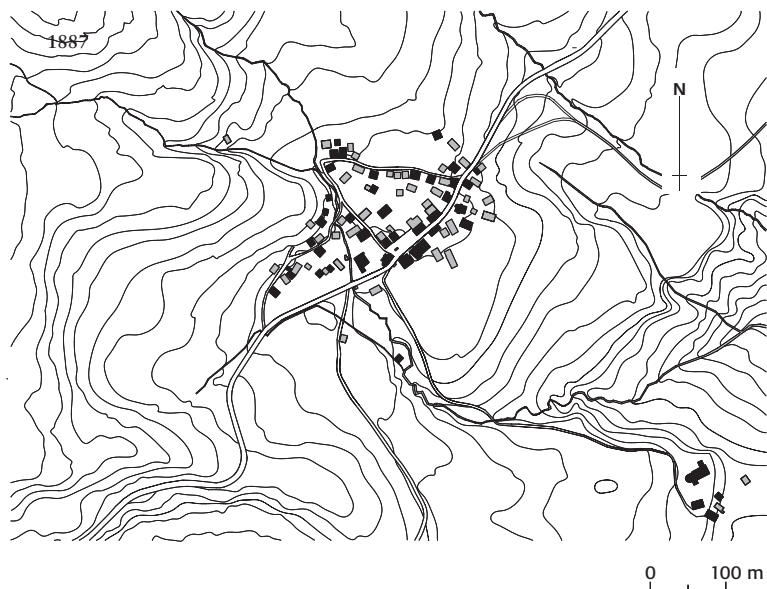
Abb. 268: Lumbrein, 2002.
Bei der Entwicklung von planerischen Konzepten für die Val Lumnezia müssen sowohl die Anforderungen einer zukunftsfähigen Landwirtschaft als auch die touristischen Interessen an einer intakten Kulturlandschaft berücksichtigt werden.

bestehenden Inventargrundlagen (Bundesinventare Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz [ISOS] und Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler [BLN], Siedlungsinventare der Kantone) vertiefen und allen in Planungs- und Baubewilligungsprozessen involvierten Partnern die Entscheidungsfindung erleichtern.

Kurzbeschreibung des Projekts

Das obgenannte Gesamtprojekt umfasst zwei von ihrer wirtschaftlichen Ausrichtung und baukulturellen Prägung her unter-

Abb. 269: Vella, Ausdehnung der Siedlung 1887 und 2000 (Wohnbauten: schwarz; Ökonomiebauten: grau). Die Dokumentation des Siedlungswachstums vor dem Hintergrund demographischer und wirtschaftlicher Entwicklungen, planerischer Eingriffe und allgemeiner Bautätigkeit bildet eine wichtige Grundlage für Diskussionen um die zukünftige Siedlungsentwicklung. Mst. 1:10 000.



schiedliche Täler: die Val Lumnezia in Graubünden und die Alta Capriasca im Tessin. In beiden Talschaften werden exemplarisch Einzelbauten und Siedlungen mit den dazugehörigen Landschaftsräumen erforscht und damit Grundlagen geschaffen für eine ganzheitliche Betrachtung des Kulturlandschaftsraumes im jeweiligen Untersuchungsgebiet (Abb. 268-271). Projektziel ist die Erarbeitung von bau- und siedlungstypologischen Dokumentationen, die in der Praxis der Raumplanung, der Denkmalpflege und der kommunalen Baubehörden im Sinne eines Know-how-Transfers eingesetzt werden können. Dazu werden in enger Zusammenarbeit mit den Projektpartnern siedlungs- und bauanalytische Verfahren, Darstellungsmethoden und Formen der Wissensvermittlung erarbeitet und ihre Umsetzbarkeit im Projektgebiet in Graubünden und im Tessin geprüft. Planerische und gestalterische Anliegen sollen für Fachleute und Laien gleichermassen handhabbar formuliert und veranschaulicht werden, mit dem Zweck, das Interesse und die Sensibilität für eine qualitätvolle Bewahrung und zukunftsfähige Entwicklung von Einzelbauten und Siedlungen zu wecken.

Die Ergebnisse des Projektes werden im Frühjahr 2005 publiziert.

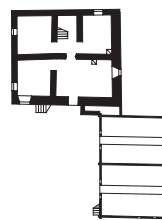
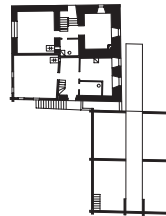
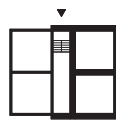


Abb. 270: Degen, Hofeinheit aus dem 17. Jahrhundert. In jeder Siedlung werden die charakteristischen Haus- und Hofformen erfasst und nach bautypologischen und chronologischen Kriterien geordnet. Die Kenntnis der ortstypischen Bauformen ist Grundvoraussetzung für die qualitätvolle Erhaltung und Weiterentwicklung der lokalen Baukultur.



Abb. 271: Degen, Ausschnitt
Dorfteil mit winkelförmig
angeordneten Zwielhöfen.
Die wiederholte Anordnung
dieser Winkelhöfe in zwei
Richtungen ergibt in Verbin-
dung mit den gefassten
Pflanzgärten und Hofräu-
men eine schachbrettförmige
offene Bebauung mit in-
nenliegenden Aussenräu-
men. Mittels strukturanalyti-
scher Betrachtung lassen
sich Muster und Regeln sol-
cher Bebauungsstrukturen
ableiten und darstellen.

Untersuchungsgebiet

Graubünden, Val Lumnezia: Gemeinden
Degen, Vella, Lumbrein
Tessin, Alta Capriasca: Gemeinden Bido-
gno, Corticiasca, Roveredo, Treggia

Auftraggeber

Bundesamt für Berufsbildung und Techno-
logie, Kommission für Technologie und In-
novation (KTI)

Laufzeit

2001-2004

Projektpartner Graubünden

Denkmalpflege Graubünden (DPG)
Amt für Landwirtschaft, Strukturverbesserung
und Vermessung (ALSV)
Amt für Natur und Landschaft (ANL)
Amt für Raumplanung (ARP)
Bündner Heimatschutz (BHS)
Pro Val Lumnezia

Projektpartner Tessin

Divisione della Formazione professionale
(DFP)
Scuola universitaria professionale della Svi-
zzera italiana (SUPSI)
Ufficio dei beni culturali (UBC), Sezione
Pianificazione Urbanistica (SPU)

Projektleitung

Fachhochschule beider Basel (FHBB), Ab-
teilung Architektur
weitere Informationen: www.fhbb.ch

Im Regierungsprogramm 2001-2004 sieht das Projekt Nr. 23 die Erarbeitung von "Konzepten für schützenswerte Kulturlandschaften" vor. Im Jahr 2002 wurde eine exemplarische Studie am Beispiel der Kulturlandschaft Val Medel realisiert. Ziel des Teilprojektes "Konzepte für die Kulturlandschaft Val Medel" war es, gemeinsam mit der Bevölkerung Wege zu erarbeiten; Wege in die Zukunft, welche sowohl der Erhaltung der Kulturlandschaft als auch der Weiterentwicklung der Landwirtschaft und des Tourismus gerecht werden. Eine Studie zur Entwicklung der Kulturlandschaft sowie zwei Arbeiten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Tales, die Inventare des Amtes für Natur und Landschaft und eine flächendeckende Aufnahme der Gebäude durch die Denkmalpflege bildeten die Grundlage des Projektes. Im Jahr 2003 sollen die dabei gewonnenen Ergebnisse analysiert werden, um allgemeinere Aussagen zum Umgang mit schützenswerten Kulturlandschaften in Graubünden zu erhalten. Die Resultate wiederum werden gegen Ende 2004 auf einer Tagung den Direktbetroffenen und Fachleuten vorgestellt und mit diesen diskutiert werden.

Das Projekt "Konzepte für die Kulturlandschaft Val Medel" wurde von einem Team realisiert, das sich folgendermassen zusammensetzte: Marc Antoni Nay, Denkmalpflege, Projektleitung; Hans Schneider, Amt für Natur und Landschaft; Peter Bolliger, Fachhochschule Rapperswil, Fachstelle Landschaftsentwicklung; Silvia Stuppäck, Fachhochschule Rapperswil, Fachstelle Tourismus; Pieder Vincens, landwirtschaftliche Beratung Surselva; Armon Fontana, freischaffender Kulturhistoriker, Assistenz Projektleitung; Marlene Kunz, Denkmalpflege, Projektorganisation.



Für die Realisierung waren neun Projekttagge geplant gewesen, es sollten schliesslich deren zehn werden. Der Prozess lässt sich in vier Schritte gliedern: Die Teambildung, das Sammeln, das Auswählen sowie die Erarbeitung und Diskussion von Vorschlägen.

Die Teambildung

Der Teambildung war der erste Projekttag gewidmet. Eine Einleitung ins Thema wurde ergänzt durch die Erarbeitung und Einübung von Arbeitsformen und den Aufbau einer angenehmen Gesprächskultur, dem Austausch der individuellen Ziele und der Festlegung des Vorgehens.

Das Team entwickelte sich im Laufe der weiteren Projekttagge ausgezeichnet. Die Gesprächskultur war offen, die Diskussionen teilweise kontrovers, aber immer konstruktiv. Im Verlauf des Projektes war eine deutliche Effizienzsteigerung spürbar.

Im Laufe des Gesprächs zeigte sich, dass die Landwirtschaft als die primäre, die Kultur-

Abb. 272: Val Medel, Kulturlandschaftskonzepte. Verstreute Stallscheunen prägen die Kulturlandschaft im Val Medel. Sie haben teilweise ihre ursprüngliche Nutzung verloren. Der Umgang mit ihnen bildete einen Schwerpunkt der Diskussionen in den Workshops. Auf der Abbildung sieht man Spuren einer weiteren aufgegebenen Nutzung: Terrassen, welche auf den früher im Tal verbreiteten Ackerbau hinweisen.

Abb. 273: Val Medel, Kulturlandschaftskonzepte. Momentaufnahme aus einer Arbeitsgruppe während eines Workshops in der Turnhalle von Curaglia.



landschaft tragende Kraft nicht in der Gruppe vertreten war. Mit Pieder Vincens, dem landwirtschaftlichen Berater für das Tal, konnte diese Lücke optimal geschlossen werden.

Das Sammeln

Dieser Projektschritt umfasste zwei Arbeitstage im Val Medel. Um das Handlungsfeld ein wenig zu strukturieren, wurden zwei Inputs zur Kulturlandschaft Val Medel ins Projekt integriert: zum einen eine Exkursion der Arbeitsgruppe mit dem Geografen Urs Frey als Experten in die Kulturlandschaft, zum andern ein Vortrag desselben zur Entwicklung der Kulturlandschaft im Val Medel. Im Zentrum der Arbeit stand der an den Vortrag anschliessende Workshop. Die Teilnehmer wurden aufgefordert, Themen mit Handlungsbedarf, Probleme, aber auch Lösungswege zu bezeichnen, wobei der Bezug zur Kulturlandschaft sehr weit gefasst wurde.

Themen aus den Workshops mit der Bevölkerung und Beiträge der Teammitglieder wurden festgehalten und den Bereichen “Kulturlandschaft, Landwirtschaft, Tourismus, Wirtschaft (Arbeitsplätze)” zugeordnet. Daraufhin wurden die Beiträge innerhalb der Bereiche nach folgenden Kriterien

gruppiert: Ausgangslage, Zielsetzungen, Stärken/Chancen, Schwächen/Gefahren, weiteres Vorgehen. Das Resultat war ein “Themenspeicher”.

Die Auswahl

Der Projektschritt zur “Auswahl” besass den gleichen Ablauf wie jener zum “Sammeln”: zwei Projektstage vor und nach einer abendlichen Werkstatt. Basis bildete der in Schritt 2 erarbeitete “Themenspeicher”. In einer ersten Phase suchte die Arbeitsgruppe diejenigen Elemente aus dem Themenspeicher heraus, welche aus ihrer Sicht die vielversprechendsten Ansätze aufwiesen. Dabei wurde der Verlauf der Werkstatt zum Thema “Sammeln” stark berücksichtigt, galt es doch in der Werkstatt dieser Phase, der Bevölkerung eine Auswahl an Themen vorzulegen, welche die Teilnehmer derselben mittels eines Punktesystems nach ihrer Bedeutung und Dringlichkeit zu bewerten hatten. Selbstverständlich konnten die Teilnehmer die Auswahl auch ergänzen, was sie auch taten; in einem Falle hatte dies entscheidenden Einfluss auf den weiteren Verlauf des Projekts.

Inputs dieses Schrittes waren: Ein Augenschein der Arbeitsgruppe in einem repräsentativen Bauernbetrieb sowie eine Aussprache mit Gemeindevertretern zur Situation rund um den Verkehrsverein. Dazu kam als Vortrag zu Beginn der abendlichen Werkstatt ein Referat von Marianne Fischbacher, Kuratorin des Museum regional in Ilanz, mit dem Titel “Aus dem Leben einer Mühle, geb. 1877”, in welchem sie einen Einblick in die neuere Wirtschaftsgeschichte des Tales gab. Da die Werkstatt am 5. Dezember stattfand und der Heilige Nikolaus der Schutzpatron der Fraktion Curaglia

lia ist, offerierte die Gemeinde Medel Lucmagn samichlausspezifisches Knabberzeug. Die Teilnehmer wurden in drei Gruppen aufgeteilt, wovon sich zwei den Bezügen zwischen Kulturlandschaft und Landwirtschaft und eine den Zusammenhängen zwischen Kulturlandschaft und Tourismus widmeten.

Die ausgewählten Themen wurden in den Gruppen erläutert, diskutiert und ergänzt. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin erhielt darauf drei Punkte, die er an die einzelnen Themen vergeben konnte.

Die Bewertung der ausgewählten Themen im Bereich Kulturlandschaft und Landwirtschaft durch die Teilnehmer ergab folgende Resultate:

Nutzungskonzept für alte Ställe	25,45%
Architektonische Bauberatung für Wirtschaftsbauten	4,16%
Anerkennung der landwirtschaftlichen Tätigkeiten der Medelser Bauern in der Öffentlichkeit	10,65%
Wertschätzung der Kulturlandschaftspflege der Medelser Bauern	4,16%
LEK zur Pflege der Kulturlandschaft	7,92%
Vernetzungskonzept ÖQV-Beiträge	6,10%
Zusammenarbeit unter Bauern im Val Medel	19,09%
Gemeinsame Vermarktung landw. Produkte	8,44%
Ökoland Val Medel	14,03%

Die Bewertung zeigt einen Schwerpunkt beim Thema der Nutzung alter Stallscheunen. Dieses Anliegen wurde wohl deshalb als derart wichtig erachtet, weil es sehr dringlich ist. Die ungenutzten Ställe werden teilweise nicht mehr unterhalten und drohen innert



kurzer Zeit abzugehen. Vor allem die Erarbeitung eines Nutzungskonzeptes ist für die in der Kulturlandschaft verstreuten Bauten ein schwieriges Unterfangen, da die Umnutzung in Wohnraum unter dem Aspekt der Erhaltung, aber auch einer nachhaltigen Entwicklung nicht sinnvoll erscheint.

Als wichtig eingestuft werden zudem die "Zusammenarbeit unter Bauern in Val Medel" und die gemeinsame Vermarktung landwirtschaftlicher Produkte unter einem Öko-Label. Überraschenderweise wurde das Bedürfnis nach einem Landschaftsentwicklungskonzept und nach einer Vernet-

Abb. 274: Val Medel, Kulturlandschaftskonzepte. Die Bauern haben die Kulturlandschaft im Val Medel geschaffen, aber auch die historischen Siedlungskerne geprägt. Dorf wie Landschaft haben den Wandel der Landwirtschaft verändert. Eine historische Stallscheune in Pardé hat die Funktion eines Freilaufstalls für Jungvieh erhalten.



Abb. 275: Val Medel, Kulturlandschaftskonzepte. Eine Arbeitsgruppe diskutiert die Ergebnisse der Bewertung der Themenbereiche. Diese bildete die Basis für die Vorschläge in der darauffolgenden Werkstatt.

zung der ökologisch wertvollen Flächen nicht als dringlich erachtet.

Die Wertungen zu Kulturlandschaft und Tourismus ergaben folgende Resultate:

verschiedene Angebote zu Kulturland- schaft und Tourismus entwickeln	17,78%
Verbesserung und Ausbau Unterkünfte, Gaststätten	11,11%
Verbesserung Marketing und Verkauf	0,00%
Erhaltung bestehender Kulturgüter	24,44%
Kooperation Landwirtschaft/ Tourismus	13,33%
Kooperation mit Partnern (Blenio, SAC ...)	4,44%
Schaffung IG Tourismus Val Medel	28,89%

Im Bereich Kulturlandschaft und Tourismus wird die Schaffung einer IG Tourismus Val Medel als am dringlichsten erachtet. Als Vorschlag aus der Bevölkerung erhielt das Thema “Erhaltung bestehender Kulturgüter” ebenfalls eine hohe Bewertung. In der Diskussion fand insbesondere die Erhaltung der historischen Brücke bei Pali Erwähnung. Neben der Erhaltung historischer Wohnbauten und Maiensässe geht es hier auch um den Umgang mit den leer stehenden Stallscheunen - dem Thema, welches im Bereich Kulturlandschaft und Landwirtschaft die höchste Wertung erhielt. Weiter zu verfolgen ist zudem die Entwicklung verschiedener Angebote zu Kulturlandschaft und Tourismus. Im Themenspeicher treten unter anderem ein Wanderwegnetz mit Einbezug der Landschaft, der Kulturdenkmäler und der landwirtschaftlichen

Betriebe sowie Studienwochen zum Thema “Kulturlandschaft lesen lernen” auf. Auch die Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und Tourismus erhält in der Bewertung einen durchaus ansprechenden Anteil. Das Problem ist dabei, dass die touristische Hauptsaison im Val Medel grösstenteils mit der intensivsten Arbeitsphase in der Landwirtschaft zusammenfällt. Ebenfalls eine gewisse Bedeutung besass für die beteiligte Bevölkerung die Verbesserung und der Ausbau der Unterkünfte und Gaststätten, währenddem die Zusammenarbeit mit Partnern und eine Verbesserung in Marketing und Verkauf als weniger dringlich erachtet wurde.

Die Vorschläge

Im vierten Schritt des Projektes ging es darum, auf der Basis der Bewertung der ausgewählten Themen der letzten Werkstatt konkrete Vorschläge für Massnahmen zu machen. Für die Erarbeitung derselben wurde eine Zwischensitzung der Arbeitsgruppe eingeschaltet, welche in den Räumlichkeiten der Fachhochschule Rapperswil stattfand. Die drei Vorschläge an die Teilnehmer der letzten Werkstatt lauteten folgendermassen:

Reaktivierung des Bauernvereins mit den Zielen:

- a) Zusammenarbeit unter den Bauern in Val Medel
- b) Nutzungskonzept für alte Ställe
- c) Label-Vermarktung

Gründung einer Gruppe “IG Tourismus” mit einem ersten Teilziel: Erarbeitung der Grundlagen für eine Beteiligung an der Marketinggruppe “Klein, aber fein”, wel-

che bei Graubünden Ferien einen gemeinsamen Prospekt herausgibt.

Schaffung eines Kulturlandschaftsfonds, der als Basis periodisch kommunale Beiträge erhalten soll, einen Anteil der Wasserzinsen. Der diesem Vorschlag zugrunde liegende Grundsatz heisst: einen Teil dessen, was wir von der Landschaft erhalten, wieder an diese zurückgeben.

Zu allen drei Aufgaben konnten aus der Teilnehmerschaft der Werkstätten Arbeitsgruppen gebildet werden.

Als flankierende Massnahmen wurden angeregt: Die Eingabe eines Regioplus-Projekts, falls aus der Tätigkeit der Arbeitsgruppen ein zusammenhängendes Projektbündel entsteht und die Beteiligung an der “Allianz in den Alpen”, welche bei der Umsetzung von Projekten vielfältige Unterstützung gewährt.

Das Rahmenprogramm der letzten Werkstatt bestand in einem Referat von Nicole Schnyder über ihre Arbeit zu den Ernährungsgewohnheiten im Val Medel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zum Abschluss gab es eine Degustation zweier einfacher historischer Speisen (“pesch magers” und “um vegl”).

Erste Schritte für eine Umsetzung

Der fünfte Schritt des Projektes ist noch nicht realisiert. Es ist der wichtigste, derjenige der Umsetzung. Dieselbe ist nur gewährleistet, wenn Leute aus der Gemeinde selber aktiv werden und die Mitglieder des Projektteams in ihrer Rolle als Zugpferde abgelöst werden.

Um den Arbeitsgruppen zur Aktivierung der Landwirte, zur IG Tourismus und zum Kul-

turlandschaftsfond einen optimalen Start zu ermöglichen, ordnete das Projektteam jeder Gruppe zwei bis drei seiner Mitglieder als Berater zu, welche die Arbeitsgruppe während drei Sitzungen begleiten werden.

Wichtigste Komponenten

Die wichtigsten Komponenten beim Vorgehen waren:

Mitwirkung der Bevölkerung: Die Zusammenarbeit mit den Teilnehmern und Teilnehmerinnen an den Workshops war erfreulich. Das Erarbeitete floss in die Diskussionen der Projektgruppe ein. Die Projektgruppe verzichtete - manchmal schweren Herzens - darauf, diejenigen Vorschläge weiterzuverfolgen, welche von den “Einheimischen” nicht als prioritär angesehen wurden. Unabdingbar war die Bereitschaft zur Zusammenarbeit bei den Gemeindebehörden und deren Teilnahme an den Workshops. Der gesellschaftliche Rahmen, zwei Vorträge zu den Grundlagen, die Samichlaus-Überraschung der Gemeinde, das abschliessende Referat über historische Rezepte und die anschliessende Degustation traditioneller Gerichte waren wichtig für das Gesprächsklima der anschliessenden Gesprächsrunden und gewiss teilweise auch Motivation zur Teilnahme.

Umfeld: Ein Projekttag führte uns nach Sars und Haldenstein, alle weiteren Tage verbrachten wir vor Ort – im Tagungssaal über dem Kindergarten, beim Studium der Medelser Landschaft und ihrer Bauten sowie in der Turnhalle bei den abendlichen Workshops - und lernten so auf mannigfaltige Weise das Val Medel und seine Bewohner kennen.

Funktionierendes Team: Die Teammitglieder wurden nach Fähigkeiten und Leistungspotential ausgewählt. Dem Teambildungsprozess war ein ganzer Projekttag gewidmet. Das Team arbeitete zielgerichtet, effizient und mit hohem Engagement, hatte aber trotzdem Zeit für das Miteinander. Die Diskussionen wurden manchmal kontrovers, aber immer offen und fair geführt; eben den Spielregeln entsprechend.

Zielgerichtetes Arbeiten: Konkretes Ziel war immer die Gestaltung der Werkstatt mit der Bevölkerung. Das gemeinsame Ziel, die Organisation der Abendveranstaltung, die jeweils in der Mitte der Doppeltage stand, war sehr motivierend. Die Resultate der Workshops fokussierten den Inhalt der Diskussionen, gaben ihnen eine konkrete Perspektive.

Interdisziplinäres Arbeiten: Vertreter der Denkmalpflege sowie der Landschaftspflege, ein Bauernberater sowie Repräsentanten der Fachstellen für Landschaftsentwicklung und Tourismus der Fachhochschule Rapperswil sassen am gleichen Tisch. Die unterschiedlichen Vorstellungen der Fachrichtungen bereicherten die Arbeiten mehr, als dass sie diese behinderten. Selbstverständlich gab es das eine oder andere Missverständnis. Einer gemeinsamen Diskussionsbasis zuträglich waren die Exkursionen in die Kulturlandschaft und auf den Bauernhof, die thematischen Diskussionen mit der Gemeindepräsidentin Anna Bundi, den Architekten Marlene Gujan und Conrad Pally sowie weiteren Mitgliedern der Bevölkerung und nicht zuletzt die gemeinsam verbrachte "Freizeit".

Themenspeicher: Die erste Werkstatt ergab

eine Themensammlung, welche die Grundlage für die weitere Arbeit bildete. Sie wurde strukturiert und erweitert durch die Projektgruppe. Eine Bewertung in der Werkstatt 2 führte zur ersten Selektion. Der Projektgruppe verblieb es, auf der Basis des Themenkatalogs, der Wertung desselben und den Erfahrungen der Gruppenmitglieder Vorschläge für erste Schritte hin zu einer neuen Art des Umgangs mit ihrer Kulturlandschaft.

Protokolle: Die einzelnen Projekttag wurden bis auf den Teambildungsprozesstag vollständig protokolliert. Die schriftliche Fixierung erfolgte bereits zusammenfassend. Sie ermöglichte nicht nur den Rückgriff auf bereits Vergessenes, sondern diente auch als Basis für die Vorbereitung der folgenden Projekttag und bildete die Grundlage für die Projektauswertung und damit auch dieses Textes.

Aufgabenteilung: Arbeit in Kleingruppen und Einzelarbeit wurden an zwei Orten eingesetzt. Einmal bei der Erledigung der Arbeiten zwischen den Projekttagen, dann auch, wenn die Zeit bei der Vorbereitung der Workshops knapp wurde.

Überprüfung der Ziele

Das Ziel, gemeinsam mit der Bevölkerung Wege in die Zukunft zu erarbeiten, die sowohl der Erhaltung der Kulturlandschaft als auch der Weiterentwicklung der Landwirtschaft und des Tourismus gerecht werden, wurde erreicht. In Verlaufe des Projekts konnte eine Vielzahl von Handlungsfeldern in Ansätzen diskutiert werden. Diese sind in einem "Themenspeicher" gesammelt. Der Verlauf des Projektes zeigte, dass

nur ein einziger Ansatz weiter verfolgt werden konnte, wenn man sich einigermaßen an das vorgegebene Zeitbudget halten und das Verfahren einmal in der Praxis durchspielen wollte. Dies ergab einen Schönheitsfehler: Statt einer Vielzahl von Konzepten entstand lediglich ein Konzept für den Umgang mit einer schützenswerten Kulturlandschaft als Resultat. Dieses konnte dafür in der Praxis erprobt werden. Da im zweiten Projektteil der beschrittene Weg analysiert und verallgemeinert werden soll, wurden Veröffentlichung und Tagung ans Ende des Gesamtprojekts gesetzt. Ein Ziel hat die Gruppe erreicht, ohne es vorgängig formuliert zu haben: Aus den Workshops mit der Bevölkerung heraus sind drei Arbeitsgruppen entstanden, in welchen sich die Bevölkerung der Pflege und Weiterentwicklung ihrer Kulturlandschaft annimmt.

Auch im formalen Bereich wurden die Ziele erreicht: Die Teamarbeit war effizient, die

Workshops waren ein Erfolg. Es gelang, bei den Teilnehmern das Bewusstsein und das Interesse für die Kulturlandschaft zu wecken sowie den Diskurs in der Gemeinde über den Umgang mit dem kulturellen Erbe zu verstärken.

Im zweiten Teil des Projektes “Konzepte für schützenswerte Kulturlandschaften” gilt es nun, das in Medel angewandte Verfahren zu reflektieren, zu verfeinern und zu verallgemeinern. Ein wesentlicher Bestandteil ist die Diskussion des Modells mit Fachleuten und Behördenvertretern.

Parallel dazu werden Mitglieder des Projektteams die Arbeitsgruppen im Tal begleiten. Ziel ist es - nun unter Leitung Einheimischer - den eingeleiteten Prozess weiterzuführen, hin zu einem bewussteren und nachhaltigeren Umgang mit der Kulturlandschaft im Val Medel.

ADG: Abb. 1, 2, 4, 6, 8, 11, 13, 17, 19-27, 36-44, 46-48, 50, 53, 79-100, 121-131, 134-137, 139, 140, 142-144, 146-165
Affolter Jehanne, Neuchâtel NE: Abb. 77, 78
Amt für Landwirtschaft, Strukturverbesserungen und Vermessung Graubünden, Chur: Abb. 18
Archeotech SA, Epalinges VD: Abb. 34
ARGE Restauratoren Kathedrale Chur, Chur: Titelblatt, Abb. 179-182, 184-190
Aus der Au Thomas, Winterthur ZH: Abb. 215-227, 229-232, 250-258
Baader Stefan, Basel BS: Abb. 241-246
Berger Daniel, Bern BE: Abb. 56-60, 75, 76
Bolliger Peter, Fachstelle für Landschaftsentwicklung, Fachhochschule Rapperswil SG: Abb. 272-275
Bruni Attilio, Mesocco: Abb. 132, 133
Brunner Georg O., Schwerzenbach ZH: Abb. 112-120
Clavadetscher Otto P./Meyer Werner: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1994, S. 53 links unten: Abb. 204
DPG: Abb. 194-202, 203, 205-214, 228, 233, 235, 236, 239, 240, 247, 259-267
Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Sammlung Wehrli, B.20314, Bern BE: Abb. 141
Fachhochschule beider Basel (FHBB), Abteilung Architektur, Muttenz BL: Abb. 268-271
Feiner Ralph, Malans: Abb. 167, 237, 238
Garbald Andrea © Fondazione Garbald, Zürich ZH: Abb. 7, 9, 10, 12, 15, 16
Goll Jürg, Münstair: Abb. 29-33
Högl Lukas, Zürich ZH: Abb. 191-193
Hunger Felix, Saas i. P.: Abb. 168
Hüster-Plogmann Heide, Seminar für Ur- und Frühgeschichte, Archäobiologische Abteilung, Basel BS: Abb. 101-111
Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta)-ETH Zürich ZH: Abb. 5
Jenny Hansjürg, Andeer: Abb. 171
Kantonsarchäologie Zürich ZH: Abb. 35
Kaufmann Susanna, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der römischen Provinzen der Universität Bern BE: Abb. 45
Küntzel Rudolf, Paspels: Abb. 145
Leuzinger René, Bergün/Bravuogn: Abb. 248-249
Mader Josef, Chur: Abb. 3
Maissen Alois, Rabi: Abb. 170
Marugg Hans, Thusis: Abb. 234
Nay Marc Antoni, Rothenbrunnen: Abb. 183
Nielsen Ebbe, Kantonsarchäologie Luzern LU: Abb. 49, 51, 52, 54, 55, 61-74
Pally Conrad, Curaglia: Abb. 169
Pedetti Romano, Photo Tiara, Rothenbrunnen: Abb. 166, 178
Rudolf Steiner Schule, Wetzikon ZH (Feldmessprojekt 10. Klasse, Juni 1995): Abb. 14
Sennhauser Hans Rudolf, Zurzach AG: Abb. 28
Sennhauser Raphael, Zürich ZH: Abb. 172, 174
Tiefbauamt Graubünden, Chur: Abb. 138
Tscholl Erich, Münstair/Doris Warger, Frauenfeld TG: Abb. 175-177
Willi Pia, Münstair: Abb. 173

Allgemein

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
DPG	Denkmalpflege Graubünden
ETHZ	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
LK	Landeskarte
N	Nord
RM	Rätisches Museum, Chur
SG	Sondiergraben, Sondage
SGU/SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte/ Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Literatur

AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur 1992
AS	Archäologie der Schweiz
BM	Bündner Monatsblatt
BUB	Bündner Urkundenbuch, Bd. I-IV, Chur 1955-2001
HA	Helvetia Archaeologica
Jb ADG DPG	Jahresberichte Archäologischer Dienst und Denkmalpflege Graubünden
JbHVFL	Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein
Jb RGZM	Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz
JbSGU/JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte/Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
JHGG	Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden/Jahresbericht der Historischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Bd. I-VII, Basel 1937-1948
SPM	Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter. Vom Neandertaler zu Karl dem Grossen. Bd. I-IV, Basel 1993-1999

**Adressen der
Dienststellen/Autoren**

Archäologischer Dienst Graubünden
Schloss Haldenstein
CH-7023 Haldenstein
Tel. 081 354 94 14
Fax 081 354 94 24
E-Mail: info@adg.gr.ch

Autoren ADG:
Bruno Caduff, Urs Clavadetscher, Manuel Janosa,
Alfred Liver, Jürg Rageth, Mathias Seifert

Denkmalpflege Graubünden
Loestrasse 14
CH-7000 Chur
Tel. 081 257 27 92
Fax 081 257 21 69
E-Mail: info@dpg.gr.ch

Autoren DPG:
Augustin Carigiet, Mengia Mathis, Peter Mattli,
Thomas F. Meyer, Marc Antoni Nay, Hans Rutis-
hauser

Bihr-de Salis Jane
Unterniesenberg 45b
CH-5625 Kallern
Tel. 056 666 10 34
E-Mail: janebihr@bluewin.ch

Bosch Gian Carlo
Fachhochschule beider Basel (FHBB)
Abteilung Architektur
CH-4132 Muttenz
Tel. 061 467 42 72
E-Mail: g.bosch@fhbb.ch

Brunner Georg O.
Blattenstrasse 9
CH-8603 Schwerzenbach
Tel. 01 825 00 24

Courvoisier Hans Rudolf
Schlipfweg 22
CH-4125 Riehen
Tel. 061 641 00 38
E-Mail: hr.courvoisier@freesurf.ch

Diaz Tabernero José
Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS)
Aarberggasse 30
Postfach 6855
CH-3001 Bern
Tel. 031 311 34 24
E-Mail: ITMS@bluewin.ch

Durst Michael
Theologische Hochschule Chur
Alte Schanfiggerstr. 7/9
CH-7000 Chur
Tel. 081 252 20 12
E-Mail: michaelhurst@freesurf.ch

Faccani Guido
Nussbaumstrasse 24
CH-8003 Zürich
Natel 079 548 01 73
E-Mail: g.faccani@bluewin.ch

Goll Jürg
Archäologie Kloster St. Johann
CH-7537 Müstair
Tel. 081 858 56 62
Fax 081 858 62 92
E-Mail: goll@arch.ethz.ch

Hüster Plogmann Heide
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Archäobiologische Abteilung
Petersgraben 9-11
CH-4051 Basel
Tel. 061 267 23 49
E-Mail: Heide.Huester-Plogmann@unibas.ch

Kocherhans Yvonne
Fachhochschule beider Basel (FHBB)
Abteilung Architektur
CH-4132 Muttenz
Tel. 061 467 42 72
E-Mail: g.bosch@fhbb.ch

Nielsen Ebbe
Kantonsarchäologie Luzern
Frankenstrasse 9
CH-6002 Luzern
Tel. 041 228 65 95
E-Mail: ebbe.nielsen@lu.ch

Sennhauser Hans Rudolf
Pfauengasse 1
CH-5330 Zuzach
Tel. 056 249 12 67
Fax 056 250 63 80
E-Mail: leuenzz@bluewin.ch

Studer Walter
Huttenstrasse 52
CH-8006 Zürich
Tel. 01 261 05 63
E-Mail: studer@arch.ethz.ch

Zeittabelle

	Zeitstufen		Merkmale	Ausgewählte Fundstellen
-14000				
-10000	Altsteinzeit (Spätpaläolithikum)		Jäger, Sammler	Chur, Marsöl
-6000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	ältere	Jäger, Sammler	
		jüngere		
-5500				Mesocco, Tec Nev
-5000 -4000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	frühe	Sesshaftigkeit, Ackerbau, Viehzucht, Gefässe aus Ton, Kupfer, Rad	Mesocco, Tec Nev
		mittlere		Zizers, Friedau
		späte		Chur, Areal Ackermann Castaneda, Pian del Remit Tamins, Crestis
-2200				
-1550 -1300	Bronzezeit	frühe	Bronze, Glas	Savognin, Padnal
		mittlere		Lumbrein, Crestaulta St. Moritz, Mauritiusquelle
		späte		Chur, Sennhof/Karlihof Scuol, Munt Baselgia
-800				
-450	Eisenzeit	ältere	Eisen, Geldwirtschaft, Fürstensitze	Tamins, Unterm Dorf
		jüngere		Chur, Areal Ackermann Castaneda, Dorf Lantsch/Lenz, Bot da Loz
-15				
400	Römische Epoche		Mörtel, Bodenheizung	Chur, Welschdörfli Riom-Parsonz, Cadra
800	Frühmittelalter		Kirchen, Klöster	Chur, St. Stephan Castiel, Carschlingg Müstair, Kloster St. Johann Tumegl/Tomils, Sogn Murezi
1200	Hochmittelalter			Waltensburg/Vuorz, Burg Jörgenberg Zillis-Reischen, Kirche St. Martin Mesocco, Castello
1500	Spätmittelalter		Burgen	Marmorera, Burg Marmels Fürstenau, Haus Stoffel
	Neuzeit		Schlösser	Haldenstein, Schloss